H. sing. 1446(1

1.5.29.

G Ble

# Briefe
# über die Schweiz

von

C. Meiners,

Professor der Weltweisheit auf der
Universität zu Göttingen.

Erster Theil.

(Mit Kupfern.)

Wien,

gedruckt und verlegt bey F. A. Schrämbl.

1791.

Hb/66/340

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorrede.

Als ich im vorletzten Jahre eine Reise in die Schweiz machte, dachte ich gar nicht daran, über dieses so oft beschriebene Land jemahls etwas drucken zu lassen. Als ich aber nach meiner Rückkunft die von mir aufgezeichneten Beobachtungen und Nachrichten durchlas und ergänzte, um sie für meine vertrautesten Freunde lesbar zu machen, glaubte ich zu bemerken, daß sie auch dem Publikum nicht ganz uninteressant scheinen würden. Unterdessen ist der Hauptbewegungsgrund, warum ich die gegenwärtigen Briefe bekannt mache, dieser: so viel in meinem Vermögen ist, zur Ausrottung und Bestreitung der Vorurtheile beyzutragen, welche einige nicht genug unterrichtete Schriftsteller wider die Schweiz zu verbrei-

ten oder zu unterhalten suchen. Ich habe in der Schweiz so viel Vergnügen genossen, und so viele vortreffliche Menschen kennen gelernt, daß ich mich der erstern schämen, und der Freundschaft der letztern unwürdig machen würde, wenn ich nicht alle meine Kräfte und mein geringes Ansehen anwendete, ein Land, welches vor allen andern die Aufmerksamkeit der aufgeklärtesten Menschen auf sich zieht, gegen ungerechte Beschuldigungen zu vertheidigen. Schweizerische Gelehrte würden dieses ohne Zweifel noch gründlicher thun können als ich, allein ihre Schutzschriften würden wahrscheinlich bey einem größeren Werthe doch ein kleineres Gewicht haben als die Erzählungen und Raisonnements eines Ausländers, der schon bey manchen in dem guten Rufe steht, daß er sich durch die seltensten Verdienste und Vorzüge großer Männer und ganzer Nationen nicht so sehr blenden läßt, daß er nicht auch ihre Fehler bemerken, und wenn er Veranlassung dazu hat, freymüthig rügen sollte.

Den größten Nutzen werden meine Briefe wahrscheinlich jungen Leuten verschaffen, die meistens unvorbereitet, ohne festen Plan, ohne genaue Kenntniß des Landes und ohne vorhergemachte Bekanntschaften in die Schweiz reisen, und ihre Zeit recht gut genutzt zu haben glauben, wenn sie die vornehmsten Städte, einige der berühmtesten Männer, die Zeughäuser, den Rheinfall, den Staubbach, die Schneeberge, Gletscher u. s. w. gesehen haben. Wo sie auch hinkommen, überlassen sie sich blindlings der Führung ihrer Wirthe, Miethkutscher und Lehnbedienten, oder folgen höchstens der Anweisung eines oder des andern neuern Reisebeschreibers. Wenn sie irgendwo eine angenehme Bekanntschaft machen, so bleiben sie länger, als sie sollten, und lassen sich wohl gar verführen, in Gegenden mitzureisen, wohin sie zu gehen gar nicht die Absicht hatten. Eine Folge hiervon ist, daß ihnen am Ende die Zeit zu kurz wird, und daß sie die wichtigsten Dinge unbeobachtet lassen müssen.

Selbst alsdann, wenn ein junger Mann mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstet und mit den nachdrücklichsten Emfehlungsschreiben versehen ist, wird es ihm doch immer sehr schwer, fremde Länder recht kennen zu lernen. Wenn Empfehlungsschreiben nicht durch den Nahmen oder die Verdienste desjenigen, der sie überreicht, mächtig unterstützt werden, so sind sie in einem Lande, das häufig von Fremden besucht wird, entweder von gar keinem Nutzen, oder sie verschaffen höchstens sehr entbehrliche Gefälligkeiten, nähmlich eine oder mehrere Einladungen zum Essen und einen oder einige Gegenbesuche. Weil junge Leute selten so viel Kenntnisse, Erfahrung und reife Urtheilskraft besitzen, daß sie Männern von gewissen Jahren auf die Länge eine angenehme Unterhaltung gewähren, weil man ihnen über dieß nicht immer so viel Klugheit oder Discretion zutraut, als zur Bewahrung von geheimen Nachrichten und Gesinnungen erfordert wird, so nähern oder eröffnen sich ihnen gerade diejenigen Per-

sonen, an deren Hand allein man fremde Länder recht kennen lernt, selten so sehr, daß ihr Umgang ihnen besonders vortheilhaft werden könnte. Das jugendliche Alter ist also dasjenige, wo man zwar die Zeit zu großen Reisen am besten entbehren, aber nicht, wo man diese am besten nutzen kann.

Weil aber doch die meisten Menschen zu keiner andern Zeit, als in den letzten Jahren der Jugend oder in den ersten des männlichen Alters reisen können, so sollte wenigstens kein junger Mann eine große Reise antreten, bevor er nicht alles wichtige, was über die Länder, die er besuchen will, geschrieben worden, gelesen, bevor er ferner nicht die Absichten, weßwegen er sein Vaterland verläßt, genau bestimmt, und einen so viel als möglich vollständigen Plan seiner ganzen Reise gemacht hätte. Einen solchen Plan hat man aber erst alsdann entworfen, wenn man die Zeit, welche man zur Reise anzuwenden gedenkt, mit den Ländern und Örtern, die man sehen will, verglichen, und über dieß so wohl

die Entfernungen der Örter als die Zeit, welche zur Bewegung von einem Orte zum andern erfordert wird, und die für den Aufenthalt an einem jeden Orte übrig bleibt, erfahren hat. Wenn man mit dieser Arbeit fertig ist, so muß man nachforschen, wie viel nach eines jeden Absichten an einem jeden Orte merkwürdiges ist, und alsdann erst kann man bestimmen, wie lange man sich an einem jeden Orte aufhalten will. Alle diese schönen Vorsätze aber helfen wieder nichts, wenn man nicht Thätigkeit genug hat, sie auszuführen, und Standhaftigkeit genug, sich weder durch Vergnügungen und Höflichkeiten, die man irgendwo genießt, noch durch die Rathschläge von Personen, die andere Absichten haben und andere Dinge merkwürdig finden, abwendig machen zu lassen, ohne daß man die Zeit, die man irgendwo zugibt, schon anderswo wieder zu gewinnen weiß. Wer nicht auf diese Art nach einem vorhergemachten Plane reist, der glaubt in kurzer Zeit die halbe Welt durchstreifen zu können, und sieht

am Ende doch viel weniger als ein anderer, der gleich Anfangs seine Wünsche nach dem Maße seiner Zeit ordnete.

Für diejenigen, welche in die kleinen Kantone reisen, ist kein gefährlicherer Fallstrick als die mir nicht ganz erklärliche Begierde der meisten Reisenden, aus allen Kräften und selbst über alle Kräfte zu eilen. Dieß unruhige Vorwärtsstreben muß sehr allgemein und verführerisch seyn, weil ich es selbst in Personen bemerkt habe, die sonst über sich und ihre Handlungen nachzudenken gewohnt waren. Sollte diese treibende Begierde etwa aus dem unangenehmen Gefühle der Beschwerlichkeiten, die mit einer Reise durch die kleinen Kantone verbunden sind, und aus dem geheimen Wunsche entstehen, von diesen Beschwerlichkeiten, so bald als möglich, befreyt zu werden? Wenn man aber so zwecklos läuft, als viele zu thun pflegen, so setzt man sich nicht bloß der Gefahr aus, seiner Gesundheit durch zu heftige Erhitzungen zu schaden, sondern man beraubt sich auch der süßesten und

dauerhaftesten Früchte der ganzen Reise. Gemeiniglich langt man alsdann bey den erhabensten oder merkwürdigsten Gegenständen so erschöpft an, daß man keine Kräfte für den Genuß und keine Aufmerksamkeit zum Beobachten übrig hat. Man verliert die Entzückungen, womit der Anblick der großen Werke der Natur unerschlaffte Sinne würde überströmt haben, empfängt nur schwache Bilder von dem, was man gesehen hat, und kann also auch nicht einmahl in der Folge durch die Einbildungskraft das wieder nachhohlen, was man vor Ermüdung versäumt und verloren hat. Demjenigen also, welcher einen Theil der Schweiz zu Fuße besuchen will, kann man keine heilsamere Regel geben als diese: ja nicht nach dem Ruhme zu streben, mehr Stunden als andere an einem Tage gemacht zu haben, und noch weniger sich durch das Drängen von Führern oder Begleitern, die sich nach der Ruhe und dem Gasthofe sehnen, von der ruhigen Beobachtung seltener Phänomene abhalten oder sich darin

unterbrechen zu lassen. Zu solchen Wundern, als die Schweiz dem Wanderer darbietet, muß man nicht nur mit frischen Sinnen und Kräften kommen, sondern man muß sich auch nicht einmahl mit der ersten oder einer flüchtigen Übersicht begnügen. Man muß sie vielmehr von allen Seiten betrachten, und die ganze Einbildungskraft gleichsam von ihnen so durchdringen lassen, daß die empfangenen Abdrücke nicht so leicht durch die Länge der Zeit vertilgt werden können.

Den gegenwärtigen Zustand von Ländern und lebende Freunde oder ganze Klassen von Menschen zu schildern, ist eine viel schwerere Arbeit, als diejenigen sich einbilden, die Reisebeschreibungen nur gelesen und nicht selbst gemacht haben. Man ist alle Augenblicke in Gefahr, im Lobe oder Tadel zu viel zu thun, oder sich doch den Schein davon zu geben. Ich bin mir zwar bewußt, daß ich nie wider meine Überzeugung gelobt oder getadelt, doch gestehe ich, daß ich öfter verdienten Tadel als gerech-

tes Lob unterdrückt habe. Ich that dieses alle Mahl, wenn ich befürchten mußte, daß ich durch Tadel nur allein kränken oder ärgern, aber nicht bessern würde. Auch habe ich nie getadelt, um meine beleidigte Eitelkeit zu rächen, oder um meine Briefe dadurch zu würzen, oder um mir dadurch die Miene eines schwer zu befriedigenden Kenners zu geben. Wenn ich nicht loben konnte, so suchte ich meinen Tadel in die gelindesten Worte einzukleiden, und ich hoffe deßwegen, daß ihn an manchen Stellen nur diejenigen, denen ich einen Wink geben wollte, bemerken werden. Bey aller dieser Vorsicht werden sich aber doch noch manche über die Freymüthigkeit oder Härte meiner Urtheile beklagen; allein diese muß ich zu bedenken bitten, daß es am besten sey, daß Mißbräuche je eher je lieber abgeschafft werden, und daß dieses am schnellsten zu geschehen pflege, wenn man sie öffentlich und ohne Bitterkeit rügt. Wenn ich ohne Grund getadelt haben sollte, so bin ich bereit zu wiederrufen, so bald

man mir mein Unrecht zeigt. Nie aber werde ich mich der Ausflucht bedienen, daß mir ein unvorsichtiger Ausdruck entwischt sey. Ich habe immer wohlbedächtlich, wiewohl stets in den wohlwollendsten Absichten, getadelt.

Fast noch mehr als hämischen Tadel hasse ich die Treulosigkeit, oder auch nur die kindische Unvorsichtigkeit, womit Reisende bisweilen Geheimnisse bekannt machen, wodurch diejenigen, von welchen sie dieselben empfangen haben, oft in die größte Verantwortung oder doch in unangenehme Verlegenheit kommen. Wenn ich dem Publikum alles das hätte mittheilen wollen, was man mir nicht als einem Reisenden, sondern als Freunde anvertrauet hat, so würde ich meine Briefe noch mit vielen interessanten Anekdoten, oder brauchbaren Datis und Gedanken haben bereichern können. Allein fern sey es von mir, Freunde oder Gönner, oder auch nur solche Personen zu verrathen, die wegen ihrer unbegrenzten Geschwätzigkeit von Reisenden nicht

einmahl Verschwiegenheit fordern könnten, in deren Nahmen oder zu deren Besten aber doch ein rechtschaffener Mann Discretion und Klugheit auszuüben verpflichtet ist. Nichts würde mich daher so sehr beugen, als wenn ich hörte, daß ich auch nur einem entfernten Bekannten durch die eine oder die andere Stelle Verdrießlichkeiten zugezogen hätte; wenigstens habe ich alles gethan, was in meinen Kräften war, um mich gegen einen Unfall zu sichern, wo man ohne seine Redlichkeit zu verläugnen nicht einmahl Genugthuung geben oder Schaden ersetzen kann.

Wenn ich nicht schon seit langer Zeit allerley Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit auch der wahrhaftesten Reisebeschreiber gehegt hätte, so würde ich dergleichen gewiß auf meiner Reise aus eigner Erfahrung gefaßt haben. Es ist mir nicht selten begegnet, daß ich so wohl eigene Beobachtungen, als Nachrichten von Personen, gegen deren Kenntnisse und Aufrichtigkeit ich nicht den geringsten Argwohn hegen konnte, mehr=

mahls habe berichtigen müssen, und ich hätte oft nur einen oder einige Tage weniger an einem Orte bleiben dürfen, um mit verschiedenen falschen Nachrichten und Bemerkungen wegzureisen. Ich schmeichle mir also nicht, daß ich allenthalben lange genug geblieben bin, um die begangenen Fehler wahrzunehmen und zu verbessern, ich kann mir aber doch selbst das Zeugniß geben, daß ich solche Fehler, so viel als möglich, zu verhüthen gesucht habe. Ich begnügte mich nicht damit, das was ich selbst sah, sorgfältig zu beobachten, die Erzählungen anderer, so viel es Zeit und Umstände erlaubten, zu prüfen, und so wohl das Gesehene als das Gehörte fast immer an jedem Tage aufzuschreiben, ich habe mich auch in der Folge bemüht, da, wo ich im geringsten zweifelhaft war, meine Ungewißheit durch genaue Erkundigungen zu heben und aufzuklären.

Vielleicht fällt es manchen Lesern, die mich kennen, und noch mehr solchen, die mich nicht kennen, auf, daß ich nicht nur

die Empfindungen und Gedanken, welche der Anblick von gewissen Gegenständen in mir hervor brachte, sondern auch selbst kleine Vorfälle erzähle, die uns auf unserer Reise begegnet sind. Damit man nun nicht glaube, daß ich die Absicht gehabt habe, mich zum Helden eines Romans zu machen, so bemerke ich erstlich, daß zwar nicht die einzige richtige, aber gewiß die einzige interessante und rührende Art Gegenstände zu schildern diese sey, wenn man nicht bloß ihre Form, Größe, Breite u. s. w., sondern hauptsächlich die Eindrücke darstellt, welche sie in einer gesunden, nicht empfindungslosen und im Nachdenken nicht ungeübten Person erzeugt haben. Welche Leser würden nicht unwillig werden, wenn z. B. ein Reisebeschreiber ihnen vom Rheinfalle weiter nichts als die Breite des Flusses, die Höhe der Felsen, die Masse des Wassers und die Tiefe und Geschwindigkeit des Falls, selbst mit der größten geometrischen Schärfe angäbe? Wenn ich aber hin und wieder nicht bloß meine Empfindungen und Gedanken, sondern auch

Begegnisse, und besonders gewisse mir sehr erfreuliche Situationen berührt habe, so muß ich den Lesern, die mich nicht persönlich kennen, offenherzig gestehen, daß ich diese Briefe nicht bloß für sie, sondern auch für viele von meinen Freunden und Gönnern bekannt mache, denen ich wünsche, daß sie die Stelle mündlicher Erzählungen vertreten möchten. Diesen zu Gefallen habe ich nicht bloß Länder, und Städte, und Seen, und Berge beschrieben, sondern auch hier oder dort angemerkt, wie ich mir in oder auf denselben gefallen habe. Mehrere meiner Freunde hatten entweder dieselbige Reise, die ich gemacht habe, schon vollendet, oder werden sie auch noch antreten, und diesen wird es gewiß nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen an interessanten Orten gleichsam Spuren von mir zurück lasse. Wenigstens würde mir meine Reise noch viel angenehmer geworden seyn, wenn ich einem meiner Herzensfreunde nachgereiset wäre, und allenthalben gewußt hätte, daß ich mich jetzt eben da freute und eben das

betrachtete, wo mein Freund sich gefreuet, und was mein Freund gesehen hätte. Auch diejenigen Leser, die mich nicht als Mensch, sondern nur als Schriftsteller kennen, werden, glaube ich, am Ende mit den seltenen Erscheinungen des Reisenden nicht unzufrieden bleiben. Wenn diese Erscheinungen nicht zu häufig, oder mit ekelhaften Prahlereyen begleitet sind, so bringen sie allmählich eine gewisse Theilnehmung an der Person des Reisenden hervor, wodurch sich Reisebeschreibungen am meisten von trockenen Topographien oder Geographien unterscheiden, und auch viel anziehender als diese letztern werden.

Ehe ich diese Vorrede schließe, will ich meinen Lesern noch eine Frage vorlegen, die der Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden werth ist: woher es nähmlich komme, daß alle Personen, die nicht zu schwächlich oder ängstlich, oder an eine zu einförmige gebundene Lebensart gewöhnt sind (denn diese sind gemeiniglich Reisehasser), daß also die meisten Menschen so außerordentlich

gern reisen, ungeachtet man auf Reisen unläugbar viele Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entbehren muß, die man zu Hause genießt, und manchen Gefahren und Beschwerlichkeiten ausgesetzt ist, die auch von den glücklichsten Reisen unzertrennlich sind. Anstatt daß man sich zu Hause gegen Kälte und Hitze schützen, nach Belieben essen und trinken, schlafen und wieder aufstehen, ruhen und arbeiten, allein oder in Gesellschaft seyn kann, muß man auf der Reise oft alle Unbequemlichkeiten der Witterung, und bisweilen gar Hunger und Durst ausstehen. Man muß sich gefallen lassen, spät zu Bette zu gehen, und früh wieder geweckt zu werden, schlecht oder doch zur ungewohnten Zeit, oder in langweiliger Gesellschaft und fern von seinen vertrautesten Freunden zu speisen, und bey alle dem muß man sich oft noch freuen, wenn man enge übelriechende Zimmer, und verdächtige oder gar unreinliche Betten erhalten kann. Hierzu kommen noch die Qualen der langen Weile und Ungeduld, wovon

lebhafte Personen befallen werden, wenn man sie wider ihre Erwartung aufhält; die Grobheiten von Postbedienten, Wirthen oder Aufwärtern, denen man auch mit der größten Sanftmuth und Höflichkeit nicht ganz ausweichen kann; die Besorgnisse, daß man in schlechten Wegen, oder mit schlechten Pferden und unerfahrnen Fuhrleuten umgeworfen werden, oder stecken bleiben, oder etwas zerbrechen möchte; der Verdruß über das enge Beysammenwohnen, und die daher entstehende Unordnung, über das beständige Ein- und Auspacken, und über den Verlust von Sachen, die entweder vergessen oder gestohlen werden, endlich die Schmerzen des Abschiedes von würdigen Menschen, die man in seinem Leben wieder zu sehen oft nicht hoffen kann u. s. w. Ich zweifle sehr, ob diese Unanehmlichkeiten von den Vergnügungen aufgewogen werden, um welcher willen man Reisende am meisten zu beneiden, und auch fast ganz allein Reisen zu unternehmen pflegt: durch die Vergnügungen neue und merkwürdige Örter, Ge-

genden und Menschen zu sehen, und eine Menge angenehmer und nützlicher Kenntnisse zu sammeln, die man auf keine andere Art erlangen kann. Meiner Meinung nach liegt der größte und geheimste Reiz des Reisens in dem erhöhten Wohlbefinden des Körpers, und der ungewöhnlichen Heiterkeit des Geistes, die durch den beständigen Genuß einer freyen und gesunden Luft, durch anhaltende Bewegung und Zerstreuung, und durch Entfernung von allen häuslichen Sorgen und anstrengenden Geschäften hervor gebracht werden. Wenigstens habe ich gefunden, daß Personen, auf deren Gesundheit Bewegung und frische Luft nicht die vortheilhaften Wirkungen hatten, die sie gemeiniglich zu haben pflegen, aller Vergnügungen ungeachtet, die sie genossen, doch bald des Reisens überdrüssig wurden, und sich nach Hause zu sehnen anfingen. Diejenigen hingegen, die von einem festern Baue sind und gereist haben, werden gestehen, daß sie das Wonnegefühl einer vollkommnen Gesundheit des Leibes, und einer

fast gar nicht zu überwindenden guten Laune, nie in dem Maße und so anhaltend, als auf Reisen in sich wahrgenommen haben. Dieß beglückende Gefühl wird nicht einmahl durch große Beschwerlichkeiten unterdrückt. Wenn man auch noch so sehr erschöpft und ermüdet ist, so bleibt man doch meistens heiter, und tröstet sich mit der Hoffnung einer baldigen Stärkung durch Ruhe, Speise und Trank, deren Süßigkeiten man auch nur auf Reisen ganz empfinden kann. Freye Luft und beständige Bewegung schenken aber nicht bloß dauerhafte Gesundheit des Körpers und Geistes, und die damit verbundene größere Empfindlichkeit gegen alles Gute und Schöne, und geringere Reizbarkeit gegen alles Unangenehme und Häßliche, sie verschaffen auch unmittelbar angenehme Empfindungen, deren man sich bey einer geringen Aufmerksamkeit auf sich selbst bewußt werden kann. Es gibt gewiß nur wenig Menschen, denen eine sanfte und rasche Bewegung in einem bequemen Wagen und auf einem

guten Wege nicht so süße Gefühle erweckte, daß sie dieselben nur in der Stille genießen zu können glauben' und schon durch Gespräche zu schwächen, oder zu zerstören fürchten; auch werden nur wenige seyn, die nicht auf Reisen an manchem kühlen und heitern Morgen die Luft mit einer solchen Gierigkeit eingesogen hätten, als wenn sie mit einem jeden Athemzuge einen vollen Freudenbecher oder gar den Trank des Lebens ausleerten.

C. Meiners.

# Vorrede

## zur zweyten Ausgabe.

Unter allen meinen Schriften habe ich keine mit so vielem Vergnügen ausgearbeitet, keine mit so viel Ängstlichkeit dem Drucke übergeben (denn wie leicht war es, mit dem großen Haufen von Reisebeschreibern vermischt zu werden!) und keine andere endlich durch eine so günstige, und alle meine Erwartung weit übersteigende Aufnahme belohnt gefunden, als meine Briefe über die Schweiz. Den schmeichelhaftesten Beyfall erhielten diese Briefe in Deutschland und andern Ländern, in welchen sich Deutsche oder Liebhaber der deutschen Litteratur aufhalten. Hier las man am unbefangensten, weil man weder sein Vaterland noch seine Mitbürger geschildert fand. In der Schweiz hingegen wurden meine Brie-

se noch viel begieriger als in Deutschland gelesen, allein die Urtheile, die sie erfuhren, und die Eindrücke, die sie hervor brachten, waren viel verschiedener. Manche der größten und einsichtsvollsten Staatsmänner in Bern und andern Städten der Schweiz bezeugten mir öffentlich oder in Briefen ihren aufrichtenden Beyfall, und empfahlen meine Briefe der Jugend, damit sie daraus ihr Vaterland kennen lernen möchten. Mehrere Ungenannte oder mir vorher unbekannte Personen gaben mir auf eine oft rührendtreuherzige Art das Vergnügen und die Belehrung zu erkennen, die sie in meinen Briefen gefunden hätten, und ich rechne daher die vielen neuen Bekanntschaften mit edeln und verehrungswürdigen Männern, die durch meine Briefe veranlaßt worden sind, zu den schmeichelhaftesten und wichtigsten Belohnungen meiner Arbeit. Der große Haufe von Lesern aber in allen oder den meisten Kantonen war mit meinen Briefen äußerst unzufrieden, weil ich nicht alles gelobt, oder nicht genug gelobt, und einiges getadelt hatte. In Basel sollte ich das Zutrauen meiner Freunde gemißbraucht, offenherzige Personen in Gesellschaften belauscht, und einen meiner besten Freunde in Gefahr gesetzt haben, für

einen Ausspäher der schwachen Seite seiner Landsleute gehalten zu werden, und gerade auf das Wenige, was ich etwa von der schwachen Seite der Basler aufgedeckt habe, bin ich, wie ich auf das heiligste versichern kann, nicht in Basel, sondern in andern Gegenden der Schweiz aufmerksam gemacht, oder auch durch mich selbst aufmerksam geworden. Im Kanton Schweiz oder Schwyz war man darüber aufgebracht, daß ich einen Reding und Hedlinger wie einen Perikles oder Alcibiades geschildert, und dadurch leicht Ursache zur Erneuerung von Unruhen hätte geben können, die kaum gestillt worden seyen. Auch hätte ich die Gastfreundschaft, die man in Einsiedeln gegen mich ausgeübt, sehr schlecht durch Spott belohnt.— Man lese meine Nachrichten über Schwyz und Einsiedeln, und urtheile, ob ich die genannten Männer so geschildert, und solche Gastfreundschaft in Einsiedeln genossen habe, als man mir in Schwyz vorgeworfen hat. Unterwalden und Uri verbanden sich mit Schwyz, und Lucern tadelte es, daß ich zu verächtlich von dieser Stadt gesprochen, und nur Herrn Pfyfer und sein Werk einiger Aufmerksamkeit gewürdiget habe. In Zürch waren manche mit mei-

nem Urtheile über Waser eben so sehr als mit dem über Lavater unzufrieden. Man fand es zudringlich, um kein härteres Wort zu brauchen, daß ich mich in ihre Gerichte und Rechtssprüche einmischen oder ihnen vorschreiben wolle, welche Ehrfurcht sie Herrn Lavater zu erweisen schuldig seyen. In Genf eiferten diejenigen, die sich meine Schrift verdolmetschen ließen, nicht nur wider meine Aussprüche über das Recht und Unrecht der streitenden Parteyen, sondern fast wider alle meine übrigen Nachrichten und Urtheile, am meisten wider die Stellen, worin ich die Lage der Stadt herab gesetzt, und den Genferinnen Schönheit, Andacht und blaue Augen abgesprochen habe. Nirgends aber war der Aufstand gegen mich größer als in Bern, um welchen Kanton ich es am wenigsten verdient zu haben glaubte: Wenn ich bey der ersten Erscheinung meiner Briefe, schrieb man mir aus Bern selbst, gegenwärtig gewesen wäre, so würde ich in Gefahr gewesen seyn, gesteinigt zu werden, und bey diesem Unfalle hätte ich keinen andern Trost gehabt, als daß diese Strafe meistens durch schöne Hände an mir wäre vollzogen worden. Der Unwille über meine Briefe war so groß, daß man beynahe den Vorsatz ge-

faßt und ausgeführt hätte, keinen fremden Gelehrten und überhaupt keinen Reisenden, der des Reisebeschreibungsfiebers nur von fern verdächtig sey, in die gute Gesellschaft zuzulassen.

Bey allen diesen heftigen Äußerungen und Entwürfen vergaß man ganz, was man dem Manne, wider den man so sehr zürnte, schuldig war, und wovon es ihm leid thut, daß er es denen, die seine Absichten so sehr mißkannten, öffentlich sagen muß. Man dachte nicht daran, daß der Verfasser der Briefe über die Schweiz durch seine treuen Schilderungen und unpartheyischen Urtheile die Schweiz von der Geringschätzung errettet habe, worin sie durch verfälschte Nachrichten und zu harte Urtheile wenigstens in Deutschland zu fallen in Gefahr war. Man achtete nicht darauf, daß der Tadler der Sitten des bernischen Frauenzimmers die bernische Jugend auf das kräftigste zum Fleiße aufgemuntert, daß er, wenn auch nicht die Gebrechen des Staats selbst, wenigstens die Quellen und Folgen derselben richtiger und nachdrücklicher als andere gezeigt, und daß er gewiß manchen Patrioten unterstützt habe, Mißbräuche zu rügen und abzustellen, denen man weniger entgegen arbeitete, bevor man

wußte, daß sie auch von Auswärtigen könnten bemerkt und getadelt werden. Man verkannte endlich (und dieß hat mir am meisten weh gethan) die wohlwollenden Absichten und die Schonung, womit ich getadelt hatte, und die mir außer Bern den Verdacht oder gar den Vorwurf zuzogen, daß ich für Bern parteyisch eingenommen gewesen sey.

Dieser Unwille der gemeinen Leser aber, deren Lob mich gar nicht erfreuet hätte, war mir viel weniger befremdend als das durch meinen so gelinden Tadel von neuem gereizte Mißtrauen vieler Herren von der Regierung, und die verdoppelte Aufmerksamkeit auf alle diejenigen, von denen man weiß oder argwöhnt, daß sie mit mir oder andern auswärtigen Gelehrten in Verbindung sind oder waren. Man hat zwar keinen von meinen Gönnern und Freunden, die ich in Bern kennen zu lernen das Glück hatte, zur Verantwortung gezogen, weil gerade diejenigen, denen ich den wichtigsten Unterricht zu danken hatte, durch ihre allgemein anerkannten Verdienste und das damit verbundene Ansehen über die Verdächte aller kleingeistigen Laurer sehr weit erhaben waren; allein man hat doch seit der Bekanntmachung meiner Briefe Acht

gegeben, wie viele Briefe ich mit der Post, und an welche ich sie schickte, und wie viele ich wieder, und von welchen ich sie zurück erhielt. Dieß Geheimniß erfuhr ich erst vor kurzem durch einen deutschen Freund, der aus Bern zurück kam, und der es von einem nicht genug vorsichtigen bernischen Herrn gehört hatte. Nun konnte ich es mir auf einmahl erklären, warum diejenigen unter meinen Freunden, die mir die wichtigsten Beyträge versprochen hatten, die Erfüllung ihres Versprechens erst unter allerley unzureichenden Vorwänden von einem Monathe zum andern aufschoben, und warum sie nach immer dringendern Bitten und Aufforderungen endlich ganz aufhörten, mir zu antworten. Diese meine Freunde bitte ich öffentlich um Verzeihung wegen der Verlegenheit, worein ich sie gesetzt, und wegen des falschen Verdachts von Nachlässigkeit, den ich lange gegen sie gehegt habe.

So lange die Regenten noch nicht aufgeklärt genug sind, um einzusehen, daß entweder Zufall oder eine früher oder später ausgeübte Bedrückung ihnen ihre gegenwärtige Gewalt verschafft habe; daß, wenn Macht und Ansehen nach dem Verhältnisse persönlicher Verdienste ausgetheilt werden

sollten, die meisten Regenten, die ihre Völker jetzt unumschränkt beherrschen und mißhandeln, unter dem großen unbedeutenden Haufen dienen müßten; daß eine lange Reihe von Unfällen und Gewaltthätigkeiten in allen Ländern Europens (einige Demokratien und zum Theile auch England ausgenommen) den größten Theil des Volkes oder der Freyen derjenigen Vorrechte beraubt habe, die sie etwa noch vor tausend Jahren besaßen; daß diese gewaltsame Unterdrückung des Volkes, diese Ausschließung desselben von aller Theilnehmung an der höchsten Gewalt, und an der Wahl seiner Obern, endlich der Abgang aller Repräsentanten der zahlreichsten und nützlichsten Mitbürger nur dadurch einiger Maßen wieder gut gemacht und ersetzt werden könne, daß man aufgeklärten Menschenfreunden erlaube, die Bedürfnisse und Nöthen des Volkes freymüthig zu untersuchen und darzustellen, um die Regenten, die man nicht mehr zwingen kann, wenigstens zur Aufmerksamkeit auf herrschende Mißbräuche zu bewegen; daß zuletzt alle Mißbräuche Krankheiten des Staatskörpers, und nicht bloß dem Volke, sondern auch dessen Regenten gefährlich seyen, und daß hingegen die Abschaffung von Mißbräuchen eben dadurch die

Häupter des Volkes mächtiger mache, daß das Volk glücklicher oder weniger elend wird: so lange Regenten von allen diesen Wahrheiten noch nicht überzeugt sind, so lange wird man sie vergebens auffordern, freye Prüfungen und Schilderungen der vaterländischen Geschichte und Verfassung nicht bloß zu dulden, sondern auch dazu zu ermuntern, weil beide ihnen gewiß auf die Länge heilsam sind.

Wenn aber Fürsten und Regierungen auch immer noch nicht glauben wollen, daß ihr wahrer Vortheil und die Wohlfarth des Volkes unzertrennlich mit einander verbunden seyen, und daß sie ihre Unterthanen nicht unglücklich oder minder glücklich machen können, ohne sich selbst zu strafen, so sollten wenigstens andere Betrachtungen sie vermögen, die Publicität selbst in ihren eigenen Angelegenheiten zu begünstigen. Bey dem jetzt so regen und sich immer weiter und unaufhaltsamer verbreitenden Untersuchungsgeiste ist es unmöglich, daß Regierungen ihre Schwächen den Augen von scharfsichtigen Einheimischen oder Fremden verbergen können. Ich, der ich mich gar nicht zu den besonders Scharfsehenden rechne, lebte nur einige Monathe im bernischen Gebiete, und nahm doch viele Män-

gel wahr, die andern Reisenden und selbst auch manchen Eingebornen entgangen waren, und ich bin gewiß, daß andere nach mir noch viel mehr entdecken und viel schärfer tadeln werden. Eben so unmöglich ist es ferner, bey der ängstlichen Aufmerksamkeit und der größten Strenge, alle Mittheilungslinien und Wege zu entdecken und zu versperren, wodurch man Sachen, welche argwöhnische Regierungen unterdrücken möchten, in das große Publikum bringen kann. Wenn z. B. mir und meinen bernischen Freunden so viel daran gelegen wäre, die für mich gesammelten Nachrichten zu erhalten und mitzutheilen, als manchen Herren in Bern daran gelegen ist, alle Nachrichten über Landessachen in Geheimnisse zu verwandeln, und besonders Fremden zu entziehen, so würden wir leicht tausend unerforschliche Mittel finden, wodurch wir uns gegenseitig mittheilen könnten, ohne daß man jemahls im Stande wäre, uns auf die Spur zu kommen. Man sollte ferner bedenken, daß gewöhnlich Patrioten oder Unzufriedene im Lande, und auswärtige Menschenfreunde, oder auch nur die Herausgeber von Monathschriften um desto stärker gereizt werden, alles mitzutheilen

und bekannt zu machen, je mehr die Censur oder Staatsinquisition gegen die Mittheiler geheimer Nachrichten oder solcher, die man gern dazu machen möchte, eifert und sie zu bestrafen sucht. Wenigstens haben es ganz neue Erfahrungen an Baiern, und andern deutschen Staaten gelehrt, daß man um desto lauter außer Landes schreye, durch je härtere Strafen man im Lande zum Schweigen gezwungen wird. In solchen Ländern hingegen, wo die Gelehrten, wie in der Stadt, wo ich zu leben das Glück habe, frey denken, reden und schreiben können, in solchen und von solchen Ländern werden entweder gar nicht oder höchst selten ärgerliche Dinge bekannt gemacht, weil ein jeder nicht ganz verrückter Mensch zu viel Dankbarkeit und Liebe für seine Obern hat, als daß man die durch ihre Gnade erlangte unschätzbare Freyheit zu ihrem Verdrusse oder Verlegenheit mißbrauchen, und unbesonnen solche Mängel rügen sollte, die sich unter den gegenwärtigen Umständen entweder gar nicht heben lassen, oder deren Abschaffung mit der Vernichtung viel größerer Vortheile verbunden seyn, oder deren Rüge nur erbittern, nicht bessern, und die künftige Wegräumung

von Gebrechen nur erschweren oder hinaus schieben würde. Wenn aber Staaten, die alle Untersuchung und öffentliche Bekanntmachung ihres ehemahligen und gegenwärtigen Zustands, und besonders ihrer Schwächen zu hindern suchen, eine Zeitlang zu ihrem wahren Nachtheile in der Erreichung ihrer Wünsche glücklich sind, so erregt wenigstens diese ängstliche Sorgfalt, die freymüthige Verhandlung von Staatssachen durch List oder Gewalt zu verhüthen, alle Mahl einen gegründeten Verdacht, daß man große Geheimnisse der Ungerechtigkeit zu verdecken Ursache habe. Gewiß ist also auch die unzeitige Geheimnißsucht, die strenge Censur und die ängstliche Nachforschung der Urheber der Bekanntmachung von Staatssachen die Hauptursache, warum man bisher die Regierungen in der Schweiz für viel despotischer und drückender gehalten hat, als sie wirklich sind. Wenn ich Genf nach der letzten Revolution ausnehme, so hat, so viel ich weiß, kein anderer schweizerischer Freystaat Ursache, um unrechtmäßiger Anmaßungen und wirklicher Gewaltthätigkeiten willen, das Innere seines Regiments mit einem undurchdringlichen Schleyer zu bedecken. Bey den meisten

entspringt die Abgeneigtheit gegen Publicität aus einer verjährten Gewohnheit, die zur Staatsmaxime geworden ist, vorzüglich aber aus einer gewissen Schüchternheit mancher Mitglieder der Regierungen, welche Schüchternheit fast immer die Folge eines ungeübten Verstandes und eines Mangels von Kenntnissen zu seyn pflegt. Mit ganzen Staaten verhält es sich eben so wie mit einzelnen Menschen. Personen von beschränktem Verstande und Kenntnissen sind entweder zu geschwätzig, oder wenn sie Gefahren und Feinde zu fürchten haben, zu verschlossen und argwöhnisch, weil sie die Fälle nicht zu unterscheiden wissen, wo man ohne Schaden aufrichtig seyn kann und wo man schweigen muß, und weil sie immer denken, daß man dieses oder jenes, wenn es bekannt wäre, auf eine noch unbekannte Art mißbrauchen könne. Große Männer hingegen, deren Verstand eben so geübt und durchdringend, als ihr Herz und Wandel rein und tadellos sind, unterscheiden sich fast immer durch Einfalt, Offenheit und Glauben an Tugend, ungeachtet sie vor der lauschenden Bosheit stets auf ihrer Huth sind. Eben diese sind es auch, die öffentlichen Tadel mit der größten Mä-

tzigung ertragen, und selbst den bittern Spott ihrer Feinde zu nutzen wissen, da hingegen schwache Menschen fast ohne Ausnahme durch jeden, auch den gelindesten Tadel über alles Maß gereizt werden, weil alle Schwachen von Natur äußerst reizbar sind, und insgeheim fürchten, daß sie auch durch den sanftesten Tadel ihren ganzen Ruhm verlieren könnten. Zeitgenossen und Nachkommen also werden in der Schweiz und in allen übrigen Staaten den Zwang oder die Freyheit, die man in politischen Sachen auflegt oder gestattet, als einen untrüglichen Maßstab ansehen; nach welchem man die Billigkeit und Aufklärung, oder die Gewaltthätigkeit und Barbarey von Regenten oder Regierungen bestimmen kann.

Schließlich danke ich allen meinen bekannten und unbekannten Freunden und Gönnern, die mir Berichtigungen meiner Briefe zugeschickt haben. Sie werden in dieser zweyten Ausgabe finden, daß ich keine wichtige Nachricht und Urtheil ungebraucht gelassen habe. Aus den kleinen Kantonen habe ich gar keine Verbesserungen erhalten, und wenn also jetzt noch Unrichtigkeiten in meinen Briefen übrig geblieben seyn sollten, so hat man es sich selbst zu danken,

daß man sich nicht an einen Mann gewendet hat, von welchem man wissen oder leicht erfahren konnte, daß er gern Belehrung annimmt, und daß es ihn keine Überwindung kostet, begangene Fehler öffentlich einzugestehen, und so bald als möglich zu verbessern.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

## Erster Brief.

Tuttlingen am 5. Jun. 1782.

Liebster Freund!

Da ich mich jetzt der Schweiz mit starken Schritten nähere, und fast schon schweizerische Luft einathme, so erinnere ich mich meines Versprechens, Ihnen das Merkwürdigste, was mir in diesem Lande der Freyheit aufstoßen würde, mitzutheilen, und fange gleichsam zur Vorübung an, die Beobachtungen nieder zu schreiben, die ich in einem Theile von Oberschwaben gemacht habe, oder machen werde. Wir fuhren vorgestern von Stuttgart nach Tübingen ab, nachdem wir den Segen unsers verehrungswürdigen Großvaters, und die wärmsten Wünsche unserer übrigen Freunde und Verwandten für die glückliche Fortsetzung unserer Reise empfangen hatten. Wir hielten uns unter Weges eine

gute Stunde in dem Flecken Echterdingen auf, um den berühmten Pastor Hahn kennen zu lernen. Weil uns niemand vorbereitet hatte, so wunderten wir uns Anfangs über das, was uns in seinem Hause zuerst in die Augen fiel, nicht wenig. In dem Zimmer, in welches man uns hinein führte, und das einer Werkstätte ähnlich sah, saßen drei Schneider und eine Spinnerinn in voller Arbeit. Aus diesem Zimmer gingen wir durch eine offene Thür in ein kleines, nicht besser aufgeräumtes und ausmeublirtes Kabinett oder Kämmerchen, wo der Herr Pfarrer neben seinen Pfarrkindern (denn für solche hielt ich die vorhergenannten Personen) studirte. Sein Äußeres entsprach vollkommen seiner Wohnung und Hausrath, und verrieth die Einfalt eines wahrhaftig großen Mannes, der sich mit allem begnügt, wenn er seinen Gedanken nur ungestört nachhangen kann, und der vor den wichtigern Dingen, womit er sich stets beschäftigt, keinen Augenblick für die Bemerkung übrig behält, daß er nicht mehr Bequemlichkeiten als seine Bedienten habe, oder daß Menschen, die viel weniger werth sind, als er, sich schämen würden, wenn sie Fremde in solchen Zimmern, und in einem solchen Aufzuge annehmen sollten. Die Art, wie wir empfangen wurden, war

zwar nicht sehr zuvorkommend, doch fand sich auch keine Spur von angenommener virtuosischer Sprödigkeit und Kälte darin, die durch Schmeicheleyen erweicht seyn will. In Herrn Hahns Gesichte fand ich manche von den Zügen wieder, die ich oft in den Mitgliedern von Brüdergemeinden mit so vielem Vergnügen beobachtet hatte. Am meisten aber drückten sich in seinen Mienen Frömmigkeit und innere Ruhe aus, wodurch auch das Feuer seiner schwarzen Augen, deren Strahlen unter den halbgeschlossenen Augenliedern bescheiden hervor schimmerten, auf eine merkliche Art gemildert wird. In seiner ganzen Person sah man nicht die geringste Zierlichkeit oder bemerkbare Sorgfalt für Anzug, aber auch eben so wenig beleidigenden Schmutz. Er zeigte mir die Werkstätte, wo er vormahls vier, jetzt aber nur zwei Personen unter seiner Aufsicht arbeiten läßt. Unter seinen Werken zogen besonders zwei meine Aufmerksamkeit auf sich. Das erste ist seine Rechenmaschine, mit deren Hülfe man alle Operationen mit den größten Zahlen bis auf zehn Millionen geschwind und ohne Fehl vornehmen kann. Diese Maschine muß auch einen jeden Nichtkenner in Erstaunen setzen, weil man sogleich sieht, wie unendlich viele Combinationen gemacht, und ver-

worfen werden mußten, bevor der Erfinder diejenige traf, die in einem so kleinen Raume so vieles leistete, und so viele Absichten vereinigte und erfüllte. Die ganze Maschine ist keinen halben Fuß hoch, und hat nicht viel mehr als einen Fuß im Durchschnitte. Nicht weniger bewundernswürdig war eine Uhr, die alle Jahr nur ein Mahl aufgezogen wird, und die gar nicht von Staub, oder Kälte und Frost leidet, weil sie ihren Staub selbst abschüttelt, und die Pendel nicht von Metall, sondern von Holz ist. So wohl diese als alle seine übrigen Werke sind bis auf die von ihm erfundene Wage, die in den umliegenden Gegenden fast allgemein aufgenommen ist, in ihrer Zusammensetzung so einfach, und in ihren Wirkungen so zusammengesetzt, wie die Werke der Natur, und gleichen den letztern auch noch darin, daß sie eben so wenig nach Mustern und Vorschriften verfertiget sind. Alle diese neuen Schöpfungen zeigt Ihnen der fromme Mann, als wenn es fremde Werke wären, mit einer Bescheidenheit, die aus keiner andern Quelle, als aus der beständigen Gegenwart des Gedankens entstehen kann, daß alle guten Gaben von oben herab kommen. Wohnte Herr Pfarrer Hahn in Paris oder London, oder hätte er nur einen kleinen Antheil von

der erlaubten Klugheit der Kinder der Welt, und ihrer Kunst sich gelten zu machen, so würde er gewiß für das, was er ist, für das erste oder eins der ersten mechanischen Genies in ganz Europa gehalten werden. Merkwürdig ist es, daß sein Bruder, der vormahls ein Wundarzt war, gleichfalls ein berühmter Uhrmacher ist, und Uhren von eigenthümlicher Erfindung verfertigt. Wenn ich diese beiden Männer mit andern ihnen ähnlichen Künstlern und Erfindern verglei-che, so fällt mir immer wieder die Bemer-kung ein, die ich Ihnen, wenn ich nicht irre, schon sonst mitgetheilt habe, daß fast keine Art von Genies mehr prädestinirt, oder zu gewissen Arbeiten mehr vorher be-stimmt zu seyn scheint als die mechanischen, daß auch keine andere so ungünstige Umstän-de und so große Schwierigkeiten überwinden, und daß endlich auch keine so oft alles Un-terrichts entbehren, und alles so ganz allein aus sich selbst zu schöpfen pflegen.

Mit tiefer Ehrfurcht für den Erfinder und seine Werke, die ich gesehen hatte, nahm ich wie von den Freunden Abschied, die mich von Stuttgart aus bis hierher beglei-tet hatten. Bei den schönen Wegen über die Berge, die zwischen Stuttgart und Tübin-gen liegen, und die man vormahls bey schlech-

tem Wetter nicht ohne Lebensgefahr hinauf und hinab fahren konnte, kamen wir noch bey hellem Sonnenschein zu unserm lieben Freunde, dem Herrn Professor G., den ich schon vormahls hatte kennen lernen. Gleich an diesem ersten Abend erneuerte ich noch mehrere alte Bekanntschaften, und machte einige neue nicht weniger interessante. Am folgenden Tage schien sich das Wetter auf eine dauerhafte Art aufzuheitern, und ich ging deßwegen schon früh mit mehrern Freunden außerhalb der Stadt spazieren. Wir nahmen unsern Weg auf den Berg, von welchem man so wohl das Ammer- als das Neckar-Thal übersieht. Der Rücken des Berges war wider meine Erwartung an den meisten Stellen unfruchtbar und unbebaut, allein ungefähr zwei Stunden von der Stadt öffnete sich an einem Abhange desselben, und an den Grenzen eines Tannenwaldes eine Aussicht, mit welcher ich auf immer eines der Lieblingsfächer meiner Einbildungskraft ausgefüllt habe. Wir entdeckten mit einem Blicke die zauberischen Windungen des Neckar, die lachenden und fruchtbaren Fluren und Wiesen, die dieser Fluß durchströmt, und einen ganzen Haufen von Städten und Dörfern, die so nahe beysammen liegen, daß es fast scheint, als wenn das Land seine Einwohner

nicht alle ernähren könnte. Nach Tische umging ich in einer angenehmen Gesellschaft den Berg, der rechts von dem Thore weg liegt, in welches man von Stuttgart aus hinein fährt. Wir wandelten beständig in üppigen Wiesen, die gerade in dem Zeitpunkte ihrer größten jugendlichen Pracht waren, und bis an den Gipfel des Berges hinan stiegen — eine Erscheinung, die ich zuerst in Schwaben sah, und die mir ein Vorbild von dem war, was ich in der Schweiz zu sehen hoffte. Die Gegend um Tübingen ist ohne Vergleichung schöner als die Stadt selbst, wiewohl sich auch die letztere seit einigen Jahren sehr aufgenommen hat. Die Universität und das Kloster sind beide ungefähr noch in eben dem Zustande, in welchem ich sie das erste Mahl gefunden hatte.

Heute reisten wir um 6 Uhr bey dem schönsten Wetter von Tübingen ab, und fanden auf den beiden ersten Stationen bis Hechingen und Balingen nichts Interessantes als das Bergschloß Hohenzollern, das Stammhaus des großen Königs von Preußen, an welchem der Weg nahe vorbey geht. Hätten Sie es mir wohl zugetraut, daß ich dieß verlassene Bergschloß ganze Stunden lang fast unverwandt, bald mit bloßen Augen, bald mit einem Fernglase betrachtet habe,

und daß ich, wenn ich meinen Blick nur auf einige Augenblicke wegwandte, immer fürchtete, etwas Wichtiges versäumt und übersehen zu haben? Wer aber könnte auch diese gothischen Trümmer ansehen, ohne sie mit der prächtigen Königsstadt und den stolzen Pallästen des großen Friedrichs zu vergleichen, und wem sollte es hier nicht einfallen, daß eben der Held, dessen Vorfahren vielleicht lange in den Thälern, wo ich jetzt fuhr, Reisende und Kaufleute überfielen, nunmehr mit Hunderttausenden zur Vertheidigung seines Volks und seiner Bundesgenossen ausziehen könne? Die regelmäßige Gestalt, und vorzüglich die Höhe des über alle seine Nachbarn stolz hervorragenden Berges, auf welchem Hohenzollern liegt, trugen nicht wenig zur Verstärkung des Eindrucks bey, den sein Anblick, und die dadurch veranlaßten Gedanken in mir hervor brachten. Nur auf solchen Höhen als die von Hohenzollern sind, und bey einer solchen Lebensart, als ihre ersten Bewohner führten, konnten Geschlechter gegründet werden, die so viele Jahrhunderte durch unverdorben und ohne Ausartung fortdauerten. Recht gern hätte ich während meines Aufenthalts in Stuttgart Hohenstauffen besucht, allein das schlechte Wetter, das fast beständig fortdauerte, hielt mich ab, den

Diis manibus der ersten gekrönten Aufklärer des westlichen Europa, und der kühnen Gegner der unleidlichen Allgewalt des römischen Hofes zu opfern.

Der Weg bis Balingen ist gemacht, allein der von Balingen nach Aldingen war äußerst schlecht, wie ich ihn hier gar nicht mehr erwartet hatte. Von dem letzten Orte bis Tuttlingen besserte er sich wieder, so wie die Gegend an Schönheit und Fruchtbarkeit alle übrigen, durch die wir von Stuttgart aus gekommen waren, sehr weit übertraf. Wir fuhren stets durch die fettesten Äcker und Wiesen, die an beiden Seiten bis an den Fuß hoher Gebirge liefen, deren Häupter und Seiten mit dunkeln Wäldern bewachsen waren. In ganz Deutschland habe ich nicht so schön gebaute Flecken und Dörfer, und in ganz Schwaben nicht so schöne Männer gesehen, als hier; die Weiber sind aber desto häßlicher, und machen ihre Häßlichkeit durch ihre Pelzmützen, wie durch ihre kurzen Mieder und Röcke, nur noch auffallender. Ich konnte mich kaum von meinem Erstaunen erhohlen, als ich in der Nachbarschaft des Schwarzwaldes eine schönere Natur und glücklichere Menschen als im übrigen Schwaben antraf. Aus diesen Gegenden, noch mehr aber aus dem eigentli-

chen Schwarzwalde, sind die Emigranten, die wir schon von Bamberg aus fast alle Tage antrafen, die mit Weib und Kind nach Westpreußen ziehen, und deren Zahl sich nach zuverlässigen Nachrichten schon auf mehrere Tausende belaufen soll. Der Herzog von Wirtemberg kann solche Auswanderungen vermöge der Landesgesetze nicht verbieten oder hindern, allein man sollte mit der größten Schärfe die Menschendiebe aufsuchen, die leichtsinnige Personen verführen, ihr Vaterland, wo sie Verwandte, Freunde, Kredit, einen guten Nahmen und die beste Gelegenheit haben, sich und ihre Familie zu ernähren, gegen eingebildete goldene Schlösser, oder doch gegen ferne unbekannte Gegenden, zu verlassen. Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß mehrere Tausende von Auswandernden aus nichtswürdigen Menschen bestehen sollten, die in ihrem Vaterlande nichts zu verlieren hätten, und in einem jeden andern Lande sich besser als in ihrem Geburtsorte zu befinden hofften. So wohl das fruchtbare Oberschwaben, als die weniger fruchtbaren Gegenden des Schwarzwaldes, gewinnen viel durch die Nachbarschaft der Schweiz. Das eine schickt den nichtackerbauenden Nachbarn seinen Überfluß von Früchten, und die andern ihren Überfluß von Menschen

zu, die kurz vor der Erntezeit feyerlich in alle Schweizerstädte, Flecken und Dörfer einziehen, wo sie von den Landleuten, die ihre Arme brauchen, auf eine gewisse Zeit gemiethet werden. Heute begegnete es mir zuerst, daß ich mich einem Postillion gar nicht verständlich machen, und auch ihn nicht verstehen konnte. Nicht weit vor Tuttlingen fuhren wir an einem schönen, aber unbedeutend scheinenden Strömchen her, das uns aber bald wichtiger wurde, als wir hörten, daß dieß die Donau sey. Den Eifer, womit man in diesen Gegenden das Feld baut, konnten wir aus den vielen ungeheuren Misthaufen schließen, die selbst in Tuttlingen vor den Häusern aufgethürmt sind.

Costanz am 7. Junius.

Der gestrige Tag war unstreitig der schönste, und einer der rührendsten unserer ganzen Reise. Schon um 3¾ Uhr brachen wir von Tuttlingen auf, und fuhren in der sanften Dämmerung, die vor der Morgenröthe eines schönen Tages vorher gehet, den hohen Berg hinan, der sich gleich hinter der Stadt erhebt. Wir sahen bald den ersten Schimmer der Morgenröthe, der sich mit jedem

Augenblicke verstärkte, dann die Scheibe der Sonne, wie auf dem Berge liegend, hinter welchem sie hervor ging, aber nicht glänzender als der aufsteigende Vollmond zu seyn pflegt, und endlich den Sonnenkörper in seinem vollen Glanze, der Wälder und Berge vernichtete, und das ganze unter uns liegende Thal in ein Feuermeer verwandelte, in welchem die geblendeten Augen lauter Wellen und Ströme von röthlichem Lichte erblickten. — Als wir die Höhe des Berges erreichten, zeigte man uns die Schneegebirge, aber in einer so großen und ungewissen Entfernung, daß wir sie leicht für weißes Gewölke hätten halten können. Beym Hinabfahren kamen wir in einen Wald, und in diesem Walde in einen gefährlichen Hohlweg, der an manchen Orten so steil war, daß wir der tiefen und mit großen Steinen angefüllten Gleise ungeachtet ein Rad sperren mußten. Ich hielt es kaum für möglich, daß wir unsern Wagen unbeschädigt aus diesem gegen eine große Tiefe sich neigenden Wege heraus bringen würden. Nachdem wir aber einmahl den Wald überwunden hatten, so wurden wir auch für unsere kleinen Ängstlichkeiten durch die seltsamste und romantischste Fahrt belohnt. Wir kamen in das Bett eines Waldstroms, das ganz

mit kleinen Kieseln und Grand gepflastert, und von der Natur selbst zu einer ebnern und festern Chaussee bereitet war als Menschenhände je gebaut haben. In diesem ausgehöhlten Bette fuhren wir wie in den Schachten oder Eingeweiden eines Berges, und waren oft von blühenden Gesträuchen, die von beiden Seiten über den Weg hingen, so beschattet, daß wir kaum über uns den heitern Himmel, und höchstens die Spitzen der nahen Gebirge sehen konnten. Von Engen aus reisten wir durch viel fruchtbarere Fluren, als wir zwischen diesem Orte und Tuttlingen angetroffen hatten, auch lagen fast auf allen Bergspitzen ehrwürdige Ruinen alter Ritterschlösser vor uns. Unter allen diesen zog aber keines unsere Augen so sehr an sich als Hohentwiel, wo unser verehrungswürdiger Großvater manche kummervolle Jahre in dem härtesten Gefängnisse zubrachte. Ich will gar nicht einmahl versuchen, Ihnen die mancherlei Regungen von Mitleiden, Freude und andern Empfindungen zu schildern, die beym Anblicke des Hohentwieler Felsens von neuem, aber lebhafter als jemahls, in uns erwachten. So etwas läßt sich nicht allein nicht beschreiben, sondern auch nur ein Mahl ganz empfinden. Als wir an den Fuß des Berges, und zwar

an die Stelle kamen, wo man hinauf zu gehen, oder hinauf zu fahren pflegt, stiegen meine Frau und ich aus, und ließen den Wagen nach Singen voraus fahren. Wir kletterten muthig die ersten Anhöhen oder Absätze hinan, mußten aber doch wegen der großen Hitze einige Mahle Halt machen, und in einer dieser Pausen erblickten wir auf ein Mahl den ganzen Bodensee mit seinen reizenden Inseln. Selbst in die untere Festung wurden wir nicht eher eingelassen, bis wir unser Empfehlungsschreiben, das wir von Stuttgart mitgebracht hatten, vorzeigten, und einen Soldaten mitnahmen, der uns in das Haus begleitete, welchem wir empfohlen waren. Unter der Leitung von eben so gefälligen als sichern Führern gingen wir allenthalben hin, wohin es uns erlaubt war. Wir sahen die von mehrern Reisebeschreibern erwähnten und an Ketten hangenden Steine, die vormahls Fürsten und Prinzen des wirtembergischen Hauses mit eigener Hand herauf getragen hatten, und unter welchen einige ungeheure Stücke waren. Wir sprachen den alten ehrlichen Gefangenwärter, der unserm Großvater so lange und so treulich gedient hatte, und der sich außerordentlich freute, eine Enkelinn des ihm so theuern Herrn Consulenten zu sehen.

Wir genossen endlich die entzückende Aussicht, die der Herr von Moser mit so vieler Wärme und Wahrheit in seinem Leben schildert, die wir aber noch unermeßlicher und prachtvoller würden gefunden haben, wenn nicht, wie es im Sommer auch bey dem heitersten Wetter um Mittagszeit immer geschieht, ein dünner Nebel, und der zu lebhafte Schimmer der Luft uns die nächsten Gegenstände etwas verdunkelt, und die entferntern entzogen hätte. An einem hellen Tage aber muß es nicht lange nach dem Aufgange, oder gegen den Untergang der Sonne leicht seyn, den ganzen Lauf so wohl der Schweizer- als Tyrolergebirge deutlich wahrzunehmen und zu unterscheiden. Nachdem wir unsere Augen und Herzen genug geweidet hatten, gingen wir auf einem bequemen Fußsteige nach Singrn hinunter, von woher der Herr von Moser das Singen in der Kirche hören konnte. Diese ganze Seite des Berges war mit großen Felsstücken und ganzen Haufen von Graus bedeckt, welche die Zeit von Felsen abgerissen hatte. Die obere Festung liegt auf dem bloßen Felsen, der von allen Seiten, die einzige ausgenommen, von welcher man hinauf kommen kann, fast senkrecht und unersteiglich abgeschnitten ist; doch glaubten wir hin und wieder die Stel-

len bemerken zu können, über welche einige für ihre Freyheit alles wagende Gefangene herunter gekommen seyn könnten. Die Höhe dieses majestätischen Felsens wage ich nicht nach bloßem Augenmaße zu bestimmen, allein man sieht schon in einer Entfernung von mehrern Stunden, daß er sich über alle seine Nachbarn, die mit ihm gleichsam den Vorgrund, oder die Vorgebirge der nächsten Schneeberge ausmachen, sehr weit erhebt. Ich begreife kaum, warum man Fremde nicht ohne ausdrückliche eigenhändige Erlaubniß des Herzogs auf die obere Festung läßt. Wenn Furcht vor heimlichen Unterhandlungen die Ursache davon wäre, so würde man auch gegen Soldaten, Bediente, und solche Personen, welche die Nothwendigkeiten des Lebens auf die Festung bringen, und am ehesten verdächtige Verbindungen unterhalten könnten, strenger seyn müssen, als man wirklich ist. Gegenwärtig soll auf der obern Festung nur ein einziger Staatsgefangener, ein Herr von Knobelsdorf, sitzen, der ehemahls in preußischen Diensten war, und vor etwa zwölf Jahren einige junge Leute von der herzoglichen Garde verführen wollte. Wahrscheinlich hat der Kummer über sein langwieriges Gefängniß, und noch mehr die häufigen Anfälle von Wuth über die

vereitelten Hoffnungen und Entwürfe seines Glücks, und über die in einem finstern und schimpflichen Kerker wegschleichenden schönsten Jahre seines Lebens sein Gehirn verrückt. Wenigstens schreyet er, der Sage nach, manchmahl wie ein Besessener, und stößt die gräßlichsten Schmähungen gegen den Herzog mit einer so furchtbaren Stimme aus, daß man sie in großen Entfernungen hören kann.

Von Singen aus nahmen wir nicht den nächsten Weg auf Costanz, sondern den längern und schönern über Stein am Rhein, wo dieser Fluß sich in ein engeres Bett zusammen zieht. Schon vor dieser Stadt wurden die Gegenden vorzüglich schön, allein diese verschwanden ganz aus unserer Einbildungskraft, als wir uns nicht weit hinter Stein den Ufern des Rheins näherten, und an seinem und nachher am Gestade des Bodensees fortfuhren. Was wir hier mehrere Stunden hinter einander sahen, ging über alles, was unsere Augen bisher gesehen, und unsere Phantasie zusammen gesetzt hatte. Wenn wir nicht in den fast zusammenhangenden Städten, Flecken und Dörfern fuhren, so fanden wir uns immer unter prächtigen Alleen von Obstbäumen, die das Ufer des Sees nicht nur verschönern, sondern auch

befestigen. Diese Bäume sind eben so sehr als der allenthalben sichtbare Wohlstand ein Beweis der höchsten Kultur des Landes, und der ländlichen Industrie seiner Einwohner. Viele Bäume senkten ihre Äste in den hellen See hinab, und wurden bisweilen von Stützen gehalten, die man in den Grund des Sees hinein getrieben hatte. Unter und neben diesen Bäumen sieht man entweder kleine niedliche Wiesen, Weingärten oder Fruchtfelder, die bis an den äußersten aufgemauerten Rand des Ufers laufen. Die Aussicht wird durch die Bäume im geringsten nicht eingeschränkt. Man sieht vielmehr, so weit das Auge reicht, dem majestätischen Laufe des Rheins und den noch prächtigern Gewässern des Bodensees nach, die in der Nähe mit bläulichen, in der Ferne aber mit weißlichen Streifen durchschnitten, und von einem frischen Winde mit einem angenehmen Geräusche an unsere Füße geworfen wurden. Wir sahen auf dem Rheine nur wenige, aber auf dem See desto mehr Schiffe, die sich mit großer Geschwindigkeit nach allen Richtungen hinbewegten. Die entgegengesetzten Ufer waren gleich denen, an welchen wir herfuhren, mit blühenden Städtchen, Flecken und Dörfern, mit Kapellen und Klöstern, mit Landhäusern und Schlös-

fern bekränzt. Zu unserer Rechten hatten wir meistens Weinberge oder Fruchtfelder, die sich in abwechselnden Höhen bis an den Fuß oder die Seiten von Bergen hinzogen, welche entweder mit Waldung bedeckt, oder auch mit schönen Kapellen und Landhäusern besetzt waren. Mitten in diesen Wundern der Natur war es uns nicht möglich im Wagen zu bleiben. Unsere Freude war nicht ruhig und still, dergleichen eine gewöhnlich schöne Natur zu gewähren pflegt, sondern vielmehr ein unruhiges Entzücken, das unser Herz und Blut merklich schneller bewegte, und sich hervor drängen und mittheilen wollte. Gewiß also würde ich die Herrlichkeiten der Schöpfung noch inniger genossen haben, wenn ich sie mit Ihnen, und mit meinen übrigen Freunden und Freundinnen genossen hätte, denn es war mir immer, als wenn ich nicht alles mit meinen Sinnen fassen könnte, oder als wenn ich vor allen meinen übrigen Freunden nicht werth wäre, solche Herrlichkeiten allein zu empfinden, als ich wirklich empfand. Wenn die Wege hin und wieder besser (denn an dieser Seite des Rheins und des Bodensees sind sie noch nicht gebaut), und die Gebirge an der rechten Hand etwas entfernter gewesen wären, so würde ich zu der paradiesischen Landschaft gar nichts

hinzu zu setzen oder wegzuwünschen gehabt haben. Gegen Abend wurde uns ein Theil des Vergnügens, was uns noch bestimmt war, durch die elenden Pferde geraubt, die wir in Singen erhalten hatten. Diese waren so ausgemergelt und abgetrieben, daß wir mit genauer Noth erst um 9 Uhr in Costanz ankamen, und also volle acht Stunden auf einem Wege von drei Meilen zubrachten.

Costanz am 8. Junius.

Gestern Morgen besuchte ich Herrn Pitzenberger, Professor der Philosophie, und den einzigen Schriftsteller in Costanz, der sich durch mehrere schöne Werke rühmlich bekannt gemacht hat. In seiner und einiger seiner Freunde Gesellschaft besahen wir noch vor Tische den Hafen oder Damm, die Domkirche und das Gebäude, in welchem das berühmte Concilium gehalten wurde. Der Saal, auf welchem die heiligen Väter sich versammelten, sieht jetzt einem großen, noch nicht lange aufgeräumten Magazine ähnlich, und wird auch wirklich in der Meßzeit von Kaufleuten zu einem Waarenlager gebraucht. Die Aussicht auf den großen Bodensee, an dessen Ufer das Concilienhaus

liegt, ist entzückend; ich zweifle aber, ob die frommen Männer, die Hieronymus von Prag und Huß richteten, in ihren blutdürstigen Versammlungen für die Schönheiten der Natur Gefühl übrig behalten haben. Man zeigt noch die Stühle, auf welchen der Kaiser und Papst gesessen haben sollen. Diese sind so einfach, daß jetzt vielleicht kein Haupt auch nur einer kleinen deutschen Reichsstadt die damahligen Häupter der Kirche und des Reichs darum beneiden würde. Die ehemahlige Residenz der Bischöfe sieht einem Gefängnisse ähnlicher als einem Pallaste; die Domkirche ist aber viel heller, reinlicher und weniger mit Zierathen überladen, als gothische Gebäude von gleichem Alter sonst zu seyn pflegen. Das Chor ist wirklich schön. Die Wände sind mit Alabaster ausgelegt, und alle Stufen aus schwarzem oder grauem tyrolischen Marmor gearbeitet. Vor der Kirche zeigt man den Stein, auf welchem Huß seiner priesterlichen Würde entsetzt, und die Säule, unter welcher er zum Tode verurtheilt wurde. Die Statue, welche man zur Schändung seines Andenkens unter einer Kanzel im Dom errichtet hatte, ist von eifrigen Katholiken durch Anspeyen und Verstümmelungen auf eine grausame Art gemißhandelt worden. Dieß würde wahrscheinlich jetzt

nicht mehr geschehen, da selbst der Pöbel einzusehen anfängt, daß man Huß ungerechter Weise verdammt, und daß seine Mörder den Verfall der Stadt hauptsächlich verursacht haben. In einem Winkel des Doms war der Tod der Mutter Gottes vorgestellt, bey welcher traurigen Begebenheit mehrere Apostel in Mönchskleidern erschienen.

Nachmittags machten wir in Gesellschaft des Herrn Professor Pitzenberger eine Spazierfahrt nach der Insel Meinau, gewiß der reizendsten unter den kleinen Inseln in unserm Erdtheile. Während der ganzen Fahrt war der Himmel rein und unbewölkt, die Luft milde und stärkend, die ganze Landschaft von dem hellesten Sonnenglanze erleuchtet, und der unabsehbare See so ruhig als der Himmel, dessen Bild aus ihm zurück strahlte. Während daß wir durch die sanfteste Bewegung auf der spiegelhellen Fläche fortgetrieben, und unsere Ohren durch schöne Melodien ergötzt wurden (denn unser Freund hatte eine Gesellschaft von musikalischen Studenten eingeladen), gingen prächtige Klöster, Landhäuser und Schlösser, oder glückliche Städte, Flecken und Dörfer, oder abwechselnde ländliche Scenen vor unsern Augen vorüber. Ich genoß gewiß eben so viel Vergnügen als vorgestern, aber dieß Ver-

gnügen war von einer ganz andern Art. Ich mochte nicht allein nicht reden, sondern kaum reden hören, und ich war am seligsten, wenn ich mich recht in meinem Busen freuen, und mein Entzücken ganz in mir verschließen konnte. Zu dieser stillen Freude trugen wahrscheinlich die sanfte gleichförmige Bewegung des Schiffs und der Ruder, die unbewegliche Heiterkeit des Himmels und Wassers, welche ich über mir und um mich her sah, und endlich der Anblick der feyerlichen Landschaft nicht wenig bey, deren lauteste Geräusche nicht zu uns herüber dringen, und deren Gewimmel wir nicht genau unterscheiden konnten. Als wir nach einer Fahrt von einigen Stunden an der bezaubernden Insel ausstiegen, wurden wir unter der Anführung unsers lieben Begleiters allenthalben auf das freundlichste aufgenommen. Ungeachtet ein Commandeur des deutschen Ordens, dem die ganze Insel gehört, in dem schönen Pallaste residirte, um eine Kur zu brauchen, so erhielten wir doch die Erlaubniß, alle Zimmer, Garten, Keller u. s. w. zu besehen. Auf das schöne Schloß war ich nicht um der Zimmer und ihrer Möbeln, sondern vorzüglich um der Aussicht willen neugierig, die ich mir daraus versprach, und in der That war sie auch von dem Balkon des dritten

Stocks so außerordentlich reich, daß ich mir kaum vorstellen kann, in der Schweiz noch etwas Schöneres zu finden. An dem nähern Ufer sah man Weinberge, Fluren und Wiesen, die bischöfliche Residenz, mehrere alte Schlösser, und eine Menge von Dörfern und Flecken. Wenn man sich aber ein wenig nach der rechten Hand wandte, so verlor sich das Auge in den blauen Gewässern des Sees, dessen Grenze man nicht unterscheiden konnte, und hinter welchem in kaum erreichbarer Ferne die beschneyten Spitzen himmelhoher Berge hervor stiegen. Die ganze Insel, die etwa drey Viertel Stunden im Umfange hat, sieht einem prächtigen Garten gleich, in welchem fette Wiesen und Äcker, bedeckte Gänge, stolze Weinberge, kurz alles, was die Natur nur schenken, und die Kunst veredeln kann, in bald sanfter, bald steiler über einander erhabnen Terrassen versammelt und vertheilt ist. In den Kellern, die in den Felsen hinein gehauen sind, ist eine so große Sammlung von Weinen, als ich vorher noch nie gesehen habe. Unter den alten Seeweinen (so nennt man diejenigen, die auf den Inseln, und an den Ufern des Bodensees gebaut werden) waren mehrere, die mit den ältesten Rheinweinen hätten wetteifern können. Noch nie, glaube ich, hat ein

Fremder diese glückliche, und mir ewig unvergeßliche Insel verlassen, ohne sie zu segnen, und mit einem leisen Seufzer der Sehnsucht zu wünschen, daß es ihm doch möglich seyn möchte, in diesem Elysium bisweilen einen Theil der schönen Jahrszeit hinbringen zu können. Unsere Rückreise war eben so angenehm als die Hinfahrt, und wir hatten noch das Vergnügen, daß ein frischer Abendwind unsere Segel füllte, und uns schneller als unsere Ruderer gekonnt hätten in den Hafen von Costanz brachte.

Schaffhausen am 10. Junius.

Gestern bin ich früh genug angekommen, um alles zu besehen, was ich besehen wollte, und ich würde daher wahrscheinlich jetzt schon wieder auf dem Wege nach Zürch seyn, wenn nicht die Begierde, der Musterung oder wenigstens dem Auszuge der Schaffhauser Cavallerie beyzuwohnen, mich zurück gehalten hätte. Die große Bewegung, welche dieß militärische Fest so wohl in der Stadt als in unserm Gasthofe hervor bringt, hat mich schon eine Stunde nicht ruhen lassen, und ich schreibe Ihnen dieses früh um fünf Uhr. Meine Phantasie ist über dieß noch ganz mit

dem prächtigen Schauspiele des Rheinfalls angefüllt, von dem ich mich gern sogleich mit Ihnen unterhalten möchte, wenn ich nicht noch einiges von Costanz nachzuhohlen hätte.

Vorgestern frühstückten wir bey Herrn Professor Pitzenberger, wo ich Herrn Pater Oberletter, einen gelehrten und aufgeklärten Augustiner, kennen lernte. Mit dem erstern besuchte ich noch einige andere Professoren, und auch die öffentliche Bibliothek, die aber nur ein dürftiger und unbedeutender Rest oder Ausschuß der ehemahligen Büchersammlung der Jesuiten ist. Nach Tische gingen wir zu den Dominikanerinnen, die unter der Aufsicht des Herrn Professor Hauser junge Mädchen im Lesen, Schreiben und einigen weiblichen Arbeiten unterrichten. Diese Klosterfrauen haben keine Clausur, und sie können daher Besuche von Fremden annehmen, und auch selbst außer dem Kloster geben. So viel wir ihrer sahen, hatten sie alle eben so heitere als unschuldige Gesichter. Die ersten Lehrerinnen sind in Freyburg unterrichtet worden, ziehen aber jetzt selbst ihre Nachfolgerinnen nach. Ihre Schülerinnen sind in drey Klassen abgetheilt; in der untersten werden die Buchstaben, in der zweyten das Buchstabiren, in der dritten das

Lesen und Rechtschreiben nach Herrn Felgers Methode gelehrt. Diese Anstalt würde ich an einem jeden andern Orte mit Vergnügen beobachtet haben. Noch viel mehr Freude aber machte sie mir, da ich sie in Costanz traf, einer Stadt, die außerordentliche Hülfsmittel braucht, wenn sie nicht wie bisher weit hinter den übrigen Städten des katholischen Deutschlandes zurück bleiben will. Nachdem wir dem Unterrichte mehrerer Nonnen fast zwey Stunden lang mit vieler Theilnehmung zugehört hatten, setzten wir uns sogleich in ein Schiff und eilten, so geschwind wir konnten, der Insel Reichenau im kleinen Bodensee zu. Diese Fahrt würden wir gewiß neu und bezaubernd gefunden haben, wenn wir nicht den Tag vorher die Reise nach Meinau gemacht hätten, so aber schien uns die erstere eben so tief unter der letztern zu seyn, als Reichenau in Ansehung ihrer Lage unter ihrer kleinern Schwester ist. Der See, auf welchem man fährt, ist viel schmäler, die Ufer sind niedriger, weniger abwechselnd und bebaut, und bisweilen sumpfig, und die Aussicht ist nicht so groß und ausgebreitet als auf dem großen See. Gleich nachdem wir auf der Insel angelandet waren, besuchten wir den Herrn Dekanus und dessen Vicarius, und unter der Führung die-

ser beiden gefälligen Männer erstiegen wir die höchste Anhöhe der Insel, wo ein Krucifix aufgerichtet ist, und wo man das ganze fruchtbare Eiland sammt den nahe umliegenden Gestaden übersehen kann. Die Insel, die ungefähr fünf Viertel Stunden lang und eine halbe breit ist, lag ganz mit dem schönsten Frühlingsgrün bekleidet im ruhigen See, der wie ein Lichtmeer schimmerte. So wohl die Weinberge als Fruchtfelder sind wie Gärten eingefaßt, und das Vieh läuft frey und ohne Hirten auf den Plätzen herum, die man zu Weiden hat liegen lassen. Auf Reichenau selbst wächst der beste Seewein, Schleitheimer genannt, den man uns mit der einnehmendsten Gastfreundlichkeit im Hause des ——— vorsetzte. Rebland ist hier noch ein Mahl so theuer als Ackerland. Ein Juchart von 36000 Quadratschuhen kostet aber doch nur ungefähr tausend Gulden, und würde gewiß vielmehr kosten, wenn Costanz einen bessern Handel hätte, und die vortrefflichen Producte der benachbarten Gegenden vortheilhafter absetzte. Als wir vom Spaziergange zurück kamen, wurden wir in den Dom geführt, ein altes, dunkles, drey hundert Schuh langes Gebäude, wo man Reisenden, unter oder vielmehr vor allen andern Dingen den Zahn und das Grab Karls des

Dicken, das Grab und die Gebeine des heiligen Marcus, und den berüchtigten von Karl dem Großen geschenkten Smaragd zeigt. Man gestand, daß es schwer halten würde, die Ächtheit der Gebeine des heiligen Evangelisten zu beweisen, allein man behauptete, und wie ich glaube mit Recht, daß man auf Reichenau eben so gegründete Ansprüche als in Venedig darauf mache, die Reliquien des heiligen Marcus zu besitzen. Den angeblichen Smaragd hielt keiner von den Herren, die ihn zeigten, für ächt, und würde auch ich nach dem bloßen Anblicke, ohne das mir bekannte Urtheil der Kenner, nicht dafür gehalten haben, ungeachtet ich nicht weiß, wie ein ächter Smaragd von gleicher Größe aussehen würde. Die Masse soll etwa 28 Pfund schwer seyn. Sie ist einige Zoll dick, etwa einen Fuß breit, und noch ein Mahl oder etwas mehr als ein Mahl so lang. Sie ist ferner blaßgrün und durchsichtig, aber nicht rein, sondern inwendig mit Spalten und Streifen durchschnitten, dergleichen man in Stücken von gespaltenem dicken Glase sieht. Dieß vormahls so bewunderte Kleinod besteht jetzt aus zwey ungleichen Fragmenten, in welche es wahrscheinlich durch die Unvorsichtigkeit einer Person, die es zeigte, oder sich

zeigen ließ, zerworfen worden ist. Die alte hölzerne Einfassung, wodurch diese Stücke nur sehr unsicher zusammen gehalten werden, läßt in der Folge abermahls einen ähnlichen Unfall befürchten. Ungleich wichtiger als der Domschatz ist die Bibliothek des Klosters, die außer den gedruckten Werken vier hundert zwey und siebzig Manuscripte, und zwar fast die Hälfte auf Pergament geschrieben enthält. Diese Sammlung war vormahls noch viel zahlreicher, allein die heiligen Väter auf der Kirchenversammlung zu Costanz haben oft ganze Ladungen wichtiger Handschriften kommen lassen, und fast nichts wieder zurück geschickt. Unter den übrig gebliebenen sind mehrere aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte, die aber meistens durch Motten auf eine schreckliche Art zugerichtet sind. Ich zweifle daran, ob die Manuscripte vom Cicero de Officiis, vom Persius, Sallust, Boethius, und andern alten Autoren (zu denen man noch alte Übersetzungen des Aristoteles und Plato rechnen muß) schon gebraucht worden sind. Über allen diesen Merkwürdigkeiten verspäteten wir uns so sehr, daß wir erst um zehn Uhr wieder nach Costanz kamen, und also in der Finsterniß der Nacht von unsern Freunden Abschied nahmen.

Reichenau ist eine von den unzähligen Gegenden in Deutschland, die durch den Eifer frommer und arbeitsamer Geistlichen aus unzugänglichen und öden Wildnissen in reizende Wohnsitze glücklicher Menschen umgeschaffen worden sind, und um derentwillen man gern einen Theil des Mißbrauches vergißt, welchen man in der Folge von den Früchten der von bessern Vorfahren bebauten und errungenen Besitzungen gemacht hat. Die Abtey Reichenau, die schon im achten Jahrhunderte gestiftet wurde, erhielt in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Stiftung unermeßliche Güter und Reichthümer, verarmte aber nachher durch die unsinnige Verschwendung von Äbten so sehr, daß zuletzt nur zwey adeliche Capitularen übrig blieben, und die Abtey mit dem Bisthume Costanz vereinigt wurde. Der Bischof soll durch diese Vereinigung mehr an landesherrlichen Rechten und Hoheiten als an Einkünften gewonnen haben. Er unterhält noch immer zwölf Patres, denen alles, was sie brauchen und verlangen, ohne Einschränkung und Vorschrift gereicht wird, von welchen er aber doch solche, die ihm nicht gefallen, wegschicken kann.

Costanz gehört zu den ödesten Städten in Deutschland und vielleicht in Europa,

und dieß ist um desto trauriger, da sie in Rücksicht auf Lage viel mehr als die reichen und handelnden Städte St. Gallen, Zürch und Schaffhausen begünstiget ist *). Rund um sich her hat sie die fruchtbarste Natur, hinter sich die eben so reichen Landschaften an dem ganzen Umfange des Bodensees, und den schönen Ufern des Rheins, deren Producte sie alle versenden, und denen sie wieder das, was ihnen abginge, zuschicken sollte. Die Haupt-Epoche ihres Verfalls war unstreitig die Zeit der Kirchenversammlung, welche, scheint es, auch eine arme Stadt auf mehrere Menschenalter hätte bereichern müssen. Durch das große Gedränge von Fremden aber, welches das Concilium hervor brachte, wurden, sagt die

*) Costanz hat seit meiner Reise in die Schweiz etwas durch die genferischen Uhrmacher gewonnen, die sich dort niedergelassen, und große Freyheiten erhalten haben, allein man fürchtet nicht, daß die Arbeiter in Costanz denen in Genf großen Abbruch thun werden. Vielmehr, glaubt man, würden die St. Galler, Zürcher, Appenzeller und Toggenburger zu fürchten gehabt haben, wenn sich außer den Uhrmachern andere Flüchtlinge in Costanz niedergelassen hätten.

Überlieferung, alle Lebensmittel auf einen so ausschweifenden Preis hinauf getrieben, und Kaufleute und Handwerker so sehr eingeschränkt, vielleicht auch betrogen, daß sie sich gezwungen sahen, schaarenweise auszuwandern. Nachdem Handel und Gewerbe einmahl einen tödtlichen Stoß empfangen hatten, konnten sie sich nicht leicht wieder erhohlen. Beide wurden durch alle Reize der Freyheit in die benachbarten schweizerischen Städte gezogen, und Costanz nicht allein nicht ermuntert, sondern immerfort noch mehr niedergedrückt, und zwar nicht durch Härte, oder fehlerhafte Verfügungen der Regierung, sondern durch Übel, welche die Regierung vielleicht schon lange gern gehoben hätte. Allein wie konnten sie bisher ganze Haufen betender Mönche zu nützlichen Arbeiten anhalten, oder die Verschwendung von Domherren einschränken oder zurück halten, welche die Früchte des Landes (es gibt freylich immer Ausnahmen) unter fremden Völkern, oder doch an Producte eines ausländischen Luxus verschwenden? Auch hier ist der gemeine Mann mehr wider die reichen Pfründen der Domherren als wider die Armuth der Klöster, besonders der Kapuziner, eingenommen, die oft Noth leiden, und schon seit geraumer Zeit, ohne daß man

es ihnen untersagt hätte, keine Almosen mehr sammeln. Den Verfall der Stadt kann man schon allein aus dem niedrigen Preise und der Miethe der Häuser schließen. Man hat hier ein Haus, freylich ein kleines, für zwölf Gulden feil geboten; für acht bis zehn Gulden miethet man schon ansehnliche Häuser, und für funfzig bis sechzig kann man die besten Quartiere haben. Das Maß von gewöhnlichen Seeweinen kostet nur zwey bis vier Kreuzer, allein dieser Wein ist auch viel herber als der Markgräfler oder Schaffhauser, so herbe, daß ich ihn nicht ohne Überwindung trinken konnte, wiewohl man mich versicherte, daß er sehr gesund sey. Die Sprache und Aussprache ist in Costanz der unsrigen viel ähnlicher als die in Schwaben und selbst in einigen Gegenden von Franken, und dieses ist in der That zu bewundern, da die Einwohner der Stadt keine andere als Andachtsbücher lesen (denn nur solche kann man in den hiesigen Buchläden kaufen, andere Werke muß man von Zürch kommen lassen), und rund umher mit Menschen umgeben sind, deren Deutsch man versucht wird, für eine ganz fremde Sprache zu halten. Ehe ich Costanz verlasse, muß ich Ihnen doch noch erst sagen, daß ich eine Wallfahrt nach der heiligen Stätte vorneh-

men wollte, wo Huß verbrannt worden ist, allein man weiß zwar, daß der Scheiterhaufen in dem sogenannten Paradiese errichtet worden, keiner aber kann genau den Platz angeben, wo dieser Märtyrer der Wahrheit getödtet worden ist.

Gestern reiseten wir früh über Zell und Singen nach Schaffhausen ab. Dieser Weg bis Singen ist viel bequemer als der von Singen über Stein nach Costanz, allein er ist auch viel weniger angenehm. So lange man noch an dem Ufer des kleinen Bodensees, und an der Seite der Insel Reichenau herfährt, ist die Gegend freylich schön, aber die Aussicht beschränkter und einförmiger als zwischen Stein und Costanz. Wir wurden an den Thoren von Schaffhausen weder gefragt, wer wir wären, noch unsere Sachen visitirt, und weder das eine, noch das andere soll in den übrigen schweizerischen Städten geschehen. Die große Menge von wohlgekleideten und gutgenährten Menschen, besonders von blühenden Kindern, die wir in allen Straßen erblicken, und die uns auf unsere Fragen höfliche, aber freymüthige und zuversichtliche Antworten gaben, ließen uns bald die angenehme Bemerkung machen, daß wir in einem glücklichen Lande der Freyheit seyen. Nachdem wir die berühmte Brücke über den

Rhein, die vornehmsten Straßen der Stadt, und die Stadt selbst von der Anhöhe, wo vormahls eine Burg oder eine Festung war, besehen hatten, so fuhren wir nach dem Rheinfalle, um ihn von der Zürcher Seite zu betrachten. Als wir bey dem Schlosse Laufen ankamen, und auf die erste Laube geführt wurden, wo man dieß Schauspiel der Natur übersieht, erstaunten wir, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter unserer Erwartung war. Wir sahen Ströme von weißem schäumenden Wasser quer durch das ganze Bett des Flusses herab fallen, und hörten ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden so gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die so viel Geschrey über das, was wir jetzt vor uns sahen, machen könnten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinab stiegen, die an den Rand, und man kann sagen, in den Katarakt selbst hinein gebaut ist, da, bester Freund, hörten und sahen wir Dinge, die unsere Ohren nie gehört, unsere Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge auszusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfin-

dungen hervor bringen, von denen man in Lesern oder Hörern nicht einmahl Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurden, ungeachtet der Boden, auf welchem wir standen, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigen Erdbeben erschüttert würde, ungeachtet wir stets in Gefahr waren, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden; so konnte ich mich doch nicht eher losreissen, als bis ich alles genossen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsere Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrey selbst vor dem Donnern des Wasserfalls nicht würden gehört worden seyn. Als ich mich nachgerade von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen grenzenden Erstaunen erhohlte, und das, was ich sah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuche ich es, von dem erhabenen Schauspiele, was mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in

Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzt mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Fantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesen ersten Versuchen, und fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke, und auch die schönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich sey, erhabene Gegenstände und Scenen, in Worten oder andern Zeichen treu darzustellen, und dasjenige nur einiger Maßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die eine jede andere sichtbare Bewegung, und selbst die Schnelligkeit unserer Gedanken übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herab geschläudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, womit diese Wellen die aus ihrem schon Jahrtausende geschlagenen Bette hervorragenden Felsen zersprengen, und sich selbst zernichten zu wollen scheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getösen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder her-

aus strudeln, gerade dieses also, was am meisten Bewunderung und Erstaunen her- vor bringt, läßt sich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch diese noch weniger als durch jene ausdrücken. Zwar ist kein Mensch im Stande, in Wor- ten die Größe dessen, was er gesehen hat, nach Würden zu beschreiben, allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken vermag, und einiger Maßen andeuten, was man dabey empfunden hat. Dieß alles kann der Mahler und Zeichner nicht, und es bleibt ihm weiter nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Formen der Felsen, von und an welchen der Rhein her- ab stürzt, die Gestalt und Farbe der Wel- len u. s. w., also nur das, was da seyn könn- te, ohne den Rheinfall zu einem so seltenen Phänomen zu machen, in einem verstüm- melnden, oder doch bis zur Unkenntlichkeit verkleinernden Bilde darzustellen. Auch die glücklichsten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das, was der Künstler beob- achtet hat, keine treue Darstellung des hin- reissenden Schauspiels, sondern nur einen schwachen Schattenriß, der höchstens dazu dienen kann, das, was man vormahls sah, von Zeit zu Zeit zu erfrischen und zu er- neuern. — Schon eine halbe Stunde vor dem

Falle, nähmlich vor der prächtigen Rheinbrücke bey Schaffhausen, wird das Bett des Rheins so abschüssig, und der Fluß selbst so reissend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa fünf und siebzig Schuhen an einer steilen, aber unebenen Felswand herunter schießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Flusse wieder vereinigen, steigen zwey Felsen hervor, unter welchen der zweyte der größte, der erste aber, den man von der Zürcher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen größten Theils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede ihn von neuem angreifende Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nähmlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wieder in vier Absätze zerlegen. Beym ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt

herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bett des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hinein sähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben, und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drey übrigen Fälle sind weniger hoch, allein die Wuth ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestalten und Wälzungen eben so mannigfaltig als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen werden. Als wir den Wasserfall von der interessantesten Seite betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, entschlossen uns aber sogleich, uns an das andere Ufer des Rheins übersetzen zu lassen. Wir kletterten einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Gefährlich ist

dieser Fußsteig deßwegen, weil man gar nichts hat, woran man sich halten kann, und er fast durchgehends mit kleinen und beweglichen Kieseln bedeckt ist, die bey einem unvorsichtigen Tritte unter dem Fuße verschwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht ganz ohne Furcht war, ungeachtet ich mehrmahls viel wildere Wellen und heftigere Bewegungen von Schiffen erfahren hatte. Der Führer unsers Kahns war ein junger Bube, der zwar kurz vorher einen guten Freund glücklich herüber gebracht hatte, von dem ich aber doch nicht wußte, wie geübt er war, und ob er nicht durch eine einzige ungeschickte Bewegung unsern kleinen Nachen umwerfen konnte. Eben dieses konnte auch geschehen, wenn einer von uns sich vor einem unvorgesehenen Schrecken zu sehr auf die eine oder die andere Seite neigte. Die größte Gefahr, in die wir wirklich kamen, hatte ich gar nicht einmahl geahndet, daß wir nähmlich mitten auf dem Strome von einem heftigen Windstoße getroffen werden könnten. Wir erreichten aber glücklich das andere Ufer, und

übersahen nun freylich die ganze Breite und alle Abtheilungen des Wasserfalls mit einem Blicke: allein dieß Schauspiel war doch mehr neu und seltsam, als groß und Bewunderung erregend, indem man schon zu weit entfernt ist, als daß man die Kraft und Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Wir gingen beyläufig in den Drathzug, der im Wasserfalle selbst angelegt ist, und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete, und ich mich durch nasses Gras und Buschwerk durcharbeiten mußte, so stieg ich doch an den Rand des Katarrakts hinab, welchem ich jetzt am nächsten war. Hier ist der Sturz des Wassers immer noch heftig, aber doch so weit unter dem entsetzlichen Falle an der entgegengesetzten Seite, daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt sahen wir die Majestät des ganzen Falls viel besser, als von dem Ufer, das wir zuletzt verlassen hatten. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung alles uns viel näher gebracht, und so wohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem abstürzenden Wasser sieht, sehr erhoben

wurden. Regenbogen sahen wir nicht, allein diese entbehrte ich am ehesten, weil man sie eben so gut bey künstlichen Kaskaden, und doch bey keinem Wasserfalle so schön und prächtig als am Himmel selbst sehen kann. Auf der Rückfahrt schien es uns immer, als wenn wir dem Wasserfalle viel näher kämen, als wir ihm bey der Abfahrt vom Zürcher Ufer gewesen waren — eine Täuschung, die unstreitig daher entstand, daß wir das ganze furchtbare Schauspiel jetzt gerade vor Augen hatten. Im Anfange oder in der Mitte des Monaths, worin wir ihn sahen, ist der Fall am schönsten, weil der Rhein alsdann am wasserreichsten ist. Früher schmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen später ist das Meiste weggeschmolzen, was sich den letzten Winter von schmelzbarem Schnee gesammelt hat. Im Winter sind alle Seen und Flüsse in der Schweiz am kleinsten, und alsdann ist der Rhein unmittelbar unter dem Falle so ruhig, daß man bis an den zweyten und größten Felsen hinan fahren kann, welches jetzt eine durchaus unmögliche Unternehmung wäre. So ungeheuer aber auch die Gewalt des herabstürzenden Stroms, und so hoch das Felsenbett ist, von welchem er herunter fällt, so haben mich doch mehrere glaubwür-

dige Leute versichert, daß Lächse es oft versuchen, gegen den Fall hinan zu springen. Sie sollen gleichsam auf, oder an den hervorstehenden Klippen Ruhepunkte nehmen, und bisweilen in mehreren Absätzen das höhere Bett erreichen, öfter aber zurück getrieben und verwundet, oder gar zerschmettert werden. Wenn man den Rheinfall in der Jahreszeit sieht, worin wir ihn sahen, so muß man nothwendig den Wahn einiger Engländer belachen, welche glaubten und darauf wetteten, daß ein kleines Both oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerschmettert zu werden, auf den herabschießenden Wellen hinunter gleiten könnte. Das Fahrzeug, womit man den seltsamen Versuch anstellte, wurde in so viele Trümmer zerschlagen, daß man in ihnen kaum die Überbleibsel eines Kahns erkennen konnte. Mehrere Reisende haben vermuthet, daß der Rheinfall viel mehr Eindruck machen würde, wenn das Wasser sich nicht an einer schiefen Wand herunter wälzte, sondern von dem obersten Rande einer senkrechten Felswand in den leeren Luftraum fiele, und sich alsdann in Staub oder feine Tropfen auflöste. So viel ich aber urtheilen kann, würde der Rheinfall durch diese gewünschte Verwandlung alles Große verlieren, weil man alsdann nicht mehr die

Kraft und Geschwindigkeit des fallenden Flusses bemerken könnte, die jetzt in ein so hohes Erstaunen setzt. Es würde eine zwar kostbare, aber gar nicht unmögliche, oder die Kräfte des Kantons übersteigende Unternehmung seyn, die Felsen im Rheinbette so weit zu sprengen, daß der Fluß schiffbar würde, allein so etwas wird vermuthlich niemahls ausgeführt werden, weil dadurch eine Menge von Personen, die jetzt vom Ein- und Ausladen und dem Transporte der vorbeygehenden Waaren leben, auf einmahl ihre Nahrung verlieren würden.

Als wir vom Rheinfalle zurück kamen, wollte ich einige Gelehrte und einige meiner ehemahligen Zuhörer besuchen, mein Miethlakay sagte mir aber, daß ich jetzt (es war eben Sonntag) schwerlich jemand zu Hause treffen würde. Ich durchging also noch einige der vornehmsten Gassen, und fand allenthalben dieselbigen Spuren von Wohlhabenheit; doch kann man die Stadt nicht eigentlich schön nennen, weil sie weder große Reihen schöner Häuser, noch auch lange, breite und gut gepflasterte Straßen hat. Ihre Lage und die umliegende Gegend kann einem Reisenden, der Costanz eben verlassen hat, nicht sehr gefallen. Schaffhausen ist in einen tiefen Kessel gesenkt, und rund her-

um, und zwar sehr nahe mit hohen Bergen umgeben, die meistens mit einförmigen Reben besetzt sind. Man mag also anlangen oder abreisen, woher und wohin man will, so muß man immer Berg auf oder Berg ab fahren *).

Zürch am 11. Junius.

Gestern Abends kamen wir glücklich und bey dem schönsten Wetter in Zürch an. Heu=

---

*) Ich kann nicht umhin, es öffentlich zu bedauern, daß ich vor meiner Ankunft in Schaffhausen nichts vom Herrn Prof. C. Jetzler und von der großen Unternehmung gehört hatte, die er mit dem Eifer des erhabensten Patriotismus angefangen, und, so viel ich weiß, großen Theils glücklich ausgeführt hat. Herr J. ist der Urheber und einer der vornehmsten Wohlthäter eines neuen Waisenhauses, dessen Plan er im J. 1779 seinen Obern und Mitbürgern in einer kleinen Schrift vorgelegt hat. Von dieser Schrift und den Verdiensten ihres Verfassers werde ich an einem andern Orte reden. Man müßte ohne alles Gefühl seyn, wenn man bey der Lesung dieses Aufsatzes sich nicht freute, daß unser Zeitalter einen so verehrungswürdigen Menschenfreund, als Herr J. ist, hervor gebracht habe.

te Morgen werde ich noch einige Besuche machen; ich kann aber doch nicht gleich ausgehen, weil wir erst unsern ganzen Koffer auspacken lassen, und uns zu einem Aufenthalte von wenigstens acht Tagen einrichten müssen. Ich hoffe daher, daß ich Zeit genug haben werde, um diesen Brief schließen, und mit der nächsten Post abschicken zu können.

Ungeachtet die Versammlung und der Auszug der Schaffhauser Cavallerie (denn bis zur Musterung mochte ich meine Neugierde nicht treiben) unter aller meiner Erwartung war, so reuet es mich doch nicht, daß ich mich um ihrentwillen einige Stunden länger aufgehalten habe, weil ich mir sonst gar keinen Begriff von einer solchen Reuterey hätte machen können. Das ganze Regiment oder Escadron bestand ungefähr aus hundert und vierzig Mann, und versammelte sich auf dem Markte oder großen Platze vor dem Rathhause. Die Pferde waren größten Theils so elend, daß kein Bürger in Göttingen das Herz gehabt hätte, sie einem Studenten zuzuführen. Auch die Reuter bestanden meistens aus alten, wahrscheinlich gemietheten Leuten, denen man es sogleich ansah, daß sie nie Waffen geführt, und vielleicht nie ein Pferd bestiegen, wenigstens

nicht Kraft genug hätten, irgend einem Feinde einen tödtlichen Streich zu versetzen. Viele waren nicht einmahl im Stande, ihre eigensinnigen Gäule in die Reihen zu bringen, und mußten sich daher unter dem lauten Gelächter der Umstehenden an die ihnen bestimmten Plätze führen lassen. Unter den eingebornen Zuschauern waren gewiß nur wenige, die eine gut berittene Cavallerie gesehen hatten; allein das Schaffhauser Corps machte doch einen so wunderlichen Aufzug, daß fast eine jede Bewegung desselben ein allgemeines Lachen erregte, welches Fremde, wenn sie ihr Gesicht nur ein wenig zum Lächeln zogen, unterhalten und erneuern konnten, so oft sie wollten. Beym Abzuge bildete kein einziges Glied eine gerade Linie, und alle Augenblicke mußte man Halt machen, weil die ihrer Pferde nicht mächtigen Reuter in Unordnung kamen. Einer von den wenigen, die selbst nach dem Urtheile fremder Officiere ihrem Platze Genüge thaten, war unser Wirth, der seine Mitbürger als Major anführte. Vielleicht wäre es besser, die ganze Musterungs-Ceremonie einzustellen, indem sie weniger eine kriegerische Übung ist, als die Reuter bey Einheimischen und Ausländern lächerlich macht. Denn im Grunde kann es zu nichts dienen, daß man

alle zwey Jahre etwa anderhalb hundert Mann an einem einzigen Tage aufsitzen läßt, wenn man sie vorher gar nicht zur Musterung vorbereitet, oder in den Waffen geübt hat.

Der Weg von Schaffhausen nach Zürch mag ehemahls recht gut gepflastert gewesen seyn: allein wir fanden ihn in der schönsten Jahrszeit bis eine halbe Stunde vor Zürch so tief ausgefahren, daß wir ihn mit zu den beschwerlichsten unserer Reise rechnen. Auf diesem Wege trifft man weder fruchtbare noch schöne Gegenden, hingegen eine Menge von bettelnden Kindern an, die aber nicht durch Noth getrieben, sondern durch die unüberlegte Verschwendung der Reisenden gelockt, oft lachend und mit schalkhaften Blicken, neben den Wägen herlaufen. In Eglisau, einem Städtchen auf halbem Wege, fütterten unsere Fuhrleute (denn noch zwey andere Kutschen begleiteten uns) ihre Pferde, und wir erhielten in einer kleiner Stunde ein so reinliches, wohlzubereitetes und schmackhaftes Mittagsessen, als wir in keinem der mir bekannten größten Gasthöfe in Deutschland erhalten hätten. Wenn Sie jemahls in diese Gegenden kommen, so lassen Sie sich in die hintern Zimmer des Wirthshauses führen, wo man eine Aussicht auf den in großer Tiefe unter den Fenstern fließenden Rhein und

ein nahes wildes Gebirge hat. Gewiß werden Sie über die Reinlichkeit der Zimmer, Betten, Tische, Fenster und alles Hausraths erstaunen, und gestehen, daß die Böden in diesem Gasthofe eines kleinen Landstädtchens glänzender und politer sind, als die Tische in den prächtigsten Sälen unserer deutschen Gastwirthe zu seyn pflegen. Als wir in Zürch vor dem Schwerte anlangten, wurden wir nur mit genauer Noth angenommen, weil gerade Messe war, und (uns Ankömmlinge mit eingerechnet) hundert und zehn Personen in diesem berühmten und weitläuftigen Gasthofe schlafen wollten. Unser Zimmer im dritten Stocke ist zwar nicht groß, allein man hat darin eine so hinreissende Aussicht auf die Limmat, die mit der größten Geschwindigkeit aus dem See heraus schießt, auf den Zürcher See selbst, und endlich auf die mit Schnee bedeckten Glarner, Schwyzer und Unterwaldner Berge, daß ich an dem gestrigen heitern Abende und dem heutigen eben so schönen Morgen schon unzählige Mahle ans Fenster gezogen worden bin. Ungeachtet ich von hier aus die Vergoldungen der Schneegebirge durch die auf- und untergehende Sonne nur noch in großer Ferne sah, so hat mich dieser Anblick doch schon überzeugt, daß man die Morgen- und

Abendröthe in ihrer ganzen Pracht nur in der Schweiz sehen kann.

Leben Sie wohl! So eben erhalte ich durch meinen Freund, Herrn — Briefe von Ihnen und einigen andern Freunden. Ich danke Ihnen für die angenehmen Nachrichten, die Sie mir mitgetheilt haben, und bitte Sie nur noch kürzlich, alle meine Freunde zu grüßen. Vielleicht antworte ich Ihnen noch aus Zürch, gewiß aber aus Bern wieder, u. s. w.

---

## Zweyter Brief.

Zürch am 14. Junius.

Liebster Freund!

In den drey ersten Tagen meines Aufenthalts in Zürch bin ich auf eine so angenehme Art zerstreut, und auf eine so lehrreiche Art unterhalten worden, daß ich von Morgens früh bis Abends spät keinen leeren Augenblick habe finden können, einen Brief an Sie wieder anzufangen. Auch zweifle ich sehr, daß ich mit diesem weit kommen werde.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welch ein Vergnügen es mir gemacht hat, die große Menge von verehrungswürdigen und berühmten Gelehrten kennen zu lernen, wodurch sich Zürch zu seinem großen Ruhme von allen schweizerischen Städten unterscheidet. Wenn ich jetzt auch Zeit hätte, Ihnen mehr als die Nahmen merkwürdiger Männer zu schreiben, die ich besucht habe, so würde ich doch noch nicht wagen, über alle zu urtheilen, da ich mich mit den meisten nur einige, oder eine Stunde, oder gar noch kürzere Zeit unterhalten habe. Viele sah ich vorgestern auf der schönsten öffentlichen Promenade in Zürch, dem so genannten Schützenplatze, der nicht weit außer der Stadt liegt, und zwischen der reissenden Limmat, und einem zu gewissen Zeiten noch viel reissendern und gefährlichern Waldstrome eingeschlossen ist. Diese Promenade war ursprünglich (und ist es auf eine gewisse Art noch jetzt) eine fruchtbare Wiese, die aber mit breiten und reinlichen Gängen durchschnitten, und mit prächtigen Alleen von alten ehrwürdigen Linden besetzt ist. Die Aussicht auf die Stadt und Weinberge jenseit der Limmat ist schön, aber ein wenig eingeschränkt. Ein großer Zuwachs des Vergnügens, was ich auf diesem schönen Spa-

ziergange genoß, war der herrliche Wohlgeruch, der sich nach allen Seiten von dem jungen Heu verbreitete, das in den Zwischenräumen der Gänge entweder in Haufen gebracht, oder aus einander geschüttelt wurde. Hier gingen wir mehrere Stunden in großer Gesellschaft spazieren, und hier hatte ich die glücklichste Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß die Nachrichten von dem heftigen Hasse der Parteyen, in welche die Zürcher Gelehrten getheilt sind, entweder ganz falsch, oder doch in hohem Grade übertrieben sind. Man erzählte es mir an mehreren Orten als ganz ausgemacht, daß, wenn man nach Zürch komme, man sich nothwendig zu der einen oder andern Partey schlagen müsse, und daß man von der einen verlassen, oder angefeindet werde, so bald man die andere besuche, oder kennen lernen wolle. Ich sah Lavater und seine Freunde, einige seiner vornehmsten Widersacher, und wiederum solche, die weder Lavaterianer noch Antilavaterianer sind, nicht nur auf demselbigen Spaziergange, sondern in denselbigen Kreisen beysammen. Alle nahmen gleichen Antheil an denselbigen Gesprächen, und widersprachen einander ohne Bitterkeit und Einmischung von Persönlichkeiten. Überhaupt hätte man von Männern von

Geist und Charakter nie argwöhnen sollen, daß sie Fremde, denen es darum zu thun ist, alle merkwürdigen Menschen einer Stadt kennen zu lernen, durch die Erwähnung von Privatstreitigkeiten in Verlegenheit, oder in Gefahr setzen könnten, entweder unhöflich oder ungerecht zu werden.

Schon am ersten Tage hörte ich auf der Promenade zuerst von einer seltsamen Zaubergeschichte, die in Glaris vorgefallen seyn sollte. Allein hier waren noch Urtheile und Nachrichten so streitend, daß ich Wahres und Falsches gar nicht zu unterscheiden im Stande war. Ich gab mir deßwegen alle ersinnliche Mühe, auf den Grund der Sache zu kommen, und ich war so glücklich, bey einem berühmten Manne eine Sammlung von Briefen aus Glaris anzutreffen, die von verschiedenen, allem Ansehen nach unparteyischen und aufgeklärten Männern geschrieben waren, und vermuthlich das Glaubwürdigste enthielten, was über diesen in unsern Tagen höchst interessanten Vorfall bekannt werden wird.

Ein unerwachsenes neunjähriges Töchterchen aus einem vornehmen Hause zu Glaris fing zum höchsten Schrecken seiner Ältern an, zu wiederhohlten Mahlen Stecknadeln zu speyen, und an dem einen Beine contract

oder gelähmt zu werden. Dieß Stecknadelspeyen wurde, wie es schon oft geschehen ist, für etwas Übernatürliches, und für eine Wirkung von Zauberey gehalten. Als die Urheberinn dieser Missethat argwöhnte man ein Dienstmädchen von einem verdächtigen Rufe, das aus dem Kanton Zürch gebürtig war, eine Zeitlang bey den Ältern des Kindes gedient, aber das Haus kürzlich verlassen, und dem Kinde nach der Aussage desselben einen Kuchen gegeben hatte. Auf diese Aussage allein versprach man demjenigen eine große Belohnung, der das Mädchen angeben, oder liefern würde. Das Mädchen wurde ergriffen, festgesetzt und gefoltert, allein unter den entsetzlichsten Martern sagte es weiter nichts aus, als daß es zwar dem Kinde einen Kuchen gegeben, aber diesen Kuchen nicht selbst gemacht, sondern von einem benachbarten Schlosser empfangen habe, der allein wisse und wissen müsse, woraus er zusammen gesetzt gewesen sey. Auf dieses Bekenntniß nahm man auch den Schlosser in Verhaft, der nicht läugnen konnte, daß er dem Mädchen einen aus Eisenfeile, und ich weiß nicht aus welchen Erdarten und Säuren zusammengesetzten, und nach einem irgendwoher ererbten oder erhaltenen Recepte verfertigten Kuchen gegeben hätte.

Er war aber nur eine kurze Zeit im Gefängnisse, als er sich in einem Anfalle von Verzweiflung erhenkte. Vermuthlich war der Unglückliche eben so sehr Betrogener als Betrüger, und es kommt mir auch nicht unwahrscheinlich vor, daß er sich eben so wohl aus übertriebener Angst, als aus Bewußtseyn einer des Todes würdigen Frevelthat hingerichtet habe. In dem Hause des Selbstmörders fand man allerley verdächtige Arzeneyen und Vorschriften, welche letztere man aber nicht das Herz hatte genau zu untersuchen, weil man gefährliche und magische Wirkungen davon fürchtete. Ungeachtet durch den Tod des Schlossers die ganze Sache viel verwickelter wurde, als sie sonst gewesen wäre, so glaubten doch die Richter, daß man jetzt an der Zauberkraft des Mädchens, und an den Zauberwirkungen des durch ihre Hände gegangenen Kuchens nicht mehr zweifeln könne. Man zwang die Gefangene, so oft und feyerlich sie auch ihre Unwissenheit betheuerte, daß sie das kranke Kind durch eben die übernatürliche Kunst, wodurch sie es krank gemacht habe, auch wieder heilen solle. Entweder aus Furcht vor den Martern, womit man sie bedrohete, oder weil sie wirklich anfing, sich etwas zuzutrauen, dessen selbst die Herren von Glaris sie fähig

hielten, legte die Gefangene Hand an das große Werk, was man von ihr verlangte. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen nahm sie endlich die letzte Operation in Beyseyn von vielen Personen und selbst von mehrern ihrer Richter vor. Sie rieb das kranke Bein des Kindes unter den heftigsten Verdrehungen und Gebeten etwa zehn Minuten hinter einander, und übergab den Ältern alsdann das gesunde Kind zum größten Erstaunen aller Umstehenden, so wohl der Verständigen und Aufgeklärten als der Unwissenden und Abergläubigen. Während der Operation wollten viele ein heftiges Getöse oder gar eine Erschütterung des Hauses, worin die Heilung geschah, wahrgenommen haben. Nach der Wiederherstellung des Kindes wurde die vermeintliche Zauberinn zum Tode verurtheilt, allein weil sie aus Zürch gebürtig war, und das gestiftete Böse wieder gut gemacht hatte, so fragte man die Herren von Zürch, ob sie die Verbrecherinn auf ihre Kosten in das Zuchthaus ihrer Stadt bringen lassen, und lebenslang darin unterhalten wollten. Die Herren von Zürch freuten sich über die glückliche Gelegenheit, einer Zauberinn das Leben retten zu können, und versprachen alles, was man verlangt hatte, wenn man die Gefangene nur bis auf die

Grenzen bringen wollte *). Während der Untersuchung fragten die Ältern mehrere Personen, wie es möglich sey, daß ein Kind Nadeln ausbrechen, und daß ein Kuchen diese Wirkungen hervor bringen könne. Unter diesen Männern, bey denen man sich Raths erhohlte, war ein Vieharzt, Irminger, von Pfaffhausen, der sich aber auch mit der Heilung menschlicher Krankheiten und Gebrechen abgibt. Dieser eben so kühne und verschmitzte als unwissende Quacksalber gab dem Doctor Tschudi, dem Vater des Kindes, auf seine Frage zur Antwort, daß der Zauberkuchen, den das Kind gegessen, wahrscheinlich den Samen oder die Embryonen von Stecknadeln enthalten hätte, und daß allem Ansehen nach diese Embryonen im Magen des Kindes wären ausgebrütet worden, und noch fernerhin würden ausgebrütet werden. Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie diese Antwort nicht viel klüger als die Frage fänden.

---

*) Dieser weisen Antwort ungeachtet haben die Herren von Glaris es für gut gefunden, die Zauberinn hinrichten zu lassen. Durch diesen Schritt setzte man sich wenigstens in Sicherheit, daß das Mädchen nichts bekannt machte, was man nicht gern bekannt gemacht hätte.

Bey den ungeheuern Versehen, welche man in dem ganzen Verlaufe des Prozesses begangen hat, wäre es vielleicht jetzt den scharfsinnigsten und unparteyischsten Beobachtern in Glaris selbst nicht möglich, die wahre Beschaffenheit der Sache zu ergründen. Vielweniger darf man in der Ferne sich schmeicheln, die so übernatürlich scheinende Begebenheit aus natürlichen Ursachen erklären zu können. Wer so etwas unternehmen wollte, der müßte mit dem Charakter, den Talenten und dem körperlichen Zustande des Kindes, mit dem Verhältnisse der Ältern desselben gegen das Mädchen, des Mädchens gegen den Schlosser, und aller dieser Personen gegen die Richter, auf das vollkommenste bekannt seyn. Nach allem aber, was ich Glaubwürdiges gelesen und gehört habe, kann man kaum daran zweifeln, daß die Richter wenigstens größten Theils unwissende und abergläubige Leute waren, welches ich bey der großen Industrie, Wohlhabenheit, und den in der ganzen Schweiz anerkannten glücklichen Anlagen der Glarner am wenigsten begreifen kann; daß ferner das Kind wirklich Stecknadeln von sich gegeben habe, und daß es an dem einen Beine contract oder geschwächt, und in Zeit von einigen Minuten durch die angebliche

Zauberinn wieder hergestellt worden sey. Gewiß aber werden Sie es mit mir für wahrscheinlicher halten, daß das Kind durch Arzeneyen und vorzüglich durch heftiges Reiben, vermuthlich nicht so plötzlich als es geschienen, als daß es durch Beschwörungen geheilt worden sey, so wie es Ihnen auch wahrscheinlicher vorkommen wird, daß das Kind entweder selbst aus nicht bekannten Ursachen eine schon oft gespielte Farce wiedergespielt habe, oder von andern dazu gebraucht worden sey, als daß ein Kuchen durch bisher ganz unbekannte Kräfte Nadeln in den Eingeweiden des Kindes erzeugt, und nicht gefährlichere Symptome nach sich gezogen habe, als von dem Kinde erzählt werden *).

In ihrem letzten Briefe schärfen Sie es mir zu ernstlich ein, Ihnen zu schreiben, wie ich Bodmer und Lavater gefunden hätte, als daß ich Sie länger warten lassen sollte. Der erstere, ein kleines trocknes, aber lebhaftes Männchen, wohnt mit seiner Gattinn in einem einfachen und einsamen, aber geräumigen Hause auf einer Anhöhe vor Zürch, wo

*) Eine viel wunderbarere Geschichte, als die Hexengeschichte in Glaris, erzählt Heinrich ab Heer in der achten seiner obs. medicar. p. 85.

er eine schöne und weite Aussicht auf die Stadt und umliegende Gegend hat. Als ich ihn besuchte, umarmte er mich herzlich, und freute sich außerordentlich über einen Brief vom Herrn Prof. Lichtenberg, den ich ihm mitbrachte. Er redet noch von gelehrten Sachen mit einem Feuer, dergleichen ich mich nicht besinne, in Personen von seinem Alter gefunden zu haben. Begierde zu lesen, und Theilnehmung und Eifer für die neue Litteratur scheinen in ihm mit den Jahren zuzunehmen. Dieses versichern alle Gelehrten in Zürch, und ich schloß es auch daraus, daß er mich über mehrere neue Bücher fragte, von denen ich noch gar nichts gehört hatte. Er liest aber nicht bloß, sondern er schreibt auch noch Bücher, die in Deutschland nur wenig bekannt werden. Alle zürchischen Gelehrten verehren ihn als ihren Vater, und auch die meisten Fremden aus Deutschland und selbst aus Frankreich besuchen den ehrwürdigen Greis, indem er neben Geßner und Lavater immer einer der ersten ist, zu welchem man Reisende hinführt.

Über Lavater kann ich Ihnen schon mehr, und auch etwas Zuverläßigeres, als über einen jeden andern Zürcher Gelehrten (meinen alten vertrauten Freund, Herrn Professor Hottinger, ausgenommen) schreiben,

weil ich in diesen drey Tagen am meisten mit ihm umgegangen bin, und gestern einen ganzen Tag in seiner Gesellschaft zugebracht habe. Lavater gehört unter den Menschen, mit denen ich bekannt geworden bin, zu den wenigen, die ihr Inneres, besonders ihre Fehler, am wenigsten verstecken, und noch viel weniger sich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seite seines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthusiastischen Lobredner erhalten, und selbst seine Widersacher, wenigstens diejenigen, die ich kenne, gestehen, daß sein Leben und Wandel untadelich seyen. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, ist unstreitig seine herrschende und stärkste Neigung, und die erste Triebfeder aller seiner überlegten Handlungen. Neben dieser in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit sind unermüdliche Versöhnlichkeit und unerschöpfliche Feindesliebe seine hervorstechenden und charakteristischen Tugenden. Beide habe ich in ihm in sonst mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus diesem Grunde war er mir eine höchst merkwürdige Erscheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdiensten und Vorzügen seiner Widersacher mit einer solchen

Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden seiner eifrigsten Freunde gepriesen hätte. Eben so oft bin ich Zeuge davon gewesen, daß er seine Gegner selbst entschuldigt, und auf eine solche Art Wünsche für ihr Wohl geäußert hat, daß es mir und, wie ich glaube, einem jeden unparteyischen Manne unmöglich gewesen wäre, nur den geringsten Argwohn von Prunk oder Affection zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müssen, daß ihm diese Gesinnungen gar keine Anstrengungen kosteten, und mehr die Frucht seiner Natur als einer mühseligen Arbeit an sich selbst seyen. Nie entwischte ihm in meiner Gegenwart ein hämischer Tadel, nicht einmahl ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren hat, und auch jetzt nicht selten erfährt. Vielmehr ist er überzeugt, daß alle diese Prüfungen zu seinem Besten und zu seiner Vollendung dienen. Von seinen Talenten und Verdiensten denkt er gewiß bescheidener als seine meistens lächerlichen Bewunderer. Er gesteht es frey, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen und viele andere nützliche Kenntnisse mangeln, daß eben dieses ihm vielen Schaden gethan, und an manchem Guten gehindert habe. Keiner empfiehlt daher das Studium der alten und

gelehrten Sprachen eifriger als er, ungeachtet er fühlt, daß er das Versäumte nicht mehr nachhohlen kann. Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller seiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn selbst nicht frey glaubte, habe ich auch nach der genauesten Beobachtung so wenig Spuren gefunden, daß ich mir selbst über meinen vorher gefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war es mir, daß ich in seiner Person und Gesichte nichts von der Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in seinem Betragen nichts von der weichen Herzen eigenthümlichen zusammen schmelzenden Liebe und Freundschaft entdeckte. Geberden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geistvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in seinen Schriften so oft in seltsame und gewagte Meinungen hingerissen hat. Wenn man ihm vormahls den nicht ganz ungegründeten Vorwurf machte, daß er durch seine warmen und wohlgemeinten Lobreden jungen Leuten eine zu hohe Meinung von ihren Talenten eingeflößt, sie dadurch von ernsthaften und anhaltenden Arbeiten abgezogen,

und wider seine Absicht zu allerley Ausschweifungen veranlaßt habe, so verdient er diesen Vorwurf jetzt gewiß nicht mehr. Die Spötterеyen, die er deßwegen geduldet hat, haben ihn gegen unbekannte, besonders junge Leute, eher kalt und zurückhaltend als anschmiegend, und selbst gegen solche, die er kennt und schätzt, eher nur höflich als entgegenkommend gemacht. Auch alsdann, wenn er vertraut wird, hält er sich, scheint es, immer zurück, und gießt sich nie in übertriebene Lobeserhebungen und Liebkosungen aus. Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; seine Bewegungen sind lebhaft, aber nie furchtbar heftig, und Widersprüche kann er eben so ruhig und gelassen anhören als beantworten. Im Kreise von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heitersten Fröhlichkeit, und scherzt so munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dieß Talent beneiden würde. Ungeachtet er keine weitläuftige Gelehrsamkeit besitzt, so wird doch sein genauester Umgang höchst interessant durch die vielen Erfahrungen und seltene Menschenkenntniß, die er sich durch seine frühen, noch immer fortdauernden und sich erweiternden Verbindungen mit allen Klassen von Menschen erworben hat. Bey diesen Vorzügen werden

Sie es leicht erklären können, wie er seiner Schwachheiten und Verirrungen ungeachtet so viele junge Leute so unwiderstehlich habe an sich ziehen, und sich die Liebe und das Zutrauen seiner Gemeinde, des größten Theils der Bewohner von Zürch und der umliegenden Gegenden habe erwerben können. Seine Predigten werden mit größerem Beyfalle als die der übrigen gleichfalls sehr beliebten Prediger gehört, ungeachtet sie selten sorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht immer mit der strengsten Orthodoxie übereinstimmend sind. Ihr größter Vorzug und eigenthümlicher Charakter ist das Herzliche, Wohlmeinende und Rührende in der Sprache, Stimme und den Geberden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu bestimmen und zu unterscheiden wissen. Ein unverdächtiger Beweis der allgemeinen Achtung, worin er steht, war mir dieser, daß er, so oft ich mit ihm spazieren ging, fast von allen, die uns begegneten, mit der größten Ehrerbietung gegrüßt wurde, und daß unter den Landleuten mehrere waren, die ihm mit kindlicher Ehrfurcht die Hand küßten. Ein wohlhabender Landmann hat ihm sogar auf einer der schönsten Anhöhen vor der Stadt ein kleines, aber niedliches Rebhäuschen bauen las-

sen, wo man eine weite Aussicht auf den See und seine beiden Ufer hat. Er ist der Vertraute, Rathgeber, Tröster und Schlichter von Streitigkeiten in einer Menge von vornehmen und geringen Familien in Zürch, die vielen Fremden nicht einmahl gerechnet, die ihn zu ihrem Gewissensrathe machen. Wenn man die erstaunliche Mannigfaltigkeit von Berufsarbeiten und anderen unablehnbaren Geschäften bedenkt, die sich von allen Seiten auf ihn zudrängen, so erstaunt man, daß er bey aller seiner Thätigkeit noch so vieles schreiben kann, und man findet es gar nicht übertrieben, was er sagt, daß Schriftstellerey für ihn nicht wie für andere Hauptgeschäft, sondern nur Erhohlung von seinen Arbeiten sey. Unter allen ihm eigenthümlichen oder seltsamen Meinungen hangt er keiner, scheint es, mit so vielem Eifer an, als der Überzeugung von der Sicherheit oder Untrüglichkeit seines physiognomischen Sinns oder seiner Intuition, wodurch er Menschen eben so zuverlässig als aus ihren Thaten erforschen zu können glaubt. Diese seine Intuition, die er selbst vor denen nicht verläugnet, die nicht daran glauben, war einer von den Punkten, worüber ich nicht gern mit ihm redete, weil ich fühlte, daß ich mich ihm gar nicht würde nä-

hern, und ihn auch nicht zu mir würde herüber ziehen können. Wie er vormahls über den Wunderglauben geschrieben und gedacht hat, weiß ich nicht, da ich nicht alle seine Schriften gelesen habe; allein jetzt ist er nicht nur überzeugt, daß er niemahls Wunder gethan, sondern daß er auch andere keine Wunder habe thun sehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigsten Bestreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewisse Menschen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen überträfen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu seyn schienen.

Der Übergang von Lavater auf die berüchtigte Nachtmahlsvergiftung ist zu natürlich, als daß ich nicht sogleich das, was ich nach fleißigem Forschen davon erfahren habe, hersetzen sollte. Bey meiner Ankunft in Zürch hatte ich den Aufsatz in der deutschen Bibliothek über diesen Vorfall noch nicht gelesen, ich war aber doch ganz von der Meinung eingenommen, daß die angebliche Nachtmahlsvergiftung ein Mährchen oder blinder Lärm, und das vermeintliche Gift in den heiligen Bechern durch Nachlässigkeit oder Versehen hineingekommene Unreinigkeit gewesen sey. Ich lächelte deßwegen, als

ich zuerst im Ernste von Gift und Vergiftung reden hörte, erstaunte aber nicht wenig, als ich von mehreren verständigen und zuverlässigen Männern vernahm, daß an der Sache mehr sey, als ich bisher nach den Erzählungen einiger Bekannten, die aber alle aus dem Aufsatze des Ungenannten geschöpft waren, vermuthet hatte. Hätte ich diesen Aufsatz selbst gelesen, so würde ich aus dem heftigen leidenschaftlichen Tone, worin er geschrieben ist, sogleich Verdacht geschöpft haben. Aller der Möglichkeiten ungeachtet, welche der nahmenlose Schriftsteller zusammen gesucht hat, um das Publikum glauben zu machen, daß man ohne Grund auf den Argwohn vorsetzlicher Vergiftung gefallen sey, zweifelte in Zürch lange kein Mensch daran, daß nicht gewisse mit Gifttheilchen versetzte Unreinigkeiten in die Kelche geworfen worden. Nach der Erscheinung des Aufsatzes, der auch in Deutschland so viel Aufmerksamkeit erregt hat, fingen zwar manche an zu zweifeln, allein noch jetzt sind die gelehrtesten, und der Sache am meisten kundigen Männer von der Meinung überzeugt, die eine Zeitlang die herrschende in der ganzen Stadt war. Freylich glaubt man nicht allgemein (und diesen Umstand hat der unbekannte Schriftsteller, der sonst die

kleinsten Umstände genau wußte, nicht berührt), daß der Thäter die Absicht hatte, durch seine Sudeleyen eine ganze Gemeinde hinzurichten. Einige vermuthen, daß er gegen gewisse Personen, die er haßte, habe Verdacht erregen, und böse Gerüchte verbreiten wollen, zu welchen sich dann leicht andere Äußerungen und Ausbrüche von öffentlicher Unzufriedenheit hätten gesellen können. Eben deßwegen, sagt man, habe er die Dosis von Gift so geringe, und die von unschädlichen oder höchstens widerlichen Bestandtheilen so sichtbar groß gemacht, indem in einigen Bechern ein mehrere Finger hoher Bodensatz enthalten gewesen sey. Andere hingegen zweifeln gar nicht, daß der unbekannte Bösewicht einige seiner Feinde habe hinrichten wollen, daß er aber aus Unwissenheit eine solche Mischung gemacht habe, wodurch die Kraft der schädlichsten Bestandtheile sehr geschwächt worden. Falsch ist es, daß niemand eher Übelkeiten empfunden, als bevor sich die Nachricht von Vergiftung ausgebreitet habe. Glaubwürdige Männer haben mich versichert, daß mehrere Personen vor diesem Gerüchte einen Ekel gespürt hätten, von dem es aber wahrscheinlicher ist, daß er durch den ekelhaften Anblick des trüben unreinen Weins, als durch die schwa-

chen und diluirten Gifttheilchen erregt worden sey. Der unbekannte Recensent gibt sich alle ersinnliche Mühe, die Spuren von Fingern an den Bechern und von verschütteten Feuchtigkeiten an der Erde, oder doch ihre natürliche Bedeutung wegzudisputiren; allein hatte er denn nicht gehört, daß auch in dem Altartuche Spuren von unreinen und abgewischten Fingern waren? Wenn man mit allen jetzt angeführten Umständen noch folgende verbindet, daß nur allein in den hölzernen Bechern, aus welchen die Communicanten zu trinken pflegen, und in einigen zinnernen Kannen, nicht aber in den hölzernen Gefäßen, in welchen der Wein zur Kirche gebracht wurde, Unreinigkeiten gefunden worden, und daß das Weinsediment auf der Stelle Gold weißgefärbt habe, welches sich ohne Zusammenmischung von Merkurius und Arsenik nicht gut erklären läßt, so ist es einem uneingenommenen Beurtheiler kaum möglich, an einer vorsetzlichen Verunreinigung und selbst Vergiftung des Communionweins zu zweifeln. Die Einwürfe, die der Recensent (S. 648. 658.), vorbringt, sind so beschaffen, daß, wenn man sie gelten lassen wollte, man alsdann ein jedes, auch das augenscheinlichste Corpus delicti, entkräften oder zweifelhaft ma-

chen könnte. — Der Urheber dieser Frevelthat ist noch immer nicht entdeckt, allein viele einsichtsvolle und unbefangene Gelehrte, selbst solche, die Wasern wohlwollten, argwohnen den letztern als den Thäter. Ob er einer solchen That überhaupt fähig gewesen sey, mögen Sie selbst aus dem Folgenden schließen. Man hat mir mehrere Dinge anvertraut, die den gegen ihn entstandenen Verdacht nicht wenig bestärken, allein ich mag das Andenken, auch des verruchtesten Menschen, der doch einmahl für seine Thaten gebüßt hat, nicht durch neue, nur wahrscheinliche Gräuel noch mehr schänden. So viel ist gewiß, daß Waser immer ein wenig in die Chemie hinein gepfuschert, und sich von Zeit zu Zeit mit chemischen Operationen beschäftiget hat. In seinem Gefängnisse und Verhören aber hat er nie etwas von Nachtmahlsvergiftung gestanden, und Lavater, der ihn Anfangs auch im Verdachte hatte, sagte mir, ohne mir seine Gründe mitzutheilen, daß er ihn für unschuldig halte *).

---

*) Der Verfasser des Sendschreibens im ersten Stücke des 60. Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek hat die Dreistigkeit, ge-

## Zürch am 16. Morgen um 6 Uhr.

Vielleicht ist die gegenwärtige Morgenstunde die letzte, in welcher ich Ihnen noch einige Nachrichten über Zürch aus Zürch selbst

---

gen die Untersuchungen und Zeugnisse der größten Ärzte und Naturforscher in Zürch, gegen eine Menge der aufgeklärtesten und zuverlässigsten Männer, mit denen ich über die Nachtmahlsvergiftung gesprochen und correspondirt habe, endlich gegen alles, was in ganz Zürch notorisch ist, zu behaupten, daß in den schmutzigen Kelchen kein Gift gewesen sey, daß niemand in Zürch an eine Nachtmahlsvergiftung geglaubt, und daß Herr Lavater sich zu Wasern ins Gefängniß gedrängt habe. Wenn der nahmenlose Schriftsteller diese Nachrichten bloßen Gerüchten nachschrieb, so war es unverzeihliche Keckheit oder Leichtsinn, einem so unsichern Gewährsmanne zu Folge, den glaubwürdigsten und größten Gelehrten in Zürch (die ich alle mit Nahmen nennen will, so bald der Verfasser aus seiner Dunkelheit heraus tritt) öffentlich zu widersprechen, und einen durch Charakter und Amte so verehrungswürdigen Mann, als Herr Lavater ist, öffentlich anzugreifen. War aber der Verfasser ein Schweizer und besser unterrichtet, so weiß ich kein Wort für die Niederträchtigkeit zu finden, deren er sich in diesem Falle

schreiben kann. Ich will sie daher dazu nutzen, Ihnen, so viel es in meinem Vermögen ist, den Charakter eines der widerspre-

---

schuldig gemacht hat. Die grundlose Verläumdung, daß Herr Lavater sich zu Wasern hinzu gedrängt habe, ist auch in Deutschland von Leuten wiederhohlt worden, denen es nicht schwer wird, auf bloße Sagen hin den guten Nahmen von ehrlichen Männern anzutasten. — Der unglückliche Waser ließ kurz vor seiner Hinrichtung die Obrigkeit bitten, daß sie ihm am letzten Morgen anstatt der Candidaten, die der Ordnung nach gefolgt wären, den Herrn Diakonus Heß, die Herren Pfarrer Schinz und Pfenninger und Herrn Lavater zu seiner Erbauung oder Aufrichtung schicken möchten. Die Obrigkeit gewährte diese Bitte und trug dem Herrn Antistes Ulrich auf, daß er die eben genannten Männer zu dem Gefangenen berufen möchte. Dieß geschah auch durch eine förmliche Einladung des Pedellen Fäsi, und Herr Lavater ging also eben so wenig als mehrere seiner Amtsbrüder ungerufen, sondern von Waser erbeten, und auf den Befehl der Obrigkeit in das Gefängniß. — Gegen die Beschuldigung, daß ich den Schweizern hätte schmeicheln wollen, um ihre Jugend nach Göttingen zu locken, sage ich nichts, da keiner, der mich nur einiger Maßen kennt, diese lächerliche Beschuldigung

chendsten, räthselhaftesten und verkehrtesten Menschen, den Charakter des unglücklichen Wasers zu schildern. Sie können leicht den-

---

glauben wird, er müßte denn dem anonymischen Correspondenten ähnlich seyn.

Als das angebliche Schreiben aus Schaffhausen erschien, vermuthete man Anfangs in Zürch, daß Herr Professor Meister der Verfasser davon sey, weil er nicht lange vorher eine heftige Recension meiner Briefe in die zürchische Bibliothek hatte einrücken lassen wollen, welches aber die Obrigkeit verboten hatte. Herr M. wurde darüber zur Rede gestellt, allein er versicherte als ein ehrlicher, und seine Worte respectirender Mann, daß er nicht der Urheber des Schreibens sey, und auch gar keinen Antheil daran habe, ja daß er in Zürch auf niemanden rathen könne, der es möchte gemacht haben. Nur der Beschluß des Briefes, der einige Anekdoten von Häfeli und Stolz enthält, schien ihm und einigen seiner Freunde so abstechend gegen das Übrige, und in Rücksicht auf Styl und Inhalt so wenig fremd, daß der Verdacht in ihnen aufstieg, daß dieser Beschluß wohl von jemanden in Zürch herrühren möchte, der dann und wann Beyträge zur allgemeinen deutschen Bibliothek liefere. Das Übrige des Briefes sey, glaubte man, in Berlin selbst gemacht worden.

ken, daß ich alle Mühe und Vorsicht angewendet habe, um die Gemüthsart eines Mannes auszuforschen, der so viele Menschen aufmerksam auf sich gemacht, und das lesende Publikum in Deutschland und in der Schweiz in zwey Parteyen getheilt hat. Ich habe mich über ihn mit allen Arten von Personen, selbst mit solchen unterhalten, die nichts weniger als Vertheidiger oder Freunde seiner Richter waren, die sich vielmehr Wasers Freunde nannten, die wenigstens seine Talente und Fleiß hochschätzten, und beide zu seinem und seiner Mitbürger Besten hinzuleiten gesucht hatten. Alle ohne Ausnahme schilderten ihn als den rachsüchtigsten, ränkevollsten und undankbarsten Mann, der sein Vaterland gehaßt, und den Tod, den er gelitten, vollkommen verdient habe. Ein solches übereinstimmendes Urtheil, wenigstens der aufgeklärtesten Zürcher, mit denen ich bekannt geworden bin, ließe sich in einem Freystaate, wo immer Unzufriedene sind, und wo diese Unzufriedenen oft die größten Verbrecher nicht aus Überzeugung oder Mitleiden, sondern aus Haß und Rache gegen die Regierung in Schutz nehmen, gar nicht denken, wenn Waser nach der Meinung seiner Mitbürger auch nur einen Schein von Recht für sich gehabt hätte. Waser ver-

rieth schon als Knabe eine gänzliche Verkehrtheit, oder wie Lavater sagte, einen apoplektischen Zustand seiner sittlichen Natur *). Er konnte, weil es ihm nicht an Kopf fehlte, oft einsehen, daß etwas unrecht, oder wider die Gesetze sey; allein er fühlte es nicht, oder empfand bey schlechten Handlungen entweder gar nicht, oder nur selten Reue und Unwillen, und eben so wenig oder selten brachten Wohlthaten und gute Handlungen, wie in andern vollende-

---

*) So viel auch der verkappte Schaffhauser Correspondent und andere über dieß Urtheil meines Freundes Lavater gewitzelt haben, so finde ich es doch immer noch eben so wahr, als der bildliche Ausdruck, dessen er sich bediente, angemessen ist. Auch habe ich unter allen den Vernünfteleyen, die im Museo und anderswo gegen meine Schilderung von Waser gedruckt oder gesagt worden sind, durchaus nichts gefunden, was mich zu irgend einer Änderung oder Milderung meines Gemähldes bewegen könnte. Ich muß aber meine Leser nochmahls erinnern, daß ich Nachrichten und Urkunden über Wasern in Händen habe, die noch viel mehr wider diesen Mann zeugen, als alles, was ich in Zürch gehört und in meinen Briefen gesagt habe.

ten Menschen, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung hervor. In seiner Kindheit übte er nicht bloß kindischen Muthwillen, um sich mit seinen Gespielen, oder über seine Gespielen lustig zu machen, sondern er zeigte bald eine bösartige Schalkheit, die ihn bis an seinen Tod begleitete, und ihn in der Angst, oder doch Verlegenheit, oder dem Schaden der ehrwürdigsten und theuersten Personen ein boshaftes Vergnügen finden ließ. So fing er auf einmahl noch als Knabe an, ein Nachtwandler zu werden. Er spielte seine Rolle zwar so gut, daß er seine Mutter, die ihn unaussprechlich liebte, hintergieng, aber doch nicht so geschickt, daß sein Vater nicht die Schalkheit des Buben entdeckt hätte. Dieser duldete die Unruhe, die sein Sohn auf seinen nächtlichen Wanderungen im Hause machte und immer weiter trieb, so lange, bis die Mutter einstens auf mehrere Tage aufs Land reisete. Gleich in der ersten Nacht, als der Vater allein schlief, nahm dieser eine tüchtige Peitsche mit sich ins Bett, und wartete horchend auf den Augenblick, in welchem der Nachtwandler erscheinen würde. So bald nun dieser wieder zu lärmen anfing, sprang der Vater aus dem Bette, und hieb unbarmherzig auf den Rücken des Störers seiner nächtlichen Ruhe

los. Die ersten Hiebe suchte der junge Waser zu verbeissen, allein da der Vater nicht nachließ, so fiel er ihm endlich zu Füßen und gestand, daß er bisher vorsetzlich den Nachtwandler gespielt habe. Zu einer andern Zeit jagte er in einem gelinden Fieber, wo er vermuthlich nicht genug bedauert und gewartet zu werden glaubte, seiner Mutter ein fast tödtliches Schrecken ein, indem er wie ein Rasender zu schreyen und sich zu geberden anfing. Auch hier ertappte ihn der schärfer sehende Vater, und zwang ihn zum Bekenntnisse seines Bubenstücks. Als er in reifern Jahren von andern als von seinen Aeltern große Wohlthaten zu empfangen im Stande war, waren es immer seine Wohlthäter, die er auf die schändlichste und niederträchtigste Art mißhandelte. Zu seinen größten Wohlthätern gehörte der verstorbene Bürgermeister Heidegger, und der noch lebende Statthalter N — —, ein Mann, den ganz Zürch als einen seiner thätigsten Staatsmänner verehrt, indem er, außer seinen übrigen Verdiensten, durch seine weisen und wohlthätigen Anstalten in der letzten großen Theurung, Hungersnoth und Elend von seinem Vaterlande abgewandt hat. Den erstern verrieth Waser nicht nur bey seinem Leben an seine Gegenpartey, sondern schändete sein An-

denken auch nach dem Tode durch die giftigste Schmähschrift. Den letztern belangte er als einen Entwender öffentlicher und heiliger Schätze, und verlor darüber die Stelle, die er ihm vorzüglich zu danken hatte. Nach seiner Absetzung gestand er einem seiner vertrautesten Freunde mit Thränen und mit anscheinender, vielleicht auch aufrichtiger, aber vorübergehender Reue, daß er die ihm zuerkannte Strafe reichlich verdient habe, und gelobte aufs feyerlichste, sich ins künftige zu bessern; allein nichts desto weniger war und blieb sein Haß nicht nur gegen einzelne Personen, die er für seine Feinde hielt, sondern auch gegen sein unschuldiges Vaterland unversöhnlich, und eben dieser brennende Haß, und die daher entstehende blinde Rache zogen ihn in die eben so thörichten als verruchten Maßregeln hinein, die ihn endlich das Leben kosteten. — Auch der letzte, den er tödtlich beleidigte, der Stadtschreiber Landolt, war sein Gönner und Wohlthäter. L. gab ihm nähmlich eben die Urkunden, wovon Waser wichtige Stücke zurück behielt, in der Absicht, um ihm durch das Abschreiben derselben einen ehrlichen Gewinn zu verschaffen. Als nun der Stadtschreiber, der von den abgelieferten Documenten nur für sich selbst ein Verzeich-

niß gemacht, nicht aber einen Empfangschein von Waser gefordert hatte, die dem letztern eingehändigten Papiere zurück forderte, und sich die fehlenden mit der Formel ausbitten ließ, daß er sie wahrscheinlich würde vergessen haben, antwortete Waser gleich trotzig, daß er nichts mehr habe, und daß er sich sehr wundere, wie man noch mehr als das Zurückerhaltene von ihm fordern könne. Auf diese Antwort ging der Stadtschreiber selbst zu Wasern, und bat ihn aufs freundlichste, seine Schriften doch noch ein Mahl durchzusehen, er wisse gewiß, daß er ihm die fehlenden Stücke geschickt habe, von deren Wiederfindung nicht nur sein Dienst und seine Sicherheit, sondern selbst sein Leben abhange. Waser blieb bey diesen Bitten unerweicht, und sah mit einem triumphirenden Blicke und einem teuflisch boshaften Lächeln auf seinen bedrängten Wohlthäter herab, um ihn fühlen zu lassen, daß er seine Wohlfahrt in Händen habe, und daß weder Landolt noch irgend ein anderer Mensch ihm seine offenbare Dieberey zu beweisen im Stande sey. Als alle Bitten nichts helfen wollten, fing der bis zur Verzweiflung gereizte Mann an zu drohen, oder vielmehr ihn zu beschwören. Er rief den allgegenwärtigen Rächer aller Bosheit zum Zeugen, daß Waser es eben

so gut als er selbst wisse, daß er die Urkunden empfangen habe, und nun mit Gefahr seines Lebens zurück behalte. Auf alle diese Ausbrüche von Angst und Wuth antwortete Waser weiter nichts, als daß er Landolten als einen nachlässigen Hüther der heiligsten Denkmahle der vaterländischen Rechte belangen würde, wenn er noch länger fortführe, etwas von ihm zurück zu fordern, was er nicht erhalten habe. Nach diesen fruchtlosen Unterhandlungen schickte Landolt seine und Wasers Freunde zum letztern, und ließ durch diese nicht nur seine Bitte wiederhohlen, sondern ihm auch eine große Summe unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anbieten, wenn er nur die Documente wieder heraus geben wolle. So arm Waser war, so blieb er doch unerschüttert, und zog das Vergnügen, sich an der Angst eines Wohlthäters zu weiden, seinem eigenen Vortheile vor. Zuletzt stellten ihm seine Freunde auf das rührendste vor, daß er doch einen unschuldigen Mann, der sich noch dazu um ihn so verdient gemacht habe, nicht länger martern und nicht ins Verderben stürzen möchte; er wage ja selbst Ehre und Leben dabey, wenn die Sache ruchtbar, und er als ein Entwender wichtiger Documente überführt werde. Waser gab dieses

zu, allein er lieferte nichts zurück. Wenn man dieses gelesen oder gehört, und alsdann nur einiges moralisches Gefühl hat, so muß man Wasern als ein sittliches Ungeheuer verabscheuen, und die Kälte, womit er die Bitte und Vorstellungen aller seiner Freunde abwies, wie die boshafte Freude und Hartnäckigkeit, womit er einen Wohlthäter quälte, viel strafwürdiger als die Entwendung der Urkunden selbst finden.

So wie Waser einsah, daß die letztere That des Todes werth sey, so gestand er auch nach seiner Gefangennehmung (dieß hat mir wenigstens ein sehr glaubwürdiger Mann versichert) mehrmahls in Gegenwart des Gefangenwärters, daß die aufrühreriſche Schrift, die er Herrn Hofrath Schlözer geschickt habe, eine gleiche Strafe verdiene. Weit entfernt aber die von ihm selbst anerkannten Verbrechen in der Einsamkeit seines Gefängnisses zu bereuen, oder die seinen Wohlthätern zugefügten Beleidigungen abzubitten, brütete er immer neue Entwürfe von Rache aus. Er hoffte bald bey dieser, bald bey jener Gelegenheit, bald auf diese, bald auf jene Art seine Mitbürger gegen ihre Obrigkeit aufzuwiegeln, und gestand, daß er einen unauslöschlichen Haß gegen seine Vaterstadt gefaßt, und eine noch viel ge-

fährlichere Schrift, als die erstere gewesen sey, an Herrn Hofrath Schlözer geschickt habe, welche aber dieser nicht empfangen zu haben versichert. Diese letzten Geständnisse, verbunden mit dem aufmunternden Briefe eines Ungenannten, den man in Wasers Strumpfe fand, und der noch im Archiv aufbewahrt wird, zogen dem letztern das Todesurtheil zu, weil man daraus sah, daß man von ihm gar keine Besserung, sondern, so lang er lebe, unaufhörliche Meutereyen zu befürchten habe. Ich weiß es von sicherer Hand, daß unter seinen Richtern gerade diejenigen, die ihn vorher als einen unruhigen verderblichen Bürger haßten, für die Begnadigung, und diejenigen, die ihm sonst wohlwollten, zum Tode gestimmt haben, weil sie ihn dieser Strafe werth hielten, und auch glaubten, daß das allgemeine Beste es erfordere, daß er sie leide.

Selbst nach seiner Verurtheilung gab Waser noch nicht alle Hoffnung auf, daß er der Vollziehung der ihm zuerkannten Strafe entgehen könne; doch fürchtete er den Tod im geringsten nicht, vielmehr hätte er, wenn ihm die Wahl wäre gelassen worden, den schmerzhaftesten Tod einem ewigen Gefängnisse vorgezogen. Auch hätte er gewiß zehn Leben, wenn er so viel hätte verlieren kön-

nen, hingegeben, wenn er nur fünf seiner Feinde damit hätte tödten können, so wie er einst sagte, daß er gern beide Augen verlieren wolle, wenn er nur einem seiner Feinde eins ausschlagen könne. Wenn er also zu leben wünschte, so wünschte er es bloß, um sich noch rächen zu können. Bey dem herannahenden Tode war er weniger standhaft als sorglos und ungerührt, wie man an ihm oft bey ähnlichen wichtigen Gelegenheiten bemerkt hatte. Am letzten Morgen, als er hingerichtet wurde, aß und trank er mit gewöhnlichem Appetite, und untersuchte mit einem seiner Freunde auf eine so angelegentliche Art, als wenn er nichts wichtigeres zu untersuchen gehabt hätte, ob seine Weste auch noch gut genug sey, um darin auf den Richtplatz zu gehen: Zur Noth, sagte er unter andern, kann ich meinen Rock zuknöpfen. Als der Gefangenwärter auf die Gesundheit der Anwesenden trank, antwortete Waser, daß er ihn ausnehmen müsse. Da aber Herr . . . ihn erinnerte, daß er so gut als ein jeder anderer die ausgebrachte Gesundheit annehmen könne, erwiederte er ohne Zaudern, daß zwar sein Freund, aber nicht der Gefangenwärter dieses sagen könne. So lange er noch im Thurme war (der rund umher mit Wasser umflossen ist, und den ich, in-

dem ich dieß schreibe, vor Augen habe), entdeckte man weder in seinen Reden, noch in seinem übrigen Betragen Zagen oder Prunk; allein beym Hinausgehen zum Gerichtplatze ward er blaß, und schien nicht mehr so ruhig als vorher zu seyn. Vielleicht aber folterten ihn die Schrecken des Todes weniger, als es ihn verdroß, daß er wider sein Erwarten nicht die geringste Bewegung zu seinem Vortheile wahrnahm. Fast alle Häuser und Fenster waren verschlossen oder leer, nicht, weil man kein Zeuge von dem Tode des Gerechten seyn mochte, sondern weil diejenigen, welche man für seine Feinde hielt, nicht das Ansehen haben wollten, als wenn sie über ihren niedergeschlagenen Feind triumphirten, und hingegen diejenigen, welche in einiger Verbindung mit ihm gewesen waren, ihm den Gang zum Tode nicht erschweren, oder ihn nicht zerstreuen und in Verlegenheit setzen wollten.

Über die Gesetzmäßigkeit des an Wasern vollzogenen Todesurtheils kann freylich ein jeder denken, wie er will, es erregt aber doch immer eine günstige Meinung für Wasers Richter, daß seine Freunde selbst, und auch der bey weitem größte Theil seiner Mitbürger dieß Urtheil höchstens strenge, aber nicht ungerecht gefunden haben. So viel ich

einsehe, war Waser von mehreren Seiten des Hochverraths gegen sein Vaterland schuldig. Er hatte mehrere aufrührerische Schriften verfertiget und bekannt gemacht, um das Volk gegen die Obrigkeit aufzubringen; er hatte erklärt, daß er sein Vaterland tödtlich hasse, und niemahls sich zu rächen aufhören werde; er hatte endlich Documente entwandt, von welchen ein höchst gefährlicher Mißbrauch gemacht werden konnte, und den er auch wirklich machen wollte. Wenn Waser, sagte einer der thätigsten und gelehrtesten Patrioten in Zürch zu mir, in einem öffentlichen Amte hundert Thaler aus einer öffentlichen Kasse gestohlen, oder nur eine gleich unbedeutende Summe von einer auswärtigen Macht als Geschenk angenommen hätte, so würde er nach unsern Gesetzen das Leben verwirkt, und niemand würde die ihm auferlegte Strafe ungerecht gefunden haben, und jetzt, da er, außer mehrern andern groben Verbrechen, dem Staate etwas entwandt hatte, was viel wichtiger war als die oben angeführte Summe, und er auch selbst dafür erkannte, jetzt will man noch zweifeln, ob dieser Mann den Gesetzen gemäß zum Tode verurtheilt worden sey?

Bey manchen hat gewiß nicht so wohl das Urtheil selbst als die rasche Gefangenneh-

mung des Verbrechers, die übereilte Durchsuchung seiner Papiere durch seinen Ankläger, und noch mehr die Art, wie das Urtheil abgefaßt war, und der Gedanke, daß Waser um gleicher Vergehungen willen vielleicht in keinem großen Staate wäre hingerichtet worden, Unzufriedenheit oder Unwillen hervor gebracht. Ich gebe zu, daß man in dem ganzen Prozesse mehrere große Fehler begangen habe, und daß sich besonders die Einkleidung des Urtheils nach unserer Prozeßordnung gar nicht entschuldigen lasse; allein diese Einkleidung überläßt man in Zürch immer einer einzigen Person, und man wendet nicht so viele Mühe darauf als in Deutschland. Dieß läßt sich aber leicht in einem Staate erklären, dessen Blutrichter zwar der väterlichen Gesetze kundig, aber keine gelehrte Rechtsausleger sind, und die sich also auch nicht an so genaue und abgezirkelte Formeln im peinlichen Prozesse als wir gewöhnet haben. Man mag aber an der Arbeit des Concipienten des Urtheils so viel auszusetzen finden, als man immer will, so ist es doch ein gewaltiger Unterschied, ob ein Urtheil schlecht geschrieben, oder ob es widerrechtlich und grausam sey.

So falsch man also schließen würde, wenn man annehmen wollte, daß ein schlecht ab-

gefaßtes Urtheil nicht gerecht seyn könne, so unrichtig räsonirt man meinem Bedünken nach auch, wenn man das peinliche Recht eines Freystaats mit dem peinlichen Rechte einer Monarchie verwechselt, und ohne Einschränkung fest setzt, daß ein Urtheil, welches in einem monarchischen Staate hart gewesen wäre, es in einem Freystaate auch sey. Ein Monarch kann ohne Gefahr einen unruhigen Kopf entweder verbannen, oder begnadigen, oder höchstens in ein ewiges Gefängniß einsperren, weil er stets mit vielen Tausenden geübter Krieger gegen einen Aufrührer und den Pöbel, den dieser etwa in Bewegung setzen könnte, gewaffnet ist. In einem Freystaate hingegen, wo der Magistrat gegen die übrigen Bürger, oder der regierende Theil des Staates gegen den nicht regierenden den kleinsten Theil ausmacht, und keine stehende Heere zu Gebote hat, wodurch er sich behaupten kann, in einem solchen Staate sind Aufrührer, die den größern und unwissenden Haufen gegen den kleinern und aufgeklärten empören wollen, viel gefährlichere Leute, und Versuche, Aufstände zu erregen, viel größere und strafwürdigere Verbrechen als in monarchischen Verfassungen. In einer Republik, wie Zürch, ist ewiges Gefängniß auch keine so angemessene Stra-

se, oder erfüllt wenigstens nicht alle die Absichten, die es in einer Monarchie erfüllt. In einem Freystaate werden in einem Zeitraume von wenigen Jahren die regierenden Körper durch den Abgang alter und die Aufnahme neuer Glieder gleichsam umgewandelt. Die Nachfolger bringen in den Platz ihrer Vorgänger andere Gesinnungen und Verbindungen mit, oder sind auch nicht genug von allen den triftigen Gründen unterrichtet, um welcher willen man diesem oder jenem eine solche Strafe aufgelegt hat. Aus diesen Ursachen hat man in den schweizerischen Republiken fast kein Beyspiel, daß ein zum ewigen Gefängnisse Verurtheilter seine Strafe ausgestanden hätte, und hingegen unzählige, daß Verbrecher, die man auf ewig von den übrigen Bürgern absondern wollte, nach einigen Jahren wieder freygelassen worden sind. Eben dieses mußten Wasers Richter auch fürchten, wenn sie ihn zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilt hätten, und er erfuhr daher, wie viele andere in ähnlichen Fällen, die Milde und Gelindigkeit nicht, zu welcher seine Richter sich wahrscheinlich würden hingeneigt haben, wenn sie sich und ihr Vaterland nicht durch eine gelindere, leicht zu vereitelnde Strafe, allen den Gefahren und Unruhen ausgesetzt

hätten, die man von einem so fähigen und rachsüchtigen Manne, als Waser war, voraus sehen und befürchten mußte. Viele haben geglaubt, daß Waser zwar nicht ungerecht sey gerichtet worden, daß es aber doch klüger oder politischer gewesen wäre, wenn man ihm das Leben geschenkt hätte. Ich selbst war Anfangs dieser Meinung. Ein Mann, dachte ich, der durch seine Verleumdungen und Verrätherereyen so verhaßt, und durch seine vielen kindischen Übereilungen so verächtlich geworden war, würde wahrscheinlich niemahls eine Partey gemacht oder großen Schaden gethan haben, wenn er auch mit der Zeit wieder wäre in Freyheit gesetzt worden; allein, als ich nach Zürch kam und hörte, daß seine Schrift wider die Obrigkeit auf allen Dörfern und von allen Bauern sey gelesen worden, und daß sie wahrscheinlich große Bewegungen würde hervor gebracht haben, wenn nicht die Falschheit seiner Beschuldigungen allgemein bekannt gewesen wäre, da hielt ich den Mann, der freylich keine Verschwörung hätte zu Stande bringen können, doch nicht mehr für so unbedeutend als vorher, weil er schreiben und durch seine Schriften Unruhen erwecken konnte.

An den peinlichen Gesetzen und der Pro-

zeßordnung in Zürch könnte ein unparteyischer Reisender vielleicht mehr als an den Richtern von Waser oder andern Verbrechern aussetzen. Zürch hat eben so wenig als die übrigen schweizerischen Republiken vollständige und bestimmte Strafgesetze. Schon oft hat man daran gedacht, diesen wichtigen Theil der Staatsverfassung zu ergänzen und zu vervollkommnen; allein man hat immer viele Schwierigkeiten, und die größte darin gefunden, daß man es nicht wagen durfte, so gelinde Strafen auf Vergehungen zu setzen, als man gemeiniglich zuerkennt, und daß man, wenn man härtere Strafen drohte als vollzöge, den Gesetzen dadurch ihr ganzes Ansehen nehmen würde. In so fern aber dieses eine Schwierigkeit gegen die Abfassung eines peinlichen Gesetzbuchs ist, findet es in allen Ländern Europens Statt, und hat deßwegen doch nicht die Ausführung eines so wichtigen Werks zurück gehalten. Kein Staat, sagt man ferner, könne einen Codex von Criminalgesetzen leichter entbehren als Zürch, weil die Stelle derselben durch milde unveränderliche Maximen ersetzt, und die aus diesem Mangel zu befürchtenden Folgen durch die Verfassung selbst gehoben würden. Man werde nicht leicht ein Land nennen können, wo

die Todesstrafen so selten seyen als im Zürchischen. Zwar sey es einige Mahle geschehen, daß man Personen wegen unzulänglicher Argwöhne und Angaben eingezogen, und selbst gefoltert habe, allein man wisse kein Beyspiel, daß jemand unschuldig hingerichtet worden, oder daß man nur so etwas geglaubt hätte. Endlich könne auch der kleine Senat oder die Blutrichter niemahls, wie in andern Freystaaten, Tyrannen des Volks werden, weil die Hälfte derselben von den Zünften und aus den Zünften gewählt werde *). Alles dieses macht den Sitten der Bürger und der Weisheit und Gelindigkeit der Richter Ehre. Es wäre aber doch immer besser, auch in den Gesetzen für schlimme Zeiten zu sorgen, und zum voraus die Eigenmacht gewaltthätiger Richter einzu-

*) Die regierende Hälfte des kleinern Raths hat die höchste peinliche Gerichtsbarkeit, und diese Hälfte besteht aus einem Bürgermeister, zwölf Rathsherren und zwölf Zunftmeistern, welche letztere auf den Zünften von den Zunftgenossenen aus ihrem eigenen Mittel erwählt werden. Von peinlichen Gerichten wird der Bürgermeister ausgeschlossen, und in seine Stelle tritt der jedesmahlige Seckelmeister, der das Präsidium führt.

schränken, als es darauf ankommen zu lassen, daß unvollkommene Gesetze stets durch einsichtsvolle und gutdenkende Richter verbessert werden. Eben diese Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit der peinlichen Gesetze hat in vielen Freystaaten, und selbst in Genf, Gewaltthätigkeiten und Empörungen, anderswo übereilte und ungereimte Aussprüche, wie neulich in Glaris, und noch öfter Ungewißheit und Ängstlichkeit der Richter, und Unzufriedenheit mit ihren Urtheilen hervor gebracht. Glücklich ist diejenige Republik, welche diese Übel noch nicht erfahren hat! Allein billig sollte man nicht darauf rechnen, daß man sie nie erfahren könnte. Deutsche und noch mehr Engländer müssen die zürchische Prozeßordnung noch viel fehlerhafter als die Gesetze finden. Der Delinquent wird in Zürch nicht, wie in mehrern Republiken der Schweiz geschieht, öffentlich, sondern bey verschlossenen Thüren in seinem Gefängnisse nur von zweyen seiner Richter und einem Sekretär verhört. Diese Männer haben also durch Fragen und Relationen den Lauf des Prozesses in ihrer Hand, und können ihren Richtern den Gesichtspunkt bestimmen, aus welchem sie die Schuld oder Unschuld des Gefangenen anzusehen haben. Auch erhält kein Delinquent einen Defensor, der die Unschuld

unberedter, ängstlicher, sich selbst zu sehr anklagender Personen retten, oder ihre scheinbare Schuld mindern könnte. Wenn zuletzt von den Blutrichtern ein Todesurtheil ausgesprochen worden ist, so findet gar keine Milderung oder Abänderung des Urtheils, gar keine Appellation Statt, da in Bern*), Genf und andern Republiken Aussprüche des kleinen Raths von dem großen können aufgehoben oder gemildert werden. Diese Abwesenheit einer begnadigenden Macht ist in der That etwas Fürchterliches; denn wie leicht kann es geschehen, daß die ersten Richter eines Schuldigen sich übereilen, und

---

*) In Rücksicht auf Bern verdient diese Bemerkung einige Berichtigung. Alle Verbrecher, die auf den Landvogteyen gefangen sitzen, empfangen ihr Endurtheil vom kleinen Rathe, von dessen Aussprüchen keine Appellation Statt findet. Auch die Delinquenten in der Stadt werden von dem kleinen Rathe in der höchsten Instanz gerichtet, so lange keine Todesstrafe zuerkannt wird. Fällt hingegen nur eine einzige Stimme zum Tode, so wird die Sache vor den großen Rath gezogen und da kann es geschehen, daß nicht das Urtheil des kleinen Raths, sondern eine einzige Stimme oder einige Stimmen von Rathsherren von dem großen Rathe reformirt werden.

wenn dieses sich zuträgt, wie entsetzlich ist es dann nicht, daß gar kein Mittel übrig bleibt, einem Unschuldigen Leben und Ehre zu retten! Ich wiederhohle es noch ein Mahl, daß es den Sitten der Zürcher und ihrer Obern die größte Ehre bringt, daß die Mängel ihrer peinlichen Gesetzgebung noch keine so schlimme Folgen nach sich gezogen haben, daß man gezwungen worden wäre, ihnen abzuhelfen. Fast aber sollte man glauben, daß in Zürch kein Urtheil gefällt werden könnte, ohne daß nicht die Richter in den Verdacht von Parteylichkeit oder Härte kämen. Und diesen Richtern liegt also eben so sehr oder noch mehr als den Bürgern daran, daß Fehler abgeschafft werden, die ihre Macht nicht allein nicht vermehren, sondern sie in der That einschränken, indem sie dadurch unvermeidlichen Argwöhnen ausgesetzt, und schüchtern oder ängstlich gemacht werden, daß sie nicht frey und unbefangen, wie sie sonst thun würden, ihr Urtheil auszusprechen wagen.

Doch genug hiervon. Schließlich will ich noch ein Paar Züge zu Wasers Charakter hinzufügen. Waser hatte einen so ungeheuern Stolz und einen so großen Hang zur Dieberey, daß ich nicht umhin kann, beide für Wirkungen und Zeichen eines verrückten



Bayerische Staatsbibliothek München

Kopfes zu halten. So groß bisweilen auch seine Armuth oder doch Verlegenheit war, die ihn verführten, die Capitalien seiner Frau zu verkaufen und falsche Obligationen unterzuschieben, so nahm er doch niemahls von seinen Verlegern Honorarium an. Er drohete der physikalischen Gesellschaft, die ihm ein kleines Jahrgehalt ausmachen wollte, heraus zu treten, wenn sie ihn so beschimpfen würde. Er kündigte endlich selbst ein Collegium über die Experimentalphysik wieder auf, welches der große Heidegger und der Chorherr Geßner besuchten, um dem Manne Beyfall zu verschaffen. Waser stahl selten aus Noth oder Geiz, sondern entweder um andere zu quälen und in Verlegenheit zu setzen, oder weil ihm, wie Kindern und Verrückten, eine plötzliche, unwiderstehliche und bald wieder verschwindende Neigung oder Liebhaberey selbst für Dinge aufstieg, die er nicht brauchen konnte, und die er einige Augenblicke nachher, wenn er sie entwandt hatte, wieder vergaß und vernachlässigte. Einst schnitt er einem seiner Wohlthäter und Freunde, der ihn auf einem Landgute auf das beste bewirthete, elende Kupfer aus einem Buche, die gar keinen Werth hatten, wahrscheinlich in keiner andern Absicht, als weil er sich zum voraus an der

Überraschung und den vergeblichen Untersuchungen und Nachfragen ergetzte, welche die Entdeckung der Verstümmelung des Buchs verursachen würde. Ein anderes Mahl stahl er aus dem Kabinette der physikalischen Gesellschaft einen Tubum, machte zuerst Lärm und lenkte den Verdacht auf einen unschuldigen Mann, der viele Verdrießlichkeiten davon hatte, aber doch seine Unschuld erhärten konnte. Eben dieser seltsame Mann, der mit Verbrechen wie mit Possen spielte, war nicht ganz tugendleer. Er war vielmehr zärtlich gegen Weib und Kind, fleißig und so dienstfertig, daß er für eben die Freunde, denen er kurz vorher einige Kleinigkeiten gestohlen hatte, acht und mehrere Tage unaufhörlich arbeiten konnte.

Bern am 20. Jun.

Gestern Abends sind wir glücklich hier angelangt. Bis ich die schöne Stadt, wo wir uns jetzt aufhalten, genauer kennen lerne, will ich den Rest meiner Beobachtungen über Zürch nachhohlen. Sie werden finden, daß ich mit den merkwürdigen Menschen mehr als mit den merkwürdigen Seltenheiten dieser Stadt bekannt geworden bin. Wenn ich

mir nicht vorgenommen hätte, bey meiner Reise durch die kleinen Kantone von Einsiedeln auf Zürch zurück zu kommen, so würde ich es mir selbst nicht verzeihen, daß ich so viel schönes, vorzüglich die Fabriken, nicht gesehen habe.

Während unsers Aufenthalts in Zürch haben wir drey Mahl Partieen aufs Land gemacht, und zwar das erste Mahl nach Richterswyl mit Herrn Lavater zum Herrn Doctor H., einem der berühmtesten Ärzte in der Schweiz. Der Weg war fast durchgehends uneben und steinig, und die Aussichten nicht ausgedehnt (denn links hatten wir meistens Rebhügel und rechts nahe Berge), allein die Reise war doch sehr angenehm, und zwar nicht bloß durch die gute Gesellschaft, worin wir waren, sondern auch durch den unaufhörlichen Anblick der Wohlhabenheit des Landmanns. Das sicherste Merkmahl derselben ist die außerordentliche Kultur des Bodens, der wahrscheinlich seiner Unfruchtbarkeit wegen in wenigen Jahren verwildern würde, wenn ihn nicht die unermüdlichen Hände glücklicher Menschen bearbeiteten. Wo man seine Augen nur hinwendet, entdeckt man kraftvolle und sorgfältig gewartete Reben, oder üppige Wiesen und stolze Kornfelder. Kein Fleckchen ist

vernachlässigt, es mag so mühsam zu bearbeiten seyn, als es immer will. Dieß ist um desto mehr zu bewundern, da die Bauern in dieser Gegend zu den fleißigsten Manufacturiers in der Schweiz gehören, und fast alle manufacturirende Bauern sich sonst weniger als andere um ihr Land bekümmern. Landgüter findet man an dieser Seite des Sees nur wenig; diese liegen meistens an dem entgegengesetzten wärmern Ufer, wo auch der beste Wein wächst. Allein Dörfer folgen so schnell auf einander, daß man oft schon in einem neuen ist, bevor man noch ein Mahl bemerkt, daß man das vorhergehende verlassen hat. Auch an diesen sieht man, daß ihre Bewohner weder durch Auflagen ausgesogen, noch durch Herrendienste unterdrückt werden. Die Häuser haben ein städtisches Ansehen, noch mehr aber die Gärten, die alle in Gemüse und Blumenbeeten abgetheilt, mit kleinern und größern Gängen durchschnitten und mit zierlichen Hecken oder Zäunen, oder gar mit dicken Mauern eingefaßt sind. Beym Zürcher Landmanne selbst muß man mehr auf den starken gesunden Leib und das volle zufriedene Gesicht als auf Kleidung sehen, denn diese ist noch eben so schlecht und einfach, als sie vielmehr vor einigen Jahrhunderten getragen wurde. So

wenig der Landmann auf Kleidung und Putz wendet, so freygebig ist er, wenn Kirchen zu verschönern oder gar zu erbauen sind. Unter Weges sahen wir eine ganz neue, die man in ansehnlichen Städten Deutschlandes würde prächtig genannt und die viele tausend Gulden mußte gekostet haben. Man hat mehrere Beyspiele, daß Dörfer, die bisher anderswo eingepfarrt waren, und ihre eigene Kirche haben wollten, nicht nur eine neue Kirche aus ihren eigenen Mitteln erbaut, sondern auch eine Summe von zehn tausend Gulden als ein Pfand niedergeleget haben, daß sie ins künftige ihren Pfarrer selbst unterhalten wollten. — Unter Weges kehrten wir in Oberried im Pfarrhause ein, wo Lavater in der schönen Jahreszeit bey seinem Freunde zu wohnen pflegt, entweder um sich zu erhohlen oder auch ungestört zu arbeiten. Lavater nennt diesen Ruhesitz die Wiege oder den Geburtsort seiner Physiognomik, weil er hier zuerst daran gearbeitet hat. Nach einer Reise von ungefähr fünf Stunden kamen wir in Richterswyl an, wo wir zu unserm großen Vergnügen zwey russische Herren antrafen, mit denen wir von Schaffhausen nach Zürch gefahren waren, und die auf ihrem Rückwege von Einsiedeln nach Zürch bey dem Herrn D. H.

eingekehrt waren, weil sie seinen Bruder im letzten Kriege wider die Türken hatten kennen lernen. Wir wurden von Herrn D. H. mit einer Freundlichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen, die unsern ganzen Dank verdiente, mußten aber wegen eines anhaltenden Regens, der bald nach unserer Ankunft einfiel, zu Hause bleiben, ohne die umliegende Gegend, eine der schönsten am Zürcher See, übersehen zu können. Wir beschäftigten uns daher mit der Durchsehung der Archive der Physiognomik, die Lavater zum Theil hier verarbeitet hat. Diese Archive bestehen in mehrern ansehnlichen Kästchen, die mit Schattenrissen angefüllt sind, welche man größten Theils aus unsern Gegenden eingeschickt hatte, und unter welchen wir also manche wieder erkannten. Herr H. verließ uns häufig, weil er beständig von Kranken besucht, oder in ihrem Nahmen um Rath gefragt wurde, und auch selbst für die Zubereitung der verschriebenen Arzeneyen sorgte. In einem langen Gespräche, was ich mit ihm über einen medicinischen Fall und vorzüglich über die Frage führte, ob meiner Frau das Leuker Bad in Wallis heilsam seyn würde, hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß er neben dem Ruhme eines frommen und rechtschaffenen Mannes

auch den Ruhm eines erfahrnen und einsichtsvollen Arztes, den er in einem großen Theile der Schweiz hat, mit Recht verdient. Er hat meistens mehrere Patienten, besonders Schwermüthige, bey sich, die in einem schönen, bequemen und von dem seinigen abgesonderten Hause wohnen. Als wir nach Tische wieder wegfuhren, dauerte der Regen noch immer fort. Ungefähr auf der Hälfte des Weges kehrten wir bey einem Freunde von L. dem Herrn Landvogt E. ein, Theils um diesen Herrn kennen zu lernen, Theils um uns an der Aussicht von seinem Schlosse, das auf einem ziemlich hohen und steilen Berge liegt, zu ergetzen. Aber leider wurden unsere Hoffnungen, daß der Regen aufhören würde, vereitelt. Wir warteten eine Zeitlang, und stiegen alsdann des Regens ungeachtet in einen schönen Pavillon hinab, der vor dem Schlosse nach dem See hin erbauet ist. Aus den Trümmern d er herrlichen Landschaft, die unmittelbar unter unsern Füßen lagen, oder hin und wieder aus den sich verdünnenden Regenwolken hervor stiegen, konnten wir abnehmen, was man uns allgemein versicherte, daß die Aussicht von dieser Höhe eine der reichsten und ausgedehntesten an dem ganzen Zürcher See sey. Wir erblickten nur bloß den nächsten Vor=

grund, in welchem Weinberge, Wiesen und Fruchtfelder mit einander abwechselten, und einen schmalen Streifen des Sees; allein der größte Theil des Sees, in dessen äußerste Busen man bey hellem Wetter hineinschauen kann, seine gesegneten Ufer und die Schneegebirge waren mit undurchsichtigem Gewölke bedeckt. Ungefähr anderthalb Stunden vor der Stadt heiterte sich das Wetter auf, und wir kehrten daher noch bey schönem Sonnenscheine in die Thore von Zürch zurück.

Die beiden andern Spazierfahrten machten wir zu Wasser, und zwar die erstere auf dem See in einer zahlreichen und vielleicht der ausgesuchtesten Gesellschaft, die für mich aus ganz Zürch hätte zusammen gebracht werden können. Der Himmel war so heiter, das Wasser so ruhig und die Luft so erfrischend, daß man dadurch doppelt zum Genusse gestärkt wurde. Wir landeten nahe bey Thalwyl nicht weit vor der so genannten Aue an, wo wir in ein reinliches und geräumiges Wirthshaus einkehrten, das aber bey weitem nicht so viel versprach, als es nachher leistete. Nachdem wir uns ein wenig erfrischt hatten, gingen wir auf den Kirchhof des Dorfes hinab, von welchem man eine Aussicht hat, die sich in

mehrern Stunden nicht erschöpfen läßt. Man übersieht von hier aus nicht nur die ganze Länge und die Grenzen des Sees, sondern auch alle Beugungen und Krümmungen seiner Gestade. Am Ende des Sees erheben sich zuerst fruchtbare mit Sennen besetzte Alpen, und hinter diesen die majestätischen Schneegebirge, die noch bis an ihre Füße herab mit Schnee belegt schienen. Wir betrachteten die unermeßliche Landschaft, die wir vor uns hatten, bald in großen Gruppen, bald aber untersuchten wir mit den Fernröhren, die unsere Freunde mitgenommen hatten, einzelne Gegenstände und Punkte, vorzüglich die Seenhütten und Schneeberge, denen wir uns so viel als möglich zu nähern wünschten. Als wir einige Stunden alle Segnungen und Herrlichkeiten der uns umgebenden Natur genossen hatten, kehrten wir ins Wirthshaus zurück, um uns, wie wir glaubten, zur Rückfahrt anzuschicken. Wie sehr wurden wir daher nicht überrascht, als wir eine lange Tafel gedeckt, und mit allem, was zu einem ausgesuchten ländlichen Abendessen gehört, besetzt fanden! Hier erfuhren wir zum ersten Mahle, was man uns schon oft gesagt hatte, daß man in der Schweiz mehr als in Deutschland esse, weil die Luft viel schärfer und zehrender sey. Ungeachtet

wir unsern Mittagstisch noch nicht fünf Stunden verlassen, und gar keine starke Bewegung gehabt hatten, so aßen wir doch mit Appetit, besonders von den Fischen, die wir in Deutschland nie so frisch oder so gut zubereitet, als in diesem zürcherischen Dorfe, gefunden hatten. Gegen halb acht Uhr setzten wir uns wieder in unser Schiff, und ruderten unter muntern Gesprächen und den frohen Gesängen unserer geistreichen und liebenswürdigen Begleiterinnen wieder nach der Stadt zu. Wir sahen die ganze umliegende Gegend, und besonders die Schnecberge, von der hellsten Erleuchtung und Vergoldung an alle Schattirungen durchgehen, und sich endlich in die dunkelsten Schatten hüllen, indem wir erst gegen zehn Uhr wieder in der Stadt ankamen. Beide Ufer des Sees sind gewiß eben so schön bebaute, und wahrscheinlich noch stärker bevölkert als die des Bodensees, allein sie fallen doch nicht so angenehm ins Auge als die letztern, wie ich glaube aus keiner andern Ursache, als weil die Ufer sich zu schnell erheben, zu nahe durch Berge begrenzt werden, und diese Berge keinen so ausgebreiteten mit Landhäusern, Dörfern und Städten besetzten Vorgrund haben. Der Zürchersee selbst ist viel lebhafter als der Bodensee, besonders um

diese Jahrszeit, wo täglich viele Schiffe mit Wallfahrtern von beiderley Geschlechte entweder nach Maria-Einsiedeln hin oder zurück fahren. Vielleicht geben ihm manche deßwegen den Vorzug vor dem Bodensee, weil er nicht so breit, und beide Ufer näher und übersehbarer sind; allein gerade diese Nähe der Ufer war es, weßwegen er mir weniger prächtig als der Bodensee schien.

Am folgenden Tage machte ich eine zweyte Spazierfahrt auf der Limmat in Gesellschaft des Herrn — —, seiner vortrefflichen Gattinn und liebenswürdigen Schwägerinnen. Dieser Fluß ist so reissend, und die Bewegung des Schiffs, wenn man ihn hinab fährt, so schnell, daß man in den ersten Augenblicken nicht ganz sicher zu seyn glaubt, und gewiß auch in Gefahr käme, wenn man mit den kleinen Fahrzeugen, wie es bisweilen geschieht, an einen Pfahl oder Stein stieße. Fast in einer Viertelstunde erreichten wir das Landgut des Herrn Chorherrn G., wo ich den Nachmittag unter dem Schatten prächtiger Bäume, gegen den schnellen und von der Sonne glänzenden Fluß gekehrt und mit den herrlichsten Wohlgerüchen umduftet, an der Seite meines vortrefflichen Freundes hinbrachte. Gegen Abend gingen wir in das bescheidene aber bequeme Landhaus, aus

dessen Fenstern wir ein Schauspiel beobachteten, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Wir selbst und alle Gärten und Landhäuser, die zwischen uns und der Stadt lagen, waren in tiefes Dunkel versenkt, die von der Abendsonne erleuchtete Stadt hingegen glänzte, als wenn sie in vollem Brande stände, und die entferntern Schneegebirge, die sich unsern Augen nie sichtbarer darstellten, waren mit einem sanftern rosenfarbnen Lichte umstrahlt.

Zu den angenehmsten Einladungen, welche ich in Zürch erhalten habe, rechne ich die des Herrn Professor Usteri zu dem Schmause, welcher nach geendigter Zunftmeisterwahl auf der Weberzunft, wie auf den übrigen Zünften, gegeben wurde. Die Kosten solcher Schmäuse tragen zum Theile die Zünfte, die nicht nur prächtige Häuser, sondern auch große Capitalien besitzen, zum Theile aber auch die neu erwählten Zunftmeister selbst. Dieser Aufwand ist zwar nicht so groß, daß er einen begüterten Bürger zu Grunde richten, aber doch immer so beträchtlich, daß keiner vom Pöbel es wagen kann, auf die Stelle eines Zunftmeisters Anspruch zu machen. Dieser wichtige und heilsame Zweck, der nie auf eine sicherere und weniger auffallende Art erreicht wurde, ist aber noch

nicht die einzige Frucht dieser demokratischen Schmäuse. Sie dienen auch dazu, daß das Volk und seine Vorsteher wenigstens zwey Mahle im Jahre nicht im Verhältnisse von Obrigkeit und Gehorchenden, sondern als Genossen desselbigen Staats, als solche, die sich gegenseitig Wohlthaten erwiesen haben und wieder empfangen, mehrere Stunden beysammen sind, ihre kleinen Streitigkeiten beylegen, neue Freundschaften stiften, und sich gegenseitig zu künftigen wechselseitigen Diensten verpflichten. Damit aber diese Volksschmäuse weder der Zunftkasse, noch dem jedesmahligen Zunftmeister (der gewöhnlich alle Jahr wieder erwählt wird) beschwerlich fallen, so hat man einer schädlichen Verschwendung durch strenge sumtuarische Gesetze vorgebeugt, die auf das genaueste beobachtet werden. Es dürfen weder fremde Weine, noch Geflügel oder Wildbret, oder Fische, oder andere kostbare Leckereyen gegeben werden, wodurch die Epulae unter den Römern die Reichen zu verderblicher Verschwendung verleiteten, im Volke neue und schädliche Begierden entzündeten, und eine wichtige Mitursache des Verlustes der Freyheit wurden. Gleich nachdem mein Freund und ich auf dem Speisesaale des Zunfthauses anlangten, und dieß war ungefähr um

halb fünf Uhr, setzten wir uns zu Tische, und speisten an mehrern Tafeln in einer Gesellschaft, die man nur in einem Freystaate, und bey einer solchen Gelegenheit so gemischt finden kann. Viele der Anwesenden hatten nach alter Weise ihre Häupter bedeckt, alle redeten ohne Zurückhaltung mit ihren Nachbarn oder Bekannten; allein nirgends hörte man wildes Lachen, oder Geschrey, oder Zänkerey. Als wir einige Stunden gegessen hatten, machte man eine Pause, während welcher die Vornehmen sich vertraulich mit den Geringeren unterhielten. Gegen acht Uhr setzten wir uns wieder, und um neun Uhr nahmen Herr Statthalter N —, die übrigen Mitglieder des Raths, mein Begleiter und ich freundlichen Abschied. Nach der Entfernung der gnädigen Herren wurde die Gesellschaft so wohl auf der Zunft, wo ich gespeist hatte, als auf mehrern andern, die nicht weit vom Schwerte sind, etwas lärmender als vorher. Man ließ Weiber, Töchter und Musikanten kommen, und sang und tanzte bis an den frühen Morgen. Alle diese nächtlichen Feste aber zogen weiter keineUnbequemlichkeiten oder Unordnungen nach sich, als daß die Ruhe der nächsten Nachbarn bisweilen ein wenig unterbrochen wurde — ein Opfer, welches auch Fremdlinge

gern den fröhlichen Söhnen der Freyheit bringen.

Zürch selbst ist in zwey ungleiche Hälften getheilt. Die so genannte große Stadt sieht einer deutschen Reichsstadt ähnlich. Diese größere Hälfte hat wie fast alle alten Städte meistens enge, krumme, übelriechende und oft so steile Gassen, daß es nicht möglich wäre, mit einem Fuhrwerke oder auch nur mit einem Pferde hinan zu klimmen. Die öffentlichen Gebäude sind alle schön oder prächtig, die Häuser der Einwohner aber im Durchschnitte weder in die Augen fallend, noch weitläuftig; doch finden sich in der kleinen Stadt viele schöne Privatgebäude, so wie auch gerade und breite Straßen. Die Häuser haben alle Zeichen und Benennungen, wie in Deutschland die Gasthöfe, zum Beyspiele zur Reblaube, zum gewundenen Schwerte. Auch hier, wie in einigen deutschen Städten, sinkt der Preis und steigt hingegen die Miethe der Häuser. Unter den Bürgern und Einwohnern von Zürch findet sich viel Wohlhabenheit; allein noch hat das Glück nicht in den Händen von Wenigen ungeheure Reichthümer versammlet, welchem Umstande die Zürcher hauptsächlich die Erhaltung ihrer Sitten und Staatsverfassung zu danken haben. Hundert tausend

Gulden machen in dieser Stadt, wo Handel und Fabriken so sehr blühen, schon einen reichen Mann, und nur wenige gibt es, die zwey oder drey Mahl so viel besitzen. Als ich dieses hörte, wünschte ich, daß die Zürcher niemahls in ihren Mauern von Millionärs hören möchten. Die Sitten sind, im Ganzen genommen, in Zürch so rein oder so wenig verdorben, als man sie, glaube ich, in keiner andern Stadt von gleicher Größe und Reichthum in ganz Europa finden wird. An den Frauenzimmern sieht man hier gar keine Schminke, und sehr wenig von französischen Moden und Sitten, ungeachtet viele Jünglinge und Männer in Frankreich gedient haben oder noch dienen. Weiber und Jungfrauen haben noch die liebenswürdige Bescheidenheit und Schüchternheit, die sich bey einem beständigen und vertrauten Umgange mit Personen unsers Geschlechts verliert, und von unaufmerksamen Reisenden für Ängstlichkeit und Verlegenheit gehalten wird. Die Zürcherinnen reden Anfangs in Gesellschaft von Fremden, besonders von Deutschen, nicht viel, aber nicht deßwegen, weil sie nicht reden könnten, sondern weil sie fürchten, daß Fremde durch ihre Aussprache beleidiget werden möchten, die aber in ihrem Munde viel weniger auf-

fällt und unverständlich ist als in dem Munde von Mannspersonen. Da ich überzeugt bin, daß man äußere Politur, oder so genannte feine Welt, und glänzende Kenntnisse immer viel zu theuer um den Verlust guter Sitten kauft, so war es mir angenehm, daß Frauenzimmer lieber ihre Muttersprache, von welcher sie wissen, daß sie für Deutsche befremdend ist, als französisch redeten, welches ich mich nicht besinne, irgendwo in Gesellschaft gehört zu haben. Die Ehen sind zwar hier so wenig als an irgend einem andern Orte auf der Erde unverletzlich, allein, daß eheliche Treue hier nicht so selten oder gar Thorheit ist wie in manchen nicht größern Städten, kann man allein daraus schließen, daß die Frauen und Mütter sich ihres Hauswesens und der Erziehung ihrer Kinder mit Ernst annehmen. Vielleicht könnte es manchem einfallen, die Unverdorbenheit der Sitten daraus zu erklären, daß die Aufwandsgesetze in Zürch strenger als in irgend einem andern Staate in der Schweiz sind. Allein vielmehr muß man aus der Aufrechthaltung dieser Gesetze schließen, daß die Sitten noch wenig verfälscht sind. Die Geschichte aller Freystaaten lehrt, daß die Gesetze von den Sitten erhalten, und daß, wenn diese verloren gehen, die

geschärftesten Aufwandsgesetze immer übertreten und verspottet werden. Mannspersonen dürfen weder Gold noch Silber, noch Sammet oder Seide, Frauenzimmer keine Edelsteine, Spitzen oder Federn tragen. Wenn die letztern in die Kirche gehen, müssen sie mit einem schwarzen langen Kleide von wollenem Zeuge angethan, und ihr Haar mit einem Schleyer oder Haube bedeckt seyn, und selbst im härtesten Winter ist ihnen kein Pelzmantel erlaubt. In der Stadt darf niemand in Kutschen Besuche machen, wiewohl dieß Gesetz bisweilen eludirt werden soll. Der Einfalt in Kleidern entspricht das übrige Hausgeräth, selbst in wohlhabenden Häusern. Man findet es durchgehends bequem, reinlich und zierlich, aber nirgends oder selten sehr kostbar. Fremde Weine dürfen in Privathäuser nicht anders als mit ausdrücklicher Erlaubniß, und auf das Zeugniß eines Arztes, daß man sie als Arzeneymittel brauche, eingeführt werden. Wenn nun bey solchen Gesetzen und Sitten, als die Zürcher noch immer haben, die Zahl der Bürger (ich unterscheide hier Bürger von bloßen Einwohnern, die zu keiner Zunft gehören) jährlich abnimmt, so muß freylich der Grund in gewissen Gebrechen der Staatsverfassung liegen, die sich leichter entdecken

und tadeln als wegschaffen lassen. Schon tausend Mahl hat man es gesagt, daß die Zünfte eben so viele unabhängige oder für sich bestehende Körper sind, wovon ein jeder beständig gegen den Staat und das Wohl des Ganzen streitet, wenn es mit seinem Interesse unvereinbar ist; daß eben diese abgesonderten Körper sich unter einander aufreiben und Fessel anlegen, indem eine jede Zunft die Beschwerden der Privilegien und Monopolien aller übrigen trägt; daß der Zwang und die Vorrechte der Zünfte Industrie und Nacheiferung ersticken, und die Waaren in eben dem Verhältnisse vertheuern, in welcher sie an Güte verlieren; daß endlich die Eifersucht der Zünfte eine Quelle harter und drückender Maßregeln gegen den Landmann und die Municipal-Städte werde. Allein, wenn man alles dieses gesagt hat, so weiß man doch nicht, wie man diese Übel ausrotten soll, ohne überwiegendes Gutes zugleich mit auszureissen. Ohne die Mischung von Demokratie, welche die Zünfte in die sonst aristokratische Verfassung von Zürch bringen, würden Gewerbe, Manufacturen und Handel noch weit weniger blühen, würde der Luxus gewiß viel größer, und die Sitten nicht mehr so unverdorben als jetzt seyn.

Von den eigentlichen Merkwürdigkeiten

Zürchs will ich Ihnen nichts schreiben, entweder weil sie denen anderer Städte ähnlich sind, wie das Zeug- und Rathhaus u. s. w., oder weil andere sie schon beschrieben haben (und dieß ist der Fall mit der Bibliothek, deren Katologus der verstorbene große Heidegger selbst verfertigt hat), oder weil ich auch nicht als Kenner davon reden könnte. So habe ich zwar die zahlreiche Bibliothek und das weitläuftige Kabinett des ehrwürdigen Chorherrn Geßner gesehen, habe besonders seine kostbare Sammlung von Edelsteinen und Krystallen, und noch mehr sein eigenes Werk bewundert, welches das ganze Linneische Pflanzensystem in 80 bis 90 Tafeln enthält, auf denen ein jedes Geschlecht in seiner natürlichen Ordnung und in einem eigenen Felde mit lebendigen Farben dargestellt sind; allein ich würde mir selbst zuerst lächerlich vorkommen, wenn ich mich unterfangen wollte, dieß Werk und die Schätze seines Besitzers nach Würden zu beschreiben. Eine andere Seltenheit aber, und meinem Urtheile nach die größte, die man in Zürch sehen kann, will ich Ihnen ausführlich schildern: ich meine die Töchterschule, welche ich für eine der vollkommensten, wenn gleich am wenigsten ausposaunten Erziehungsanstalten halte, die in neuern Zeiten sind er-

richtet worden. Lesen Sie, was man bisher geleistet hat, und entscheiden Sie dann, ob ich zu viel sage.

Der Schöpfer dieser Töchterschule ist der Herr Professor Usteri, der um dieses seines unsterblichen Werks willen nicht nur den Dank seiner Mitbürger, sondern auch so sehr, als irgend ein anderer, ein öffentliches Denkmahl ihrer Dankbarkeit verdient. Dieser patriotische und thätige Gelehrte bemerkte nicht bloß, daß es in Zürch an einem zweckmäßigen Erziehungsinstitute für junge Frauenzimmer fehle (denn eben dieses hatten wahrscheinlich tausende vor ihm auch bemerkt), sondern er faßte auch den Entschluß, diesem Mangel abzuhelfen, und mit einigen seiner Freunde Hand ans Werk zu legen. Er ließ zu dieser Absicht im Julius 1773 einen kleinen Aufsatz drucken, in welchem er seine Mitbürger zuerst auf das Bedürfniß einer bessern Erziehung ihrer Töchter aufmerksam mache, dann Vorschläge that, wie eine solche Mädchenschule zweckmäßig eingerichtet werden könnte, und endlich alle wohldenkenden Personen aufforderte, eine Unternehmung zu unterstützen, die das Heil ihrer Töchter und künftiger Geschlechter beträfe. Wenn sich, sagte er, eine gewisse Anzahl von Patrioten anheischig mache, so

viel beyzutragen, als erfordert werde, eine solche Anstalt mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolgs anzufangen, und drey Jahre zu erhalten; so verspreche er mit Hülfe seiner Freunde, eine Lehrerinn aufzusuchen, und alles übrige einzurichten und zu besorgen. Bey dieser Gelegenheit zeigte sichs, daß Eigennutz und selbstsüchtige Leidenschaften in Zürch noch nicht allen Patriotismus und Eifer fürs gemeine Beste erstickt, und daß verzehrender Luxus noch nicht alles Vermögen genommen habe, gemeinnützige Absichten kräftig zu befördern. Kaum war die kleine Schrift ausgetheilt worden, als nahe an hundert und funfzig Personen beiderley Geschlechts nicht nur für das gegenwärtige, sondern auch für ein jedes der beiden folgenden Jahre über tausend Gulden herschossen oder unterschrieben. Durch diese reichlichen Beyträge wurde Herr Prof. Usteri in Stand gesetzt, nach erhaltener obrigkeitlicher Erlaubniß die von ihm errichtete Schule nach Ostern 1774 zu eröffnen. Die Vorsehung führte ihm in der Mademoiselle Goßweiler eine Vorsteherinn zu, die eine jede weibliche Tugend mit einem männlichen Geiste und männlicher Aufklärung vereinigt, und nicht bloß in alle Theile seines Plans hinein ging, sondern auch Klugheit, Ge-

duld und Kinderliebe genug besaß, diesen Plan einem jeden Charakter anzupassen. Mit Recht preist Herr U. das Glück, diese vortreffliche Erzieherinn gefunden zu haben, als einen besonderen Segen, womit die Vorsehung seine Vaterstadt habe begünstigen wollen, und erkennt es öffentlich, daß ohne sie die besten Vorschläge und Absichten unerfüllt geblieben wären. Mad. Goßweiler ist gerade in dem glücklichen Alter, in welchem eine Lehrerinn die Achtung und Ehrfurcht reifender Mädchen gewinnen kann, ohne sie durch einen zu großen Abstand der Gemüthsart und der Jahre von sich zu entfernen. Sie ist liebenswürdiger durch den in ihrer ganzen Person so sichtbaren Ausdruck von Bescheidenheit, Milde und Frömmigkeit, als tausende durch die frischen Reize der blühenden Jugend nicht sind. Durch die Bemühungen dieses vortrefflichen Frauenzimmers machten die ersten Zöglinge in einer kurzen Zeit schnelle Fortgänge, und erhielten einen so außerordentlichen Beyfall, daß man nach neun Monathen, von der Errichtung der Schule an gerechnet, gleichsam gezwungen wurde, eine zweyte Klasse zu errichten, deren Mitglieder eben den Unterricht, den die erste von 10 bis 12 Uhr erhält, von 1 bis 3 empfangen, und in die

leer gewordenen Plätze der ersten Klasse einrücken. Die Früchte des Unterrichts waren so sehr in die Augen fallend, daß auch die vornehmsten Familien kein Bedenken trugen, ihre Töchter in die öffentliche Schule zu schicken. Die Zahl der Kinder, die aufgenommen zu werden wünschten, nahm, wie die der Wohlthäter und die Fonds der Anstalt, mit jedem halben Jahre zu. Mad. Goßweiler brachte es bald durch Unterweisung in besondern Stunden dahin, daß mehrere von ihren Zöglingen unter ihrer Anleitung in den Familien unterwiesen, und daß man noch eine dritte Klasse errichten konnte, in welcher unter einer von ihr gebildeten Lehrerinn zwanzig Mädchen von einem zartern Alter für die beiden obern Klassen (von welchen eine jede auch nicht mehr als zwanzig Schülerinnen enthält) vorbereitet werden. Alle drey Klassen stehen unter einem von der Obrigkeit bestellten Collegio von fünf Aufsehern, unter welchen mehrere Mitglieder des kleinen und großen Raths sind. Jährlich werden öffentliche Prüfungen gehalten, und die Rechnungen der ganzen Anstalt öffentlich bekannt gemacht, die jetzt schon einen Fond von zehn tausend Gulden Capitalien hat, und also bald auch ohne fernere Beyträge aus ihren eigenen Einkünften wird

bestehen können. Die Kosten, welche dieß Institut in Zürch erfordert, sind unbedeutend gegen die, welche ein ähnliches Institut in Deutschland oder einem jeden Lande, wo man mehr dem Fürsten als dem Vaterlande dient, erfordern würde. Die Aufseher lassen sich nicht allein ihre Bemühungen nicht bezahlen, sondern liefern selbst noch ansehnliche Beyträge. Nur die beiden Lehrerinnen werden besoldet, und ungeachtet diese Besoldungen ansehnlich sind, so machen sie doch mit den Ausgaben für Miethe, Zimmer, Bücher und andere Kleinigkeiten nur eine geringe Summe für die Erhaltung eines Instituts aus, in welchem 60 Mädchen unentgeltlich unterrichtet werden *).

---

*) Seit meiner Abreise aus Zürch hat die Kasse der Töchterschule beträchtliche Zuschüsse erhalten, wie ich aus der letzten gedruckten Nachricht des Herrn Prof. Usteri vom März 1786 sehe. Der verstorbene Prof. Bodmer verordnete in seinem letzten Willen, daß eine zweyte Töchterschule errichtet würde, und setzte dazu ein Capital von tausend Gulden, und sein Wohnhaus nebst den dazu gehörigen Ländereyen aus. Die Absicht des Testators war, daß diese neue Schule in seinem Hause errichtet, und daß darin auch andere als Bürgerstöchter aufgenommen

Nachdem ich Ihnen jetzt die Geschichte des Instituts kürzlich erzählt habe, so will ich Sie nun mit der innern Einrichtung dessel-

---

werden sollten. Weil aber das Bodmerische Haus vor der Stadt auf einer Anhöhe lag, so fanden die beiden Vollstrecker des Testaments, Herr Zunftmeister Escher und Herr Hauptmann von Orelli, die sich mit den Aufsehern der bisherigen Töchterschule darüber beredeten, daß es am besten seyn würde, das Vermächtniß des sel. Bodmers für eine neue Schulanstalt mit dem Fond der bisherigen Schule zu vereinigen, das Haus des Testators mit obrigkeitlicher Bewilligung zu verkaufen, und für die daraus gelöste Summe, die 6250 Gulden betrug, ein bequemer gelegenes Haus in der Stadt zu kaufen, das auf ewige Zeiten für die Töchterschule bestimmt bleiben sollte. Um aber die wohlgemeinte Absicht des Wohlthäters der Schule, nähmlich die Bildung der Töchter solcher Einwohner, die keine Bürger sind, nicht zu vereiteln, faßte man mit den Executoren des Testaments den Entschluß, daß man ins künftige in jeder Klasse zwey Plätze für solche Mädchen offen lassen wolle, wenn anders diejenigen, die sich melden würden, die Bedingungen erfüllten, unter welchen allein man in die Schule aufgenommen werden kann.

Das Vermögen der Schulkasse betrug im März 1786 ohne die für das Bodmerische Haus

ben und der Art des Unterrichts genauer bekannnt machen. In die beiden obern Klassen nimmt man nur Mädchen auf, die das zwölfte Jahr erreicht haben, die lesen und schreiben gelernt, den ersten Unterricht in der Religion empfangen haben, und endlich die Zahlen kennen. Bey der Wahl von Schülerinnen, denn es sind immer mehrere, die aufgenommen zu werden wünschen, als Plätze erledigt sind, sieht man zuerst auf Kennt-

---

gelösete Summe 13926 Gulden, wovon man im nächsten Jahre fast 600 Gulden Interessen erwarten konnte. Diese 600 Gulden reichen aber noch nicht hin, die Schule aus ihren eigenen Mitteln zu erhalten, indem sie jährlich sieben hundert Gulden kostet, und noch merklich mehr kosten wird, wenn man, wie es vielleicht bald geschehen könte, genöthigt seyn sollte, eine vierte Klasse zu errichten. Da die Schule bisher 60 Schülerinnen enthielt, und einen Aufwand von 700 Gulden erforderte, so kostete jede Schülerinn jährlich nur zwischen eilf und zwölf Gulden, und der ganze Kurs, der von einigen in zwey, von andern in drey Jahren geendigt wurde, kam ungefähr auf eilf neue Thaler zu stehen. In den zwölf Jahren, die seit der Errichtung der Schule verflossen sind, entließ die letztere 206 Schülerinnen, und die Unkosten betrugen 6526 Gulden, welche Zahlen die vorher angeführte Berechnung bestätigen.

nisse und Fähigkeiten, und wenn diese gleich sind, auf die Zeit, ob sie sich früher oder später gemeldet haben. Alle Aufzunehmenden müssen außer dem neuen Testamente und Osterwalds Betrachtungen die biblischen Geschichten und Gellerts Lieder mitbringen. Wenn Predigten oder andere Bücher gelesen werden, so versieht sie die Schule damit. Eben diese gibt auch Feder und Tinte her, mit Papier aber zu Schreib- und Rechnungsbüchern müssen die Schülerinnen sich selbst versorgen. Für den Unterricht wird nichts bezahlt, und selbst das kleine Neujahrsgeschenk, welches die Zöglinge ihrer Wohlthäterinn zu machen die Erlaubniß haben, ist bestimmt, damit auch in diesem Punkte aller Unterschied unter Reichen und Armen aufgehoben, und die Lehrerinnen in der Folge nie durch größere Geschenke gewonnen, oder der Stolz und die Nachlässigkeit reicher Mädchen befördert werde. Wenn aber wohlhabende Ältern sich für die Bildung ihrer Töchter dankbar beweisen wollen, so steht es ihnen frey, die Schulkasse zu beschenken, wie wohl dergleichen nicht erwartet wird. Man verlangt von den Schülerinnen, und hält strenge darauf, daß sie sich so wohl in ihrem Anzuge als in allem, womit sie umgehen, der äußersten Reinlichkeit befleißigen, und daß sie ihre

Stunden nicht anders als in der höchsten Noth verabsäumen, damit sie diejenigen, die auf ihre Stelle warten, nicht unnöthig aufhalten. Über drey Jahre behält man keine. Viele aber, die gut vorbereitet und mit vorzüglichen Kräften begabt waren, haben den ganzen Cursus in achtzehn Monathen gemacht.

In einer jeden Klasse werden täglich nicht mehr als zwey Stunden, und also wöchentlich nur zwölf Stunden gegeben, von welchen ungefähr der dritte Theil auf Lesen, und die beiden übrigen Drittel auf Schreiben und Rechnen verwendet werden. Lesen, Schreiben und Rechnen sind die einzigen Kenntnisse, welche in dieser Schule vorgetragen werden. Von weiblichen Arbeiten oder bloß modischen und gelehrten Kenntnissen ist gar die Rede nicht. Dieß Institut ist daher auch nicht für solche Ältern eingerichet, die sich der ganzen Last der Erziehung ihrer Kinder entladen, und auf öffentliche Anstalten nicht bloß die Mühe ihre Kinder zu unterrichten und zu bilden, sondern sie auch beständig zu unterhalten werfen wollen. Die erste Übung in allen drey Klassen ist Lesen — eine schwere Kunst, die viele Schriftsteller und Gelehrte beiderley Geschlechts nicht verstehen, ungeachtet sie tausende von Büchern verschlungen, oder vom Anfange bis zu Ende mit ih-

ren Augen durchlaufen haben. Die Zürcher Töchter (so nennt man in der ganzen Schweiz unverheirathete Frauenzimmer) werden angehalten, vernehmlich, mit Anstand und mit Sammlung zu lesen, so daß sie entweder verstehen, was sie gelesen haben, oder über dunkle Stellen sich Erläuterungen ausbitten. Eben dieß thun sie, wenn sie auf fremde, ihnen unbekannte Wörter, Redensarten und Wortfügungen stoßen. Von dem Gelesenen geben sie jedes Mahl Auszüge oder Rechenschaft, und stellen darüber Unterredungen mit ihrer Lehrerinn an. Damit ihnen aber die Aufmerksamkeit, die man von ihnen verlangt, nicht zu beschwerlich werde, so läßt man sie außer dem neuen Testamente und den biblischen Historien gut gewählte Erzählungen, Gespräche, Lieder, Briefe u. s. w: lesen, die eben so unterhaltend und faßlich als lehrreich sind.

Beym Schreiben sah man Anfangs mehr auf Rechtschreibung und einen leserlichen als schön gezeichneten Buchstaben, allein man erfuhr bald, daß die Handschrift der Kinder durch die vielen Übungen im Rechnen und Schreiben eher verschlimmert als verbessert wurde. Man wurde daher genöthiget, auch auf das Schönschreiben mehr Rücksicht zu nehmen, und ich kann versichern, daß unter

den Proben von Handschriften, die ich zum Andenken mitgenommen habe, mehrere sind, die manchem Gelehrten zum Muster dienen können. Schönschreiben ist aber doch immer nur einer von den geringern Zwecken, die man durch die Übungen im Schreiben zu erreichen sucht. Am allermeisten nutzt man sie als vortheilhafte Gelegenheiten den Verstand der Kinder unvermerkt zu schärfen, und ihr Gedächtniß mit Kenntnissen zu füllen, die ihnen als künftigen Hausfrauen und Müttern nützlich oder unentbehrlich sind. Sie schreiben daher Obligationen, Quittungen und Rechnungen von allerley Art, von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern, und erfahren dadurch den Preis aller Waaren und Lebensmittel, und wie oder wo man die einen oder die andern am besten und wohlfeilsten erhalten kann. Sie schreiben ferner Briefe, oder bringen Erzählungen, die sie gehört, oder Anmerkungen, die man gemacht hat, zu Papier, ja die Geübtern erhalten Anleitung nach Wochen- oder andern moralischen Schriften, Charaktere, besonders weibliche zu entwerfen, ihre Fehler und Vorzüge aus einander zu setzen, und Mittel vorzuschlagen, wie sie von den erstern geheilt werden könnten. Eben diese Geübtern hat man mit großem Vortheile dazu angehalten,

aus guten Predigten, die sie hören, Auszüge zu machen, und mehrere Personen über interessante Materien sich unterreden zu lassen. Eins von den wichtigsten Stücken, welche zu den Haushaltungsschriften gehören, ist ein vollständiges Verzeichniß eines Brautschatzes, oder alles dessen, was eine Braut aus einem guten Hause ihrem Bräutigam zubringt.

Auch der Unterricht in der Arithmetik ist so eingerichtet, daß Kinder nicht nur mit den leichtesten Methoden Zahlen zu behandeln bekannt gemacht, sondern auch mit vielen für ihre künftige Bestimmung nothwendigen Kenntnissen bereichert werden. Alle Fälle, die man ihnen vorlegt, sind so gewählt, daß sie auch dadurch die Preise von Waaren und Arbeiten erfahren. Die Anweisungen oder Bücher, nach welchen die Kinder im Schreiben und Rechnen geübt, und die Muster und Beyspiele gewählt werden, sind meinem Urtheile nach so passend und vortrefflich, daß sie mehr als manche gepriesene Werke über die Erziehung bekannt gemacht zu werden verdienten.

Ungeachtet ich überzeugt bin, daß Sie, mein Bester, und ein jeder anderer denkender Mann die Vortrefflichkeit dieser Anstalt eben so gut als ich einsehen werden, so kann ich

doch nicht umhin, Ihnen noch kürzlich einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Die Absicht des Instituts ist offenbar mehr zu nützen als zu glänzen, und nicht schimmernde Mädchen und gelehrte Weiber, sondern reinliche, fleißige, erfahrne Hausfrauen, aufgeklärte Gattinnen und gewissenhafte fromme Mütter und Erzieherinnen ihrer Kinder zu bilden. Wie lobenswürdig und groß ist dieses in einem Zeitalter, wo alles mehr scheinen als seyn will, und noch dazu in einem Freystaate, dessen Fortdauer und Wohlstand auf den guten Sitten seiner Töchter beruht, und der durch französische Artigkeit und Verachtung aller häuslichen Tugenden unwiederbringlich verloren gehen würde. Auch könnte kein glücklicheres Mittel erdacht werden, die Trennung oder Absonderung von Ständen, die schon in Aristokratien, noch mehr in aristokratischen Demokratien so gefährlich ist, zu verhindern, und Reiche und Arme, Vornehme und Geringe durch die Bande bürgerlicher Liebe, und Eintracht und durch ähnliche Ausbildung zu vereinigen, als eine Mädchenschule, wo die Töchter der ältesten und wohlhabendsten Häuser neben andern aus geringern sitzen, und nicht anders als diese unterrichtet und gezogen werden. Es war für mich ein rührendes Schauspiel, in dieser Schu-

le der weiblichen Weisheit und Tugend zwanzig meistens schöne und blühende Mädchen beysammen zu sehen, von welchen wenigstens die Hälfte aus den vornehmsten Familien war, und wovon der größte Theil das vierzehnte, einige schon das funfzehnte und sechszehnte Jahr zurück gelegt hatten. Wo wollte man jetzt wohl in Deutschland ein Provinzstädtchen finden, in welchem nicht diejenigen Ältern, die sich die Vornehmsten zu seyn dünken, es sich zum Schimpfe anrechneten, ihre Töchter in oder nach dem vierzehnten Jahre noch in eine öffentliche Schule zu schicken, und sie darin neben den Kindern armer Nachbarn nur im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten zu lassen? In der That glaubte ich der Stadt Zürch keinen größern Segen wünschen zu können, als daß die Ältern die Denkungsart, die sie jetzt haben, noch lange behalten, und daß ihre Kinder den herrlichen Unterricht, den sie jetzt empfangen, noch lange genießen mögen. — Die Schülerinnen sind zwar in jeder Klasse den Jahren nach einander nicht gleich, allein in Rücksicht auf Fähigkeiten und Kenntnisse viel ähnlicher, als man bey einer jeden andern Anstalt erwarten kann, wo man Zöglinge ohne Unterschied der Jahre und ohne Rücksicht auf ihre Kenntnisse aufnimmt. Weil

nur zwanzig Kinder in einer jeden Klasse sind, so kann die Lehrerinn alle unter ihrer Aufsicht erhalten, und weil auch nur zwey Stunden hinter einander gegeben, und in diesen abwechselnde Arbeiten vorgenommen werden, so kann die Aufmerksamkeit nicht leicht ermüdet, und die Lernbegierde nicht leicht abgestumpft und unterdrückt werden. Man erleichtert endlich den Ältern die Erziehung der Kinder, und nimmt ihnen einen der schwersten und wichtigsten Theile des Unterrichts ab; allein man veranlaßt sie nicht zu dem verderblichen Gedanken, daß sie sich nicht weiter um ihre Kinder zu bekümmern brauchen. — Doch ich breche ab, weil ich Ihnen sonst nur Bemerkungen, die Sie gleichfalls schon werden gemacht haben, wiederhohlen würde.

Ehe ich nach Zürch kam, wußte ich wohl, daß der Rathsherr Geßner ein vortrefflicher Zeichner sey, allein so lange man seine Arbeiten noch nicht gesehen hat, kann man nicht wissen, daß er ein eben so großer Mahler als Dichter ist. Es war mir in der That eine rechte Angelegenheit, ihm zu sagen, daß seine unnachahmlichen und jetzt durch den Beyfall aller Nationen Europens gleichsam geheiligten Gedichte mich von meiner ersten Kindheit an gerührt, entzückt und gebildet

haben. Seine Gemählde sind lauter kleine originale Landschaftsstücke, und seinen Idyllen in aller Rücksicht von Seiten der Erfindung, Composition, Zeichnung und Farbengebung ähnlich. In beiden sind Fabel, Kunst und Natur auf die gefälligste Art zusammen gemischt. Kein Stück ist bloße Nachahmung der Natur: Menschen und Gebäude sind fast immer nach griechischen Idealen gezeichnet, die ländlichen Gegenstände aber sind aus seiner vaterländischen Natur gesammelt, die freylich keine Kunst oder Phantasie übertreffen kann. Niemahls habe ich Wasserfälle und angefressene Bäume so glücklich und täuschend als von Geßner gemahlt gefunden. Der größte Theil seiner Arbeiten geht nach England, wo Geßner der Mahler allem Vermuthen nach berühmter ist als Geßner der Schäferdichter.

Den so genannten philosophischen Bauer habe ich aus Mangel von Zeit nicht besuchen können, ungeachtet Herr Rathsherr Hirzel sich gütigst erbot, mich hinaus zu begleiten. An dessen Statt habe ich einen andern gleichfalls merkwürdigen Bauer kennen gelernt, der während meines Aufenthalts in Zürch in die Stadt kam und mir von Lavater zugeschickt wurde. Dieser Mann, mit Nahmen Boßart, unterscheidet sich in seiner

Kleidung, Gange, Stellung gar nicht von andern Zürcher Bauern; allein seine schwarzen, feurigen, tief im Kopfe liegenden Augen und die scharfen Umrisse seiner hochgewölbten Stirn kündigen so gleich einen genievollen Mann an. Ich habe mich über eine Stunde mit ihm über allerley Gegenstände unterhalten, nnd nicht das Geringste von Eitelkeit oder geheimem Stolze an ihm wahrgenommen. Wenn Lavater es mir nicht geschrieben, oder ich es auch nicht aus ihm heraus gefragt hätte, so würde ich es gar nicht erfahren haben, daß er die besten philosophischen Schriftsteller der neuern Zeit, die ausländischen freylich in Übersetzungen, gelesen hat. Die unaussprechlichen Schönheiten der Natur, sagte er zu mir, welche die Vorsehung seinem Vaterlande so reichlich geschenkt, hätten ihn zuerst veranlaßt, die Werke Gottes aufmerksamer zu betrachten, und in ihm den Wunsch erregt, sie genauer kennen zu lernen. Er könne mir gar nicht ausdrücken, mit welchem Eifer und Fröhlichkeit er die gefährlichsten Felsen erklimme, um neue Wunder der Natur zu finden, und mit welchem Entzücken er auf ihren schwindligen Höhen den Schöpfer der Natur anbete. Bey einer solchen Stimmung der Seele ist es begreiflich, daß er gern solche Bücher liest, in

welchen die Absichten und Geheimnisse der Wege Gottes entfaltet werden; allein seltsam ist es, daß eben dieser Mann eine so außerordentliche Liebhaberey für die Erdbeschreibung, und besonders für die alte Geographie hat. Er dankte mir herzlich für die Nachricht, daß d'Anville's Charten nebst einem Auszuge seiner Erdbeschreibung jetzt in Nürnberg heraus kämen. Die Beobachtung und das Studium der Natur hat ihn im geringsten nicht gegen die Arbeiten seines Standes gleichgültig gemacht; er bauet sein Feld und seinen Weinberg so gut als andere Bauern, und wendet nur diejenigen Stunden, in welchen andere schlafen oder die Schenken besuchen, zum Lesen und Nachdenken an. Die großen Gedanken und Vorstellungen aber, die er sich allmählich von Gott und der Welt erworben hat, sollen zu einer gewissen Zeit seine Einbildungskraft so sehr erhitzt haben, daß er darüber in Schwärmereyen verfiel, und seinen Nachbarn zu predigen anfing, von welchen Reden auch einige gedruckt worden sind. L. versicherte mich, daß Boßart von diesen Verirrungen lange zurück gekommen sey *).

---

*) Boßart lebt jetzt nicht mehr in der Schweiz, sondern im Dessauischen, wo der Fürst

Nachdem wir am 17. Junius von unsern Freunden, und noch am letzten Abend von der verehrungswürdigen S — Familie mit Thränen Abschied genommen hatten, reisten wir am folgenden Morgen früh um 6 Uhr ab, um noch bey guter Zeit ins Nachtquartier zu kommen. So wohl die Wege als der Boden sind im zürchischen Gebiete eher schlecht als mittelmäßig. Der letzte ist fast durchgehends dürr und steinig, und dieß ist um desto mehr zu verwundern, da in kleinen Entfernungen ziemlich hohe Berge liegen, welche, scheint es, das unten liegende Land tränken sollten. Zu Baden fütterte unser Kutscher seine Pferde, und wir hatten Zeit zu frühstücken, und die Stadt nebst den nächsten umliegenden Gegenden zu besehen. Die Stadt selbst ist meistens schön gebaut, sie ist aber an allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, und die Aussichten sind deßwegen zu eingeschränkt. Wir machten einen Spaziergang zu dem Thore hinaus, vor welchem die berühmten Bäder liegen. Allein die Hitze des Tages und die Versicherungen aller derer, welche wir gefragt hatten und noch fragten, daß wir

---

ihm ein freyes Gut mit allem Zubehöre geschenkt hat.

außer der Lage nichts merkwürdiges an den Gebäuden finden würden, bewogen uns, vor den Bädern umzukehren. Diese Bäder finden sich am Fuße eines sehr hohen drohenden Gebirges, welchem gegenüber andere minder hohe Berge sich empor heben. Zwischen beiden fließt die Limmat in einer gräßlichen Tiefe fort. Ich zweifle nicht, daß die Bäder sehr wirksam sind, allein ich kann kaum glauben, daß ein langer Aufenthalt in einer so eingeschlossenen und feuchten Gegend kranken und schwächlichen Personen heilsam sey. Nirgends habe ich wunderlichere und in ominösere Hörner auslaufende Kopfputze und abgeschmacktere Inschriften als in Baden gesehen. — Dieß Haus (so dichtete ein Töpfer) der liebe Gott behüth, hier ist Hafnergeschirr aufs Feuer und glüht. — Behüth uns Herr (hieß es auf einem andern Hause), für Feuer und Brand, denn dieß Haus wird zum geduldigen Schaf genannt. Keine von diesen Inschriften gibt denjenigen viel nach, von welchen ein Freund mich versicherte, daß er sie in Basel und Schaffhausen gelesen hätte. Die erste war diese: Ihr Menschen thut Buß, denn dieß Haus heißt zum Rindsfuß, und die zweyte: Auf Gott deine Hoffnung bau, denn dieß Haus heißt zur schwarzen Sau. In der

That ist es merkwürdig, daß man solchen Unsinn nur in den Städten, nicht aber auf den Dörfern in der Schweiz findet, wo übrigens der Geschmack, Häuser, besonders Gasthöfe, mit Sprüchen und Figuren zu bemahlen, sehr herrschend ist. Die Sujets sind meistens aus der alten Schweizergeschichte genommen; am häufigsten sieht man die Wapen und Trachten der verschiedenen Kantone vorgestellt, die ich mehrmahls mit folgenden Versen begleitet gefunden habe: Als Demuth weint und Hochmuth lacht, da ward der Schweizerbund gemacht. Einige Stunden hinter Baden fährt man in einer mäßigen Entfernung an den Ruinen von Habsburg vorbey, auf welchen der Kanton Bern einen Hochwächter unterhält, der bey entstehenden Feuersbrünsten der Nachbarschaft durch zwey Schüsse ein Zeichen gibt. Ungeachtet ich mit großen Erwartungen hierher kam, und die tiefste Ehrfurcht für den erhabenen Stamm hege, der von hier aus den deutschen Kaiserthron bestiegen und so viele Jahrhunderte mit Ruhm behauptet hat, so wurde ich doch beym Anblicke der habsburgischen Ruinen viel weniger als von den hohenzollerischen gerührt. Ich wußte mir durchaus keine andere Gründe dieser Erscheinung anzugeben, als folgende, daß

die habsburgischen Überbleibsel in der Ferne einen zu geringen Umfang zu haben, und zu gut erhalten zu seyn scheinen, weßwegen man sie eher für Wachthürme als Reste eines so berühmten Schlosses hält. Auch schadet es dem Eindrucke, den diese ehrwürdigen Denkmahle sonst machen würden, daß der Berg, auf welchem sie liegen, andere viel höhere hinter sich hat, gegen welche er wie ein Hügel erscheint. Wahrscheinlich würde ich von eben dem heiligen Schauer ergriffen worden seyn, den ich beym Anblicke von Hohenzollern empfand, wenn die Ruinen des österreichischen Stammhauses auf dem Berge gelegen wären, wo das Schloß Lenzburg, eine der schönsten und einträglichsten bernischen Landvogteyen, steht. Ich hatte große Lust das letztere zu besteigen, um mich an der Aussicht zu ergetzen, die von hier aus nach allen Seiten fast umbegrenzt seyn muß; allein erst hielt mich die Erwartung des Mittagsessens und nachher die unleidliche Hitze ab. So bald man ins bernische Gebiet kommt, werden die Wege und Gegenden besser, die Dörfer und einzelnen Wohnungen wohlhabender und häufiger, endlich Wiesen und Felder reicher und lachender, weil aus den Bergen unzählige kleine Quellen und Bäche hervorquellen, die nirgends, glaube ich, haushälterischer und

kunstmäßiger als hier genutzt werden. Die bernischen Bauernhäuser, von denen ich Ihnen künftig einmahl eine genauere Beschreibung geben will, sind meistens mit Stroh bedeckt *), und fallen beym ersten Anblicke nicht angenehm in die Augen, sie reizen aber doch die Neugierde, weil sie von allen Bauernhäusern, die man sonst gesehen hat, verschieden sind, und einen Freund der Schweiz auf eine angenehme Art fühlen lassen, daß er jetzt auf schweizerischem Grund und Boden sey. Die Bauern selbst gehen bey ihren großen Reichthümern noch viel einfacher einher als im Zürchischen, wie Sie in der Folge lesen sollen. Im ganzen Jahre hätte ich keine glücklichere Zeit treffen können, die Reise von Zürch nach Bern zu machen. Es war eben Heuernte, die in dem größten Theile des bernischen Gebiets und auch der übrigen Schweiz wichtiger als Kornernte und Weinlese ist. Das ganze Land wimmelte von muntern Schnittern oder Arbeitern, und die Luft war mit balsamischen Düften

---

*) Im Emmethale und manchen Gegenden des Aargaus sind die Bauernhäuser wenigstens so hoch und so zierlich gebaut als die Bürgerhäuser in wohlhabenden deutschen Landstädtchen von mittlerer Größe.

der kräftigsten Frühlingskräuter und Blumen angefüllt. Die schönsten Gegenden fanden wir zwischen Rotherist, wo wir schliefen, und Morgenthal, oder noch etwas weiter. Zur Linken hatten wir Wiesen, die gleich den Fruchtfeldern oft mit grünen Hecken eingefaßt, mit Obstbäumen besetzt und durch unzählige kaum sichtbare Röhrchen und Ärmchen von Bächen durchschnitten waren. Diese Wiesen heben sich gewöhnlich sanft empor, bisweilen aber senken sie sich erst in mahlerische Thäler hinab, steigen dann wieder fruchtbare Hügel hinan, werden aber noch, ehe sie dieselben erreichen, durch niedliche Wäldchen oder Reihen von Bäumen unterbrochen, und endlich mit sanften Bergen und milden einladenden Waldungen begrenzt. Rechts waren zuerst Äcker, dann Wiesen, die bis an die Aar hinab liefen, und gleich mit dem entgegengesetzten Ufer wieder anfingen; hinter den Wiesen Äcker, die sich an Wäldern, oder die Füße des blauen ehrwürdigen Jura fortzogen, von welchem der ganze Gesichtskreis majestätisch geschlossen wurde. Wo wir nur hinblickten, in den Gründen wie auf den Höhen, sahen wir Arbeiter oder Schnitter, die ununterbrochen und ohne sich nach uns umzusehen, den Segen des Sommers einsammelten.

oder auch dichte Haufen von ruhenden Personen beiderley Geschlechts, die unter dem Schatten fruchtbarer Bäume ihr einfaches Frühstück zu sich nahmen, und sich reichlicher als sonst ihren gesunden und unverfälschten Wein zutranken. In St. Nicolaus speisten wir am zweyten Tage zu Mittag, und erreichten von hieraus in einigen Stunden Hindelbank, wo alle Reisende aussteigen, um das von Nahl verfertigte Grabmahl der Mad. Langhans zu sehen. Die Verstorbene, welcher zu Ehren dieß Denkmahl errichtet ist, war die Gattinn des ehemahligen Pfarrers, die für eine der schönsten Frauen im ganzen Bernergebiete gehalten wurde, und gleich im ersten Wochenbette starb. Der Anblick und die Ausführung dieses berühmten Kunstwerks hat mir aber weniger gefallen als der Gedanke selbst, da ich ihn zum ersten Mahle hörte, oder auf einem Kupferstiche vorgestellt sah. Die Hauptursache war wohl diese, daß man es wider alle Absichten und alles Costume von Grabmahlen einige Schuh in das Chor der Kirche eingesenket hat, und also erst einige hölzerne Läden geöffnet werden müssen, ehe man es sehen kann. Durch diese Eröffnung von Thüren und das Hinabschauen in eine, wenn gleich geringe Tiefe entstand in mir

die Vorstellung nicht von einem Ehrendenkmahle, sondern von einer Todtengruft, wo man entfleischte Gerippe und modernde Gebeine erblicken könnte. Über dieß ist das Werk für die Erwartung, die man mitbringt, zu klein, und nicht aus Marmor oder einem andern harten, sondern aus einem weichen oder doch so scheinenden Steine verfertigt, der in einem jeden nachdenkenden Zuschauer den unangenehmen Gedanken erregt, daß dieß schöne Werk nicht so lange dauern werde, als es seiner Vortrefflichkeit nach verdiene. Aus einem solchen Stoffe aber, als der Künstler bearbeitet hat, kann nicht leicht etwas schöneres und edleres als dieß Denkmahl gemacht werden. Der Grabstein ist, wie durch die Stimme des Weltrichters, in drey Stücke zersprengt, die sich gegen einander zu heben scheinen, als wenn sie den Erwachten, welche sie bisher bedeckten, einen Ausgang verschaffen wollten. Die Risse selbst und die Ränder der Bruchstücke sind mit so täuschender Kunst gearbeitet, daß die Natur selbst nicht natürlicher seyn kann, oder zersprengte Felsstücke nicht natürlich scheinen würden, wenn sie anders als diese aussähen. Durch die Öffnung erblickt man die Mutter, eine schöne, Ausdrucks volle griechische Figur, in einem sanften, aber sichtba-

ren Bestreben sich aufzurichten, und in ihrem Schooße das holde Kind, dessen linkes Händchen noch in den Händen der Mutter liegt, das sich aber mit der rechten Hand an den geborstenen Grabstein anklammert, als wenn es sich durch eigne Kraft aus seinem Lager erheben wollte. Diese Attitüde ist über alle Beschreibung rührend, und meinem Bedünken nach der glücklichste Theil der schönen Erfindung, die so viele Bewunderer gefunden hat. Auf dem Grabsteine stehen außer dem Nahmen und dem Todesjahre der Verstorbenen noch einige Verse von Haller, die sie schon werden gelesen haben, und dann die vortrefflichen Worte: Hier bin ich, Herr, und das Kind, das du mir gegeben hast. Gleich der Thüre gegen über, durch welche man in die Kirche hinein geführet wird, sieht man noch ein anderes viel prächtigeres marmornes *) Monument, welches der Schuldheiß von Erlach seinem verstorbenen Vater hat errichten lassen. Die Arbeit oder Ausführung ist sehr schön und

---

*) Eigentlich sollte ich gesagt haben: ein anderes glänzenderes Monument; denn es ist nicht von Marmor, sondern nur marmorirt, wie man mir aus der Schweiz geschrieben hat.

gleichfalls von Nahl; allein Erfindung und Composition sind weit unter denen, die man in dem bescheidenern Nachbar wahrnimmt. Zierathen und räthselhafte Figuren sind an das erstere in einem solchen Übermaße verschwendet, daß man nicht weiß, wohin man sehen soll, und was man eigentlich sieht. Nicht bloß Liebe und Dankbarkeit gegen die verstorbene Langhans, in deren Hause Nahl während der Verfertigung des Erlachischen Monuments wohnte, sondern auch eine, ich weiß nicht woher entstandene Unzufriedenheit mit dem Herrn von Erlach selbst, sollen den Künstler bewogen haben, bey dem Denkmahle seiner Freundinn alle Kräfte seines Genies anzuspannen.

Als wir von Hindelbank wegfuhren, ahndeten wir nichts davon, daß wir noch vor Bern das prächtigste Schauspiel sehen sollten, welches wir in der ganzen Schweiz gehabt hätten. Wir fuhren eben in den Grund hinunter, aus welchem man die nächste oder letzte Anhöhe vor Bern erreicht, als meine Frau auf einmahl fragend ausrief, was doch das für ein Brand wäre, den wir vor uns hätten. Indem sie dieses sagte, wies sie mit der Hand vor sich hin, allein ich sah nichts, weil sich zwischen uns und den Gegenständen, die meine Frau so lebhaft rühr-

ten, schon Bäume gestellt hatten. Einen Augenblick nachher aber erschien der Brand wieder, und nun sagte uns ein guter Freund aus Bern, den wir von Zürch aus mitgenommen hatten, daß das, was so heftig zu brennen schiene, die von der Abendsonne erleuchteten Schneeberge wären, die wir nicht erkannten, weil wir sie noch nicht so nahe und so hoch erleuchtet gesehen hatten. Kaum erfuhr ich, was wir vor uns hatten, und nun nicht mehr sahen, weil wir schon tief im Grunde waren, so wurde ich so unruhig, und der Wagen wurde mir so enge, als wenn ich mich in einem düstern Gefängnisse befunden hätte. Nur die Versicherung, daß ich den Hügel vor uns nicht früher zu Fuß als in dem von raschen Pferden gezogenen Wagen erreichen würde, hielt mich vom Aussteigen zurück. Ich war so voll von ängstlicher Erwartung, als wenn ich die erhabenen Gegenstände, die ich zu sehen wünschte, nur dieß einzige Mahl sehen könnte, und fürchtete jeden Augenblick, daß sie verschwinden oder sich verwandeln möchten. Mein Herz klopfte immer stärker und stärker, bis wir zuletzt auf die so heftig ersehnte Höhe hinauf kamen. Die feyerliche Bewunderung, welche die ungeheuern von der Abendsonne glänzenden, und die ganze Oberfläche der Erde,

alle ihre Bewohner und deren Werke an Alterthum übertreffenden Felsmassen in uns hervor brachten, kann ich Ihnen eben so wenig als meine Empfindungen beym Rheinfalle ganz schildern. Unsere Augen blieben fast unverwandt auf dem Wetterhorn, dem Schreckhorn und deren Brüdern und Schwestern geheftet, und wir bemerkten kaum den prächtigen mit Bäumen besetzten Weg, auf welchem wir fuhren, die schönen Landhäuser, die wir zu beiden Seiten hatten, und die noch schönere Stadt, der wir ganz nahe waren. Die Füße der Berge hatten sich schon in Schatten gehüllt, und nur ihre Häupter schimmerten noch von einem schwächern Glanze, als wir in Bern einfuhren, wo wir im Falken abstiegen.

Bey der Schönheit der Wege, der Reinlichkeit, Bequemlichkeit und guten Bewirthung in den Gasthöfen, bey der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Landschaften, endlich bey dem reizenden Anblicke eines allgemeinen Wohlstandes würde es in der Schweiz besser oder doch wenigstens eben so gut als in irgend einem Lande in Europa zu reisen seyn, wenn man nur nicht gezwungen wäre, sich so langsam zu bewegen. Man kann nirgends in der ganzen Schweiz, eine oder die andere Grenzstadt ausgenommen, Ex-

trapost haben *), sondern man muß Fuhrleute oder, wie man hier sagt, Kutscher miethen, welche Reisende mit denselbigen Pferden von Stadt zu Stadt bringen. Ungeachtet die Pferde größer und stärker sind als unsere deutschen Postpferde, so kann man doch damit täglich nie mehr als zehn, höchstens zwölf Stunden zurück legen, weil die Schweizerstunden größer als die unsrigen sind, und drey derselben vielleicht zwey deutsche Meilen betragen. Von Zürch bis Bern rechnet man 24 Stunden — ein Weg, den man mit Extrapost bequem in einem Tage machen würde, den man aber mit denselbigen Pferden nur kaum in zwey Tagen zurücklegt, und deßwegen den zürcherischen Kutschern für dritthalb Tage bezahlen muß. Diese Nothwendigkeit, mit denselbigen gemietheten Pferden zu reisen, ist es auch hauptsächlich, was das Reisen in der Schweiz so theuer macht. Zuerst muß man dem Miethkutscher fast zwey Mahl so viel geben, als Extrapost

---

*) Durch die Verfügungen der Regierung in Bern sind jetzt Extraposten zwischen Basel und Bern, und zwischen der letzten Stadt und Genf angelegt worden, und man kann also jetzt in einem Tage von Bern nach Genf kommen.

in Deutschland kosten würde. Gewöhnlich zahlt man täglich für jedes Pferd einen neuen Thaler oder den vierten Theil einer Caroline, aber nicht bloß so lange als man sie selbst braucht, sondern auch für alle die Tage, welche der Kutscher zum Rückwege nöthig hat. Ich gab also zum Beyspiele meinem Zürcherkutscher für die Reise nach Bern mit drey Pferden und wieder zurück funfzehn, und Trinkgeld einen neuen Thaler, zusammen also vier neue Louisd'or. So hoch dieser Fuhrlohn manchem Reisenden auch scheinen mag, so gewinnen doch die Kutscher selbst wegen der hohen Preise der Lebensmittel und der Fütterung nur wenig dabey. Man ist aber sicher, daß man in seinem Kutscher einen treuen Begleiter hat, und daß man auch nichts für ihn zu zahlen braucht. Dieß verlangen die Schweizerkutscher nicht, und die Wirthe kennen auch ihre Vortheile zu gut, als daß sie sich mit den Fuhrleuten in Verschwörungen wider die Reisenden einlassen sollten. Der größere Fuhrlohn ist aber nur noch ein Geringes gegen die übrigen Ausgaben, welche diese Art zu reisen verursacht. Weil die Pferde unmöglich ununterbrochen fortlaufen können, so muß man alle Tage wenigstens ein oder zwey Mahl einkehren, ehe man das Nachtquartier erreicht. Zwi-

schen Zürch und Bern haben wir also einige Mahle Frühstücke oder Erfrischungen, zwey Mittags- und ein Abendessen nebst einem Nachtlager bezahlen müssen, da wir mit einem Mittagsessen hätten auskommen können, wenn wir mit Extrapost gereist wären. Eben diese Art zu reisen ist auch eine Haupturſache, warum man selbst in Dörfern und Flecken so schöne Gasthöfe, so gute Betten, so geräumige Zimmer, so reinliches Service, so vieles Silbergeschirr und einen mit so mancherley Confitüren besetzten Nachtisch antrifft. Die Wirthe in Baden, Lenzburg, Rotherist, Herzogenbuchsee, St. Nicolaus und an allen andern Orten, wo Fremde Halte machen müssen, können darauf rechnen, daß vom Anfange Mays an bis Ausgang Oktobers täglich Reisende ankommen, und bey ihnen essen oder übernachten werden. Wenn sie also auch ein großes Capital in Haus, Wäsche u. s. w. hinein stecken, so wissen sie doch, daß sie ihr Geld gehörig nutzen werden. In Deutschland hingegen kann es einem reichen Manne in einem Dorfe oder Flecken gar nicht einfallen, ein Wirthshaus nach schweizerischem Muster anzulegen, weil die Reisenden von Stadt zu Stadt eilen, und sich in den dazwischen liegenden Orten gar nicht aufhalten. Da sich nun ein-

mahl in den Städten so viele Kutscher und auf dem Lande so viele Wirthe eingerichtet haben, Fremde fortzubringen und aufzunehmen, so liegt darin vermuthlich der wichtigste Grund, warum man bisher in einem Lande, wo man früher als in Deutschland schöne Wege gebauet, noch keine Extraposten zur Bequemlichkeit von Reisenden angelegt hat. In Freystaaten mag und kann man nicht leicht etwas umändern, oder zu einem landesherrlichen einträglichen Rechte machen, was bisher ein Nahrungszweig von Bürgern und Unterthanen war. Vielleicht aber könnte ohne den Schaden der letztern den Reisenden geholfen werden, wenn man ohne die geringste Pacht den Kutschern in den Städten und den Wirthen auf dem Lande die Extrapost überließe. Jene würden alsdann nicht mehr so weit, aber desto öfter fahren, und diese würden nicht mehr so oft Fremde bewirthen, aber sich ihres Schadens durch Fuhren erhohlen. Die schweizerischen Kutscher lassen von dem ein Mahl festgesetzten Fuhrlohne nicht allein nichts nach, wenn man seinen eigenen Wagen bey sich hat, sondern sie sehen es sogar lieber, wenn man sich ihres Fuhrwerks bedienet, weil sie alsdann auf dem Rückwege wieder Personen mitnehmen können.

Die Stadt Bern, wo wir uns schon mehrere Tage aufhalten, und wegen der günstigen Aufnahme, die wir gefunden haben, wie eingewohnt sind, ist die niedlichste und reinlichste Stadt, die ich kenne. Sie hat gut gepflasterte, gerade und breite Gassen, welches um desto mehr zu verwundern ist, da sie in einem Jahrhunderte erbauet wurde, in welchem man sich anderswo eben so wenig um gesunde und offene Straßen als um schöne Häuser bekümmerte. Auch hieraus könnte man schließen, daß die Erbauer der Stadt Bern sich von den Stiftern der meisten alten Städte, so wie durch Geburt und Erziehung, also auch durch Kenntnisse und Geschmack, unterschieden haben. Durch alle Hauptstraßen sind in der Mitte mehrere Schuh tiefe Kanäle geführt, die mit Quadersteinen ausgesetzt sind, und in welchen beständig lebendiges Wasser in einer solchen Fülle und mit einem so starken Falle fließt, daß man es in der Nacht wie das Rauschen von Bächen hört. Diese Kanäle sind nicht nur bey einem entstehenden Brande von dem größten Nutzen, sondern sie führen auch alle flüssigen Unreinigkeiten in die Aar hinab. Damit dieses desto gewisser geschehe, haben die beiden Hälften der Straßen, welche durch die Kanäle von einander getrennt werden, ei-

nen sanften Abhang gegen die letztern. In Bern ist man also sicher, daß man in den Hauptstraßen nicht durch stinkende Gossen beleidigt werde, die den Aufenthalt in den meisten großen Städten, besonders in der heißen Jahrszeit, so ungesund, und das Gehen durch die Straßen für empfindliche Personen so ekelhaft und unleidlich machen. Alle Hauptstraßen werden den Tag über ein oder mehrere Mahle von den so genannten Schellenwerkern oder den Gefangenen beiderley Geschlechts gesäubert, die um ihrer Thaten willen entweder auf ewig oder nur auf gewisse Jahre zu öffentlichen Arbeiten verdammt sind *). Diese Verbrecher räumen im Win-

---

*) Man hat jetzt in Bern ein Werkhaus angelegt, um die kleinern Verbrecher von den großen abzusondern, und dieß billige ich sehr; allein ich kann noch immer nichts tadelnswürdiges darin finden, daß man Verbrecher die Straßen säubern läßt, welches von mehrern Schriftstellern gerügt worden ist. Wenn es nicht möglich ist, und des Beyspiels wegen auch nicht gut wäre, alle Personen, die zu öffentlichen Arbeiten verdammt sind, innerhalb der Mauern eines Gefängnisses zu beschäftigen, so kann man sie eben so gut die Straßen reinigen als an Festungswerken oder Straßen bauen lassen,

ter den beschwerlichen Schnee und Koth, und im Sommer den noch beschwerlichern Staub weg, und begießen oder besprengen täglich mehrmahls nicht nur die Straßen, sondern auch die bedeckten Gänge an beiden Seiten der Häuser. Diese Polizeyanstalt ist um desto nöthiger und vortrefflicher, da Bern ganz aus weißen Steinen erbauet ist, und also nach einer langen Dürre einen unerträglichen und der Gesundheit gewiß nachtheiligen Grad der Hitze erhalten würde. Wahrscheinlich hätte man diese Einrichtung auch schon in andern Städten, wo sie vielleicht eben so nöthig und heilsam wäre, nachgeahmt, wenn man nur Fonds ausfindig machen könnte, aus welchen sich geringere Verbrecher zur Beförderung der Bequemlichkeit,

---

denn auch zu diesen müssen sie, wenn sie anders dergleichen tragen, in Ketten hingeführt, und können, so lange sie arbeiten, den Augen des Publikums nicht entzogen werden. Verurtheilte Bösewichter machen durch ihre Arbeiten auch unter uns keine sonst ehrliche Hantierung unehrlich oder schimpflich. Womit wollte man solche Menschen in und außer den Gefängnissen anders beschäftigen, als mit Arbeiten, die von gemeinen Handwerkern und Tagelöhnern verrichtet werden?

und Gesundheit der Mitbürger unterhalten ließen. Alle Häuser (die in einigen entfernten Nebengassen ausgenommen) sind, meistens aber erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, massiv gebaut, und einander nicht nur in Ansehung der Materialien, sondern auch durch Bauart und Höhe ähnlich. Alle haben vier Stockwerke, und unterscheiden sich nur durch die ungleiche Breite und Tiefe, wodurch aber die in ganzen Städten so angenehme Gleichförmigkeit nicht gestört wird. Wenn man das Erlachische und vielleicht noch ein oder das andere Gebäude ausnimmt, so hat Bern keine pallastähnliche Privathäuser, aber dagegen auch keine elende zusammenfallende Hütten, die oft in Städten, wo die Ungleichheit der Güter und Stände größer ist, neben den stolzen Wohnungen der Reichen und Üppigen stehen, und das Auge des Kenners so wohl als des Menschenfreundes viel mehr beleidigen, als die letztern sich ergetzen können. Die Häuser der Berner verkündigen eine glückliche Mittelmäßigkeit und eine größere Gleichheit ihrer Bewohner, als man bey einer genauern Untersuchung antrifft. Unter allen Häusern (doch muß man auch hier wieder eine einzige Nebenstraße ausnehmen) gehen Arkaden oder bedeckte Gänge weg, in welchen man im

Sommer vor den Strahlen der Sonne, und im Winter vor Schnee und Regen sicher ist. So groß die Bequemlichkeit dieser Arkaden, besonders für die Fußgänger, ist, so haben sie doch auch wieder ihre Nachtheile. Zuerst hindern sie, daß der erste Stock oder, weil dieser Ausdruck zweydeutig ist, derjenige Theil des Hauses, der an der Erde liegt (rez de chaussée), fast niemahls von den Besitzern oder ihren Bedienten bewohnt werden kann, weil die Zimmer an der Erde zu niedrig oder doch zu dunkel sind. Die untersten Theile der Häuser sind daher entweder an Handwerker, oder Krämer, und Kaufleute vermiethet, und wenn man also in den Arkaden oder so genannten Lauben spazieren geht, so hat man an der einen Seite eine fast ununterbrochene Reihe von Buden, in welchen alle Arten von Waaren verkauft werden. Ein anderer Nachtheil der Arkaden scheint mir dieser zu seyn, daß die Schönheit der Häuser und der ganzen Stadt dadurch nicht wenig verliert. Wenn man nähmlich in den Lauben selbst geht, so erblickt man weder von den Häusern, unter welchen man sich findet, noch von denen, welche gegenüber stehen, irgend einen angenehmen in die Augen fallenden Theil, sondern an beiden Seiten dunkle oder niedrige

Boutiquen; sieht man aber im Anfange oder am Ende einer Straße an beiden Reihen der Häuser hinunter, so entdeckt man zwey Reihen von unförmlichen Pfeilern, auf welchen die Häuser ruhen, und die gegen die Straße zu nach unten gleichsam Auswüchse haben, oder viel dicker als oben werden. Die Mißgestalt dieser Pfeiler würde man vermeiden können, wenn man an ihrer Statt starke, aber gerade und schön gearbeitete Säulen brauchte *). Der Boden der Arkaden ist fast immer um einige Fuß über die Straße erhaben, und vor jedem Hause sind deßwegen mehrere Stufen, wodurch man ohne Umweg auf die Straße kommen kann. An den Seiten dieser Stufen sind ge-

*) Eine Schwierigkeit gegen die Einführung von Säulen statt der Pfeiler, an die ich nicht gedacht habe, besteht darin, daß, wenn Säulen die gehörige Stärke und Proportion erreichen sollten, sie so hoch werden müßten, daß dadurch die obern Stockwerke gegen das unterste alles Ebenmaß verlieren würden. Übrigens ist die Errichtung von Arkaden und die Anlegung von Buden in denselben ein Rest der morgenländischen Bauart, die zur Zeit der Kreuzzüge in mehrern europäischen Städten nachgeahmt wurde.

meiniglich steinerne Bänke angelegt, auf welchen man fast in jeder Stunde des Tages ruhende oder auch arbeitende Personen sieht, die der freyen Luft genießen, und sich durch die Beobachtung der Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden zerstreuen. In den Häusern selbst sind die Eingänge oder Dielen und die Treppen meistens schlecht, die erstern zu schmal, und die letztern zu enge und dunkel. Übrigens ist das Innere der Häuser eben so zweckmäßig vertheilt, als die Zimmer schön und mit Geschmack meublirt sind. Das Hausgeräth und die Verzierungen der Zimmer lassen schließen, daß ihre Bewohner zwar die Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens kennen, und zu genießen wissen, aber zu ihrem Glücke noch weit von der verderblichen Üppigkeit entfernt sind, die nicht zu ihrem eigenen Vergnügen, sondern zu anderer Qual verschwendet.

Bern ist nicht bloß die reinlichste, sondern, wie ich glaube, auch die gesundeste oder doch eine der gesundesten Städte in der ganzen Schweiz. Ungeachtet die Sitten nicht so rein sind als in Zürch, so ist die Sterblichkeit doch viel geringer als in der letztern Stadt. Ein Gelehrter, an dessen Genauigkeit im Beobachten ich gar nicht zweifeln kann, hat mich versichert, daß von vier Men-

schen, die geboren werden, einer ein Alter von siebzig Jahren erreiche, und daß im gegenwärtigen Jahrhunderte weniger sterben als im vorhergehenden. Aus dem letzten Dato folgt eins von beiden, entweder daß die Stadt durch die neuen, festern und geräumigern Häuser an Gesundheit gewonnen habe, oder daß die groben Sünden der Unmäßigkeit, denen die Vorfahren ergeben waren, wenigstens in Bern gefährlicher und tödtlicher seyen, als die weniger beleidigenden, aber sonst die Menschennatur mehr untergrabenden Sünden der Weichlichkeit und der verfeinerten Sinnlichkeit. Zur Gesundheit der Stadt trägt ihre Lage gewiß das Meiste bey. Sie ist nicht nur auf einer Anhöhe erbaut, zu welcher man, wenn man von Zürch kommt, mehrere hundert Schuh hinauf steigen oder fahren muß, sondern sie wird auch an drey Seiten von der Aar umflossen, welche die Luft beständig reinigt, und in einer mäßigen Bewegung erhält. Über dieß ist keine unter den größern Städten der Schweiz den höchsten Schneegebirgen so nahe als Bern. Diese Nachbarschaft gewährt ihr eine dünnere und reinere Luft, als die entferntern und also niedriger liegenden Städte genießen können. In eben dieser Nachbarschaft muß man aber wahr=

scheinlich auch den Grund suchen, warum in der Gegend von Bern keine andere Früchte und Gewächse als bey uns, und dieselbigen Früchte und Gewächse auch nicht früher als bey uns wachsen, da doch Bern mit Paris unter gleicher Breite, und fünf Grade weniger nördlich als Göttingen liegt. Eine andere Folge dieser Nachbarschaft sind wahrscheinlich die Kröpfe oder Anlagen zu Kröpfen, die man in keiner anderen schweizerischen Stadt so häufig als in Bern sieht, wogegen man aber, besonders bey jungen Personen, sichere Heilmittel haben soll. Zu den endemischen Übeln der Stadt gehören auch verdorbene Zähne und Zahnschmerzen, welchen vorzüglich diejenigen Personen, die nahe an der Aar wohnen, ausgesetzt sind, und die man daher der scharfen Luft dieses Flusses, ich weiß nicht ob mit Recht, zuschreibt.

Da die Berner so nahe an den Quellen der Ströme wohnen, welche den Rhein am meisten vergrößern, so ist es zu verwundern, daß sie in Italien, Spanien, Frankreich, ja selbst in dem niedrigen Holland, so gesund bleiben, wo die aus ihrem Vaterlande herabströmenden Gewässer sich mit dem Rhein in die See stürzen. Am liebsten sollen die Berner in Italien, und noch dazu in dem

südlichern Italien dienen, und man sagt daher im Scherze, daß, wenn sie einmahl die Alpen überstiegen haben, sie alsdann nicht rückwärts, sondern vorwärts eilen. Das Heimweh ist keine Krankheit des Städters, der fast in allen übrigen Städten Europens, wo nicht dieselbige Luft, doch dieselbigen oder ähnliche Nahrungsmittel, Wohnungen, Vergnügungen und Beschäftigungen wieder findet. Es überfällt eigentlich nur diejenigen, die ihre Kindheit und Jugend auf den hohen Alpen als Hirten zubrachten, und mit ihrem Vaterlande auf ein Mahl alles, die reine Bergluft, die einfachen Milchspeisen und eine jede gewohnte Arbeit und Belustigung verlieren *). Wenn man es aber von irgend einer Stadt sagen kann, daß ihre Söhne und Einwohner in der Ferne von einem kleinen Grade des Heimwehs, oder einer beschwerlichen Sehnsucht nach dem Vaterlande, befallen werden, so kann man es, glaube ich, am ehesten von Bern behaupten; wenigstens werden unter den Schweizern

*) Das Heimweh ist zwar den Bergbewohnern in der Schweiz vorzüglich eigen, es findet sich aber doch in gleicher Heftigkeit auch in andern, selbst platten Ländern. Ephem. Nat. Curios. Vol. III. p. 74.

die Berner, wenn sie in andern Ländern krank geworden sind, bey der Rückkehr in ihr Vaterland am leichtesten wieder hergestellt. In der ganzen Schweiz ist man nirgends gegen den Aufenthalt in Göttingen so sehr als in Bern eingenommen *). Man erkennt den Fleiß unserer Lehrer, und die Vortrefflichkeit unserer Anstalten; allein man hält die Nahrungsmittel für schlecht und unverdaulich, das Wasser für hart und ungesund, und die Luft für fieberhaft und besonders den Bernern gefährlich. Diese Vorurtheile sind zuerst aus einem Ausspruche des großen Herrn von Haller entstanden, der gewisse Unpäßlichkeiten, die ihn während seines Aufenthalts in Göttingen anfochten, der ungesunden Luft zuschrieb, theils aber sind sie auch durch die auffallenden und wiederhohlten Todesfälle von bernischen Studirenden in den letzten zehn Jahren veranlaßt worden. Ich bemerkte aber gegen diejenigen, die mir den einen oder die andern anführten, daß ich bey aller der Ehrfurcht,

*) Dieß Vorurtheil hat sich seit 1782 fast ganz verloren. Wenigstens haben nie so viele edle und hoffnungsvolle Berner in einem gleichen Zeitraume Göttingen besucht, als in den letztern Jahren.

die ich gegen den Hallerischen Nahmen hegte, dennoch nicht umhin könne, zu glauben, der große Mann habe unserer Universität zu viel gethan; wenigstens wisse kein Mensch in Göttingen von solchen periodischen Krankheiten, als er für epidemisch erklärt habe. Freylich würde es besser seyn, wenn die Stadtgräben, deren Ausdünstungen er sein Übelbefinden zuschrieb, ganz ausgefüllt wären, welches vielleicht mit der Zeit geschehen könnte; allein man müsse doch auch nicht glauben, als wenn sie Pfützen von stillstehendem und faulendem Wasser seyen, indem entweder Quellen von dem nächsten Berge, oder auch Wasserabflüsse aus der Leine hinein geleitet, und dadurch immer eine gelinde Bewegung darin erhalten würde. Nur in den Sommermonathen und besonders nach einer anhaltenden Dürre seyen diese Gräben empfindlichen Nasen bisweilen beschwerlich; daß sie aber die Luft nicht auf eine gefährliche Art vergifteten, könne man allein daher schließen, daß, wenn epidemische Krankheiten in der Nachbarschaft herrschten, sie entweder gar nicht nach Göttingen kämen, oder sich doch um vieles milderten. Außerdem aber lasse es sich gar nicht absehen, warum die Luft in Göttingen ungesund seyn sollte. Die Stadt liege an dem Fuße eines

Berges, in einem fruchtbaren, überall bebauten und offenen Thale, welches eine oder einige Stunden breit und mehrere Meilen lang sey, das zwar von vielen kleinen Bächen und der Leine durchströmt werde, aber nirgends sumpfige Gegenden oder Moräste habe. Als die sichersten Beweise für die Gesundheit der göttingischen Luft könne man diese anführen, daß unsere Universität unter ihren Gelehrten, von denen noch bekannt sey, daß sie ihre Kräfte nicht schonten, einige muntere Greise zwischen achtzig und neunzig, und mehrere berühmte Schriftsteller zwischen sechzig und siebzig Jahren aufweisen könne, denen diejenigen, die sie nicht kennten, gewiß nur ein Alter von vierzig und einigen Jahren zutrauen würden. Wenn also in den letztern Jahren mehrere Berner gestorben seyen, so liege die Schuld gewiß nicht an unserer Luft, sondern an den Samen von Krankheiten, den sie mit hergebracht, und der sich in ihrem Vaterlande eben so wohl als in Göttingen entwickelt hätte. Ich berief mich hier auf die Zeugnisse einiger Freunde der Verstorbenen, und forderte zugleich einige ältere Zöglinge unserer Universität auf, welche alle versicherten, daß zu ihrer Zeit keiner von ihren Landsleuten gestorben oder gefährlich krank gewesen wäre.

Unser Wasser, fuhr ich weiter fort, sey zwar nicht so kalt und leicht als das beste Wasser in der Schweiz, allein es enthalte doch auch gar keine der Gesundheit schädliche Theile; vielmehr habe man bemerkt, daß Steinschmerzen in Göttingen seltener als anderswo wären, und es sey also falsch, wenn man sich eingebildet habe, daß unser Wasser dazu geneigt mache. Unsere Nahrungsmittel seyen zwar nicht so vollkommen als in manchen andern Gegenden so wohl des südlichen als des nördlichen Deutschlandes, wir könnten es aber doch von dieser Seite mit einem jeden Orte der deutschen Schweiz, wo wir bisher gewesen wären, aufnehmen. Wenn unser Kalbfleisch nicht so fett und unsere Hämmel nicht so schmackhaft wären als in gewissen Gegenden der Schweiz, so sey unser Rindfleisch wenigstens so gut, und meistens zarter und schmackhafter, als was wir in Zürch und Bern gefunden hätten. Alle Arten von Gemüsen und Obst, besonders die feinern, finde man um Göttingen wenigstens eben so gut und in noch größerer Menge als in Bern, und man könne mit Grunde hoffen, daß sie sich mit jedem Jahre veredeln und vermehren würden, da nicht nur reiche Pächter und Amtleute, sondern auch Prediger und Bauern in den umliegenden

Gegenden sie mit Sorgfalt zu ziehen anfingen. Fische hätten wir zwar weniger, aber dagegen auch mehr Wildbret als man in der Schweiz esse. Bey allem dem aber müßten junge Leute aus guten Häusern immer einen großen Unterschied merken, wenn sie auf ein Mahl von ihrem älterlichen Tische an den Tisch göttingischer Speisewirthe versetzt würden. Wenn man aber billig seyn wolle, so müsse man die Speisen der göttingischen Traiteurs nicht mit dem Essen im väterlichen Hause, sondern mit dem der Traiteurs auf andern Universitäten vergleichen, und wenn man dieses thue, so wisse ich es aus sorgfältigen Erkundigungen und vielen glaubwürdigen und übereinstimmenden Zeugnissen, daß Studirende in Göttingen zufrieden zu seyn Ursache hätten.

Nidau am 27. Junius.

Wir trafen schon vorgestern vor Tisch in diesem niedlichen Städtchen ein, das fünf Stunden von Bern am Ende des Bielersees und nahe am Jura liegt. Wir wurden nicht allein von unserm Freunde, Herrn Pfarrer Feer und seiner würdigen Gattinn, erwartet und gütig aufgenommen, sondern waren auch so glücklich, den Herrn D. M. vorzufinden,

der unsertwegen schon enige Tage in Nidau geblieben war. Eins schmerzt uns, daß wir keine Briefe von Göttingen fanden, wie wir gewiß gehofft hatten. Wir trösteten uns aber in der Gesellschaft so wohl unserer schweizerischen als unsers deutschen Freundes, welcher letztere Göttingen mehrere Wochen nach uns verlassen hatte, und uns also viel Neues und Interessantes erzählen konnte.

Noch nie habe ich mich so sehr nach Ruhe und Einsamkeit gesehnt als gegen das Ende unsers Aufenthalts in Bern, und auch noch nie habe ich die Süßigkeit der tiefsten Muße und die Wonne, gar nichts zu thun, in dem Grade empfunden, worin ich sie jetzt in Nidau zu empfinden anfange. Wir waren schon über zwey Monathe unter Weges, und hatten diese ganze Zeit entweder mit der Betrachtung schöner oder erhabener Gegenstände, oder auch in Gesellschaft merkwürdiger Menschen, zugebracht. Wir waren also beständig zerstreut oder angespannt gewesen, und unsere Sinne, Kräfte und Neugierde fingen nachgerade an stumpf zu werden. Ich hatte dieses zum Theil voraus gesehen, und welch ein Glück also war es, daß ich an einem so bequemen und angenehmen Orte, als Nidau ist, einen alten geprüften Freund fand, der so gütig war, mir während der Ruhepunkte,

die ich in der Schweiz nöthig haben würde, sein Haus und seinen Tisch anzubiethen! Ich werde gewiß nicht eher von hier aufbrechen, als bis mir die Muße, die ich noch so ganz und innig koste, beschwerlich wird, und die abgespannten Sinne und Kräfte ihre Schnellkraft wieder erhalten haben. Wenn man auf Reisen nicht von Zeit zu Zeit solche Pausen macht, so bringt die unaufhörliche Bewegung und Zerstreuung zuletzt eine Art von Schwindel oder Taumel hervor, und das, was man gesehen oder gehört hat, dreht sich im Kopfe in reissenden Wirbeln herum, in welchen alles aus seiner Stelle verrückt und verstümmelt wird. Ich wenigstens würde die vielen interessanten Sachen, die ich in Bern beobachtet und erfahren habe, nicht behalten, und weder für mich, noch für meine Freunde ausschreiben können, wenn ich jetzt, anstatt auszuruhen, gleich in die Gletscher und in die kleinen Kantone, wohin ich zuerst zu gehen gedenke, hätte reisen wollen. Für die letzte Reise ist ohne dieß die Jahrszeit noch nicht weit genug vorgerückt, und ich werde also gewiß mehrere Wochen hier bleiben. Die hiesigen Gegenden will ich Ihnen umständlicher beschreiben, wenn ich erst einige Excursionen werde gemacht haben. Vors erste fahre ich mit meinen Anmerkungen über Bern fort.

Die umliegenden Gegenden von Bern sind bey weitem nicht so schön, so fruchtbar und bebauet als die von Zürch. Man mag sich aber der Stadt nähern, von welcher Seite man will, so trifft man schon in der Entfernung von einer halben oder ganzen Stunde bequeme Landhäuser an, auf welchen die reichen oder wohlhabenden Berner den Sommer zubringen. Unter den der Stadt nahe gelegenen Landhäusern oder, wie man hier immer sagt, Campagnen habe ich kein einziges vorzüglich weitläuftiges oder prächtiges gesehen, doch finden sich in einer Entfernung von 1½ bis 2 Stunden wenigstens sechs, die beynahe den Nahmen von Lustschlössern verdienen. Ich besinne mich nicht in der Nachbarschaft der Stadt von merkwürdig schönen Gärten gehört zu haben. Der Grund davon liegt weder im Mangel von Vermögen, noch im Mangel von Geschmack am Landleben, sondern darin, daß die reichsten Familien ihre Schlösser und Güter entweder in Pays de Vaud oder auch im Fürstenthume Neuenburg, oder endlich am Murtner- und Bielersee haben. Von den Ländereyen, die zu den Landsitzen in der Nachbarschaft der Stadt gehören, nimmt man meistens nur gerade so viel zum Garten, als nöthig ist, um einige Blumen und die für

das Haus nöthigen Gemüse zu ziehen; alles Übrige läßt man zu Wiesen liegen, weil man Ländereyen auf diese Art am vortheilhaftesten und mit dem geringsten Aufwande und Gefahren nutzen zu können glaubt. Diese Wiesen sind zwar mit Fruchtbäumen besetzt, aber selten mit Gängen durchschnitten, die zwey Personen neben einander fassen könnten. Als ich mich wunderte, daß man um Bern herum so wenig auf daß bloße Vergnügen sehe, antwortete man mir, daß dieses aus einer allgemeinen Sparsamkeit herrühre, die in der That einer reichen Aristokratie Ehre macht, und so lange sie dauert, eine der vornehmsten Säulen der Staatsverfassung seyn wird.

Daß Bern jährlich an Einwohnern zunehme, kann man aus den steigenden Preisen der Häuser und Ländereyen schließen, wiewohl die letztern seit einigen Jahren etwas gesunken seyn sollen, seit dem man Gelder mit großen Vortheilen in auswärtigen, besonders Französischen Fonds hat belegen können. Andere leiten die steigenden Preise der Häuser nicht so wohl aus der zunehmenden Bevölkerung, oder dem immer sich vergrößernden Zuflusse von Fremden, als vielmehr daher ab, daß in jedem Jahre mehrere kleinere Häuser in ein großes zusammen gebauet werden, wodurch nothwendig die Miethe der

Wohnungen steigt. Die Zahl der Häuser belief sich im Jahre 1780 auf 1068, unter welchen auch die öffentlichen oder obrigkeitlichen Gebäude mit begriffen und meistens für zwey gerechnet sind. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 12000 und darüber. In dieser ganzen Zahl sollen sich etwa 250 bürgerliche Familien und dreyßig von ewigen Einwohnern finden, und das Übrige soll aus so genannten Insassen bestehn. Die ewigen Habitans haben mit den bürgerlichen Familien einerley Vorrechte, den Weinverkauf im Kleinen abgerechnet, sind aber von allen obrigkeitlichen Bedienungen und der Regierung ausgeschlossen. Die Insassen hingegen können gar keine Häuser eigenthümlich besitzen *), dürfen gar keinen Wein verkaufen, und müssen jährlich von 7½ Batzen bis zu 3 Bernthalern Schutzgeld geben, zum Beweise, daß sie weder zu der einen, noch der andern der beiden eben genannten Klassen gehören. Ungeachtet die Insassen viel weniger Vorrechte haben als die Bürger und ewigen Einwohner, so nehmen jene doch

---

*) Doch soll man in den letzten Jahren einige Ausnahmen gemacht, und mehrern Insassen Häuser zu kaufen erlaubt haben.

alle Jahre an Zahl zu und diese hingegen ab — eine wichtige Erscheinung, deren Ursachen Sie in der Folge lesen sollen.

Der Vorwurf, daß die Einwohner von Bern stolz seyen, ist in und außer der Schweiz zu allgemein, als daß er niemahls gegründet gewesen, oder auch jetzt ganz ungegründet seyn sollte. Ich war bey meiner Ankunft so sehr wider den bernischen Stolz eingenommen, daß ich mir vornahm, mich demselben höchstens nur einige Tage auszusetzen. Allein alle Bekanntschaften, die ich so wohl unter verschiedenen würdigen Gelehrten als in Familien von der Regierung gemacht habe, ließen mich von diesem verschrienen und gefürchteten Stolze keine Spur finden; vielmehr können wir die Gefälligkeiten nicht genug rühmen, die man uns allenthalben, und besonders in allen Zweigen der angesehenen und verehrungswürdigen Hallerischen Familie, erwiesen hat. Die verwittwete Frau von Haller und alle ihre Kinder denken noch immer mit so vieler Zärtlichkeit an Göttingen zurück, daß es ihnen nichts weniger als gleichgültig zu seyn schien, in meiner Frau die Tochter eines ihrer besten ehemahligen göttingischen Freunde zu sehen. —— Doch ich muß hier abbrechen, wenn ich meinen Brief noch mit der Post fortschicken will. Leben Sie wohl u. s. w.

## Dritter Brief.

Nidau am 9. Jul.

Liebster Freund!

Erst vorgestern habe ich einen Brief an Sie abgeschickt, und heute fange ich schon einen wieder an, weil das Schreiben jetzt eine von meinen wichtigsten Beschäftigungen ist. Da ich wegen der Hitze nicht immer spazieren gehen kann, und meinem Freunde Feer seiner Amtsgeschäfte wegen nicht immer beschwerlich fallen mag, so wechsle ich in den Morgenstunden mit Lesen und Schreiben ab. Meine Lectüre besteht ganz allein in unterhaltenden Büchern, besonders in historischen, geographischen oder topographischen Werken über die Schweiz; denn wissenschaftliche Schriften, die anhaltende Aufmerksamkeit fordern, fliehe ich jetzt eben so sehr als langes ernstliches Nachdenken. Wenn ich des Lesens überdrüssig werde, so setze ich mich hin, an Sie zu schreiben, oder ich denke auch, aber ohne mühsame Anstrengung, an das, was ich Ihnen schreiben will.

Daß ich Ihnen von Bern noch vieles zu

sagen habe, werden Sie aus meinem letzten Briefe schon ersehen haben, und ich fahre also dreist fort, Ihnen meine Beobachtungen und Gedanken mitzutheilen, daß ich Ihnen und meinen übrigen Freunden lästig dadurch werde.

So wie aus dem allgemeinen Wohlstande und Reichthume der bernischen Bauern die Milde und Weisheit der Regierung hervor leuchtet, so beweisen alle öffentlichen Werke, Gebäude und Einrichtungen nicht nur den Reichthum des Staats, sondern auch das Bestreben und die Kunst, die ersparten Reichthümer zum Wohl und Vergnügen des Ganzen anzuwenden. Ungeachtet Bern nur eine kleine Stadt ist, so entdeckt man in ihr doch viel mehr öffentliche Pracht als in manchen vielmahl größern Städten. Um von den Promenaden anzufangen, so wird man, glaube ich, nur wenige Städte nennen können, die schönere und besser unterhaltene Spaziergänge hätten. Innerhalb der Stadt gibt es deren zwey vorzüglich schöne, und eine gleich vor dem Thore. Auf allen dreyen hat man die Aussicht auf die Schneeberge, die sich fast in jeder Stunde anders, am schönsten aber gegen Untergang der Sonne, darstellen, um welche Zeit man am häufigsten spazieren zu gehen pflegt. Vor allen andern gefällt mir

die so genannte Platteform oder der Spaziergang neben der Hauptkirche, der mit mehreren Reihen hoher, ehrwürdiger Kastanienbäume besetzt ist, unter denen man zu allen Zeiten des Tages gegen die Strahlen der Sonne Schutz findet. Hier hört man unaufhörlich das Brausen der Aar, die in einer Tiefe von drey oder noch mehr hundert Schuhen wegfließt, und wovon ein Theil mit einem gewaltigen Geräusche über einen Damm wegstürzt, welchen die ehemahlige Bubenbergische Familie aufgeführt hat, um den Fluß in ein engeres Bett zu zwingen, und ihm dadurch eine größere Kraft und Geschwindigkeit zur Treibung von Mühlen zu geben. Man erstaunt, wenn man in die gräßliche Tiefe hinab sieht, und sich dann dabey besinnt, daß die erhabene Fläche, auf welcher man steht und umhergeht, von Menschenhänden ist zusammen getragen, gestützt und befestiget worden. An den beiden Enden, welche gegen die Aar gekehrt sind, stehen zwey schöne aus Steinen erbaute Pavillons, die den Spaziergängern bey einem plötzlichen Regen einen sichern Zufluchtsort darbieten. In der Mauer, womit diese Promenade eingefaßt ist, findet sich ein Stein, in welchen die berühmte Geschichte eines gewissen Weinzäpfli's eingegraben ist, der mit einem flüchtigen Pferde von

der Platteform herunter gestürzt seyn soll, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Als ich diese Inschrift zum ersten Mahle las, und dann gleich in die fürchterliche Tiefe unter mir hinab blickte, rief ich gleich aus, daß ich das Factum für ganz unglaublich halten würde, wenn es nicht durch eine so feyerliche und öffentliche Urkunde bestätigt würde. Mir fiel es aber doch nicht ein, daß die Obrigkeit eben so wohl als in andern Fällen einzelne Menschen oder auch das ganze Publikum hintergangen werden könnte. Ich wiederhohlte die innere Unwahrscheinlichkeit der Geschichte in mehreren Gesellschaften, und traf endlich einen eben so gelehrten als scharfsinnigen Mann an, der mir aufrichtig gestand, daß Weinzäpfli's abenteuerlicher Fall allem Vermuthen nach eine Erdichtung sey; er selbst habe von mehrern glaubwürdigen Männern, die es von Zeitgenossen des Helden der Geschichte erfahren, gehört, daß Weinzäpfli einstens mit andern muthwilligen jungen Menschen einigen Bauern die Pferde, womit sie zur Stadt gekommen wären, heimlich entführt, und damit in den Straßen von Bern herum gejagt hätte. Weinzäpfli habe sich sogar auf den Kirchhof gewagt, wo sich das wild gewordene Pferd in den Abgrund gestürzt, nachdem es vorher den Reuter ab-

geworfen hätte, oder dieser auch freywillig herunter gesprungen sey. Um der Strafe seines Muthwillens zu entgehen, und mehr Staunen und Dank über seine wundervolle Erhaltung als Unwillen gegen sich und seine Freunde zu erregen, habe er sich mit seinen Mitschülern verabredet, bey der Aussage zu beharren, daß auch er mit dem Pferde hinunter gefallen, aber durch eine besondere Fügung der Vorsehung erhalten worden sey. Diese erdichtete Erzählung fand einen fast allgemeinen Glauben, selbst bey der Obrigkeit, von welcher er abgehört wurde, und es läßt sich also leicht erklären, warum er in der Folge nicht widerrufen konnte. Mir kommt es viel wahrscheinlicher vor, daß die Sache so geschehen sey, als ich sie jetzt aus dem Munde eines gelehrten und zuverlässigen Mannes aufgeschrieben habe, als daß Weinzäpfli den Sprung gemacht hätte, der auf dem öffentlich errichteten Denkmahle erzählt wird. Doch möchte ich die gleichzeitigen Urkunden sehen, von welchen mir einer der scharfsinnigsten Alterthumsforscher in Bern sagte, daß sie den Fall des Abenteurers außer Zweifel setzen *).

---

*) Seit der Erscheinung meiner Briefe haben mir mehrere gelehrte Männer aus Bern ge-

Nach der Platteform ist die Engi oder die Promenade außer der Stadt die schönste. Die letztere hat darin einen Vorzug vor der erstern, daß man einer weitläuftigern Aussicht genießt, und nicht bloß gehen, sondern auch fahren kann; allein ihre Hecken und Lauben oder Kabinetter schützen lange nicht so sehr gegen die Sonne als die dichten Alleen auf der Platteform. Die Engi stößt an einen Wald, in welchen Gänge hinein gehauen sind, wo man auf ein Mahl allem städtischen Getümmel entrückt ist. Nach dem Kirchhofe und der Engi findet man die Promenade auf dem Walle nicht mehr vorzüglich

---

schrieben, daß Weinzäpfli's Sprung nicht geläugnet werden könne, ohne die sichersten Urkunden zu verwerfen. Allein eben diese Urkunden erzählen die ganze Begebenheit auf eine Art, wodurch sie viel weniger wunderbar und unbegreiflich wird, als ich sie in Bern gehört habe. Weinzäpfli hatte im Fallen einen weiten Mantel um, dergleichen die Studenten damahls trugen, und der wahrscheinlich die Heftigkeit und Geschwindigkeit des Falls aufhielt oder minderte. Auch fiel er nicht ganz auf den Erdboden hinab, sondern auf das Dach eines unten liegenden Hauses, und blieb nicht ganz unbeschädigt, sondern brach ein Bein.

schön, ungeachtet man sie in einer jeden andern Stadt bewundern würde.

Unter allen Denkmahlen öffentlicher Pracht, an welcher Bern so reich ist, hat keines mich so sehr interessirt und gerührt, und keines mir die väterliche Sorge der Regierung für die öffentliche Wohlfahrt so stark bewiesen als das große Kornmagazin, von welchem ich überzeugt bin, daß auch Sie und ein jeder anderer Menschenfreund es lieber als die seltenste Sammlung von Gemählden gesehen hätten. Dieß herrliche Gebäude ist aus großen Quadersteinen erbauet, und hat vier Böden über einander, die hundert vier und achtzig Fuß lang und vier und sechzig breit sind. Ein jeder dieser Böden hat nach drey Seiten hin geräumige Luft- oder Zuglöcher, vor welchen Vorhänge von grober Leinwand herab hangen, die durch den sanftesten Wind bewegt werden. Die beständige Zugluft, die durch diese Öffnungen unterhalten wird, und die Lage des Gebäudes gegen Norden machen, daß die Frucht sich hier länger als in allen andern Magazinen hält. Ungeachtet man den Truppen vor Genf schon einen beträchtlichen Vorrath von Getreide nachgeschickt hatte, so fanden sich doch noch auf den verschiedenen Böden nur allein 7000 Mütt Weizen und Dinkel, diejenigen

nicht einmahl mitgerechnet, die in Säcken standen, oder aufgethürmt lagen. Ein jeder Mütt hält zwölf Mäß, und ein jedes Mäß ist nach dem abwechselnden innern Gehalte der Frucht wieder achtzehn bis ein und zwanzig Pfund schwer. Unter diesem Vorrathe waren fünf und zwanzig hundert Mütt sicilianischer Weizen und 1500 Mütt gedorrte Frucht, die man auf einer großen Dörrmaschine, welche ich hier zum ersten Mahle sah, selbst hatte trocknen lassen. Den sicilianischen Weizen ließ der Rath mit unsäglichen Kosten zur Zeit der letzten großen Theuerung kommen. Er ist viel grobkörniger und schwerer als alle anderen Arten, die ich gesehen habe, und man hat von ihm als etwas eigenthümliches angemerkt, daß er besonders Anfangs beträchtlich aufgelaufen ist, oder an Volumen zugenommen hat, anstatt daß andere Frucht in sich verschwindet. Als man ihn zuerst nachmaß, fand man achtzig Mütt mehr, als man bezahlt hatte und zu besitzen glaubte.

Dieß Magazin ist zwar das größte, aber nicht das einzige im Berner Gebiete, denn es sind noch sieben, einige sagen gar zwanzig, andere an bequemen Orten angelegt. Über dieß sind alle Landvögte verbunden, für die Rechnung des Staats eine gewisse Quanti-

tät vom Getreide stets bereit zu halten. Hierauf wird so strenge gehalten, daß man schon verschiedene Landvögte absetzte, und aller bürgerlichen Ehre und Würden verlustig erklärte, weil sie einen Theil der Frucht, die dem Staate gehörte, verkauft hatten, um sie bey wohlfeilern Preisen wieder zu erstatten. Von Zeit zu Zeit werden Bevollmächtigte herum geschickt, welche die Kornhäuser und die Vorräthe der Landvögte untersuchen müssen.

So große Kosten diese Kornhäuser auch verursachen, so sind sie doch in einem Lande unumgänglich nothwendig, das nicht so viel Getreide bauet, als es braucht, und mit Ländern umgeben ist, die entweder in demselbigen Falle sind, oder auch bey dem geringsten Anscheine von Hungersnoth und Theuerung alle Ausfuhr verbieten. Man hebt aber nicht bloß durch die angelegten Kornmagazine alle Gefahren von Theuerung und Hungersnoth auf, sondern man gewinnt dadurch auch noch den unschätzbaren Vortheil, daß man die Preise des Getreides gleichsam in der Hand hat, und so wohl die verderblichen Anschläge von Wucherern zernichtet, als die gleichfalls schädliche Wohlfeilheit der Frucht zurück hält. Wenn das Mäß auf dem wöchentlichen Markte über zwanzig Batzen steigt, so läßt der Stand aus seinen Magazinen dieselbige Quantität

zu achtzehn Batzen verkaufen; sinkt aber das Mäß unter funfzehn Batzen herab, so fängt der Staat an einzukaufen, und hindert dadurch das fernere Sinken der Kornpreise, wodurch der Bauer oft eben so sehr als durch Mißwachs zu Grunde gerichtet wird.

In eben den Absichten, in welchen der Stand Bern acht große Kornhäuser erbauet hat, in eben den Absichten hat er auch zwey große Weinläger angelegt, von welchen eins deutsche Weine, vornehmlich solche, die um den Bielersee herum wachsen, das zweyte aber wälsche Weine, das heißt, solche Weine enthalten, die in der französischen Schweiz wachsen, und von welchen die eine Art, die man zwischen Lausanne und Nyon bauet, la Cote, und diejenige, die zwischen Lausanne und Vevay gezogen wird, Ryfwein oder vin de la Vaud genannt wird. Das größte oder doch eins der größten Weinläger findet sich unter dem großen Kornhause in Bern, und enthält wälsche Weine von verschiedenen Jahrgängen. Dieß Weinlager ist eben so lang und breit als die Kornböden, und gibt, glaube ich, dem großen Weinlager auf der Insel Meinau im Bodensee nichts nach. Es liegen vier Reihen mächtiger Fässer hinter einander, zwischen welchen man be-

quem durchgehen kann. Das große Faß, das erst im Jahre 1781 angefüllt worden war, enthielt zwey hundert und sechs und zwanzig Säume, jeden Saum zu hundert Maß oder zwey hundert unserer Quartiere gerechnet. Nie habe ich einen Keller so hoch gewölbt, oder den Fußboden eines Kellers so reinlich gesehen als hier. In dem Fußboden sind an verschiedenen Orten vier geräumige Behälter ausgemauert, um darin den Wein aufzufangen, wenn etwa ein Faß springen oder sonst verunglücken sollte.

Nach dem großen Kornhause und dessen Einrichtung habe ich nichts mehr bewundert als die Insel — ein Gebäude, das einem königlichen Pallaste ähnlicher als einem Hospitale sieht. In diesem Hospitale waren jetzt, wenn ich nicht irre, achtzig Kranke, von welchen ein jeder ein reinliches, mit grünen Umhängen versehenes Bett hatte. Sechs bis sieben lagen in einem jeden der großen Säle, die alle so reinlich waren, daß man sie als Besuchzimmer hätte brauchen können. Diese Kranken sind gegen Feuersgefahr vollkommen sicher. Die Insel ist nicht nur aus Quadersteinen gebauet, sondern auch in allen Stockwerken gewölbt. Venerische oder mit andern ansteckenden und unheilbaren Krankheiten behaftete Personen werden hier nicht aufge-

nommen, sondern in ein Hospital geschickt, das außer der Stadt liegt.

Unmittelbar aus der Insel gingen wir in das so genannte Hotel de Musique, das von einer Gesellschaft reicher Privatpersonen erbauet worden ist, und zu einem Schauspielhause bestimmt war; der Stand hat sich aber der Einführung eines beständigen Theaters bisher nicht allein widersetzt, sondern auch zugleich auf ewige Zeiten verboten, daß das so genannte Hotel de Musique zu einem Schauspielhause gebraucht werden soll. Jetzt werden daher Bälle und Concerte darin gegeben, doch findet man auch schön meublirte Zimmer, in welchen kleine oder größere Gesellschaften zusammen kommen und speisen können. Der große Saal und die darüber angelegten Logen müssen eine herrliche Wirkung machen, wenn sie schön erleuchtet sind. Die Treppen und Gallerien schienen mir in diesem sonst niedlichen Gebäude zu enge und dunkel, und es freute mich, daß die Wohnungen der Schwachen und Elenden in Bern ohne alle Vergleichung prächtiger als der Sitz des Vergnügens und der Glücklichen sind.

Das schönste, oder, wenn man diesen Ruhm der Kirche zum heiligen Geiste zuerkennen will, gewiß das weitläuftigste öffent-

liche Gebäude in Bern, das auch am allermeisten in die Augen fällt, ist das so genannte Spital. Nur wenige Fürsten in Europa wohnen so schön als die armen, alten und und unvermögenden Personen aus bürgerlichen Familien, deren funfzig, von einem jeden Geschlechte fünf und zwanzig, in diesem Spitale frey unterhalten werden. Außer diesen nimmt man noch eine unbestimmte Zahl von Kostgängern auf, die aber entweder selbst, oder für die auch ihre Zünfte Kostgeld bezahlen müssen. Ein jeder Bewohner des Spitals hat sein eigenes Bett mit grünen Umhängen, deren vier bis sechs in großen und schönen Sälen stehen. Das Zimmer, in welchem die Curatoren zusammen kommen, ist kostbarer meublirt, getäfelt und vergoldet, als ich manche fürstliche Audienzsäle gefunden habe. In diesem Zimmer waren auf einer Tafel die Nahmen der Wohlthäter verzeichnet, welche seit dem Jahre 1719 beträchtliche Vermächtnisse hinterlassen hatten. Unter diesen Legatis war eins von 20000, ein anders von 10000 und mehrere von 5000 Gulden. Der nützlichste Gebrauch, den man von den unermeßlichen Fonds des Spitals macht, ist gewiß dieser, daß man eine Schule unterhält, in welcher beständig 15 bis 20 Hebammen unterrichtet werden. Sehr schädlich hingegen scheint

mir die Barmherzigkeit oder vielmehr die Verschwendung zu seyn, womit man alle herumstreichenden Bettler ohne Unterschied aufnimmt, mit Brot und Suppe speist, die Nacht über beherbergt, und am folgenden Morgen mit einem oder einigen Batzen Zehrgeld weiter schickt *). Im Sommer geschieht es häufig, daß an jedem Tage funfzig, hundert, ja wohl gar hundert funfzig solcher gefütterter und beschenkter Landstreicher im Frieden entlassen werden. Als ich dieses hörte, pries ich die Schweizer glücklich, daß man in ihrem Lande, wohin sich wegen der ungemessenen öffentlichen und Privatfreygebigkeit liederliche Bettler aus allen benachbarten Gegenden hinziehen, nicht noch mehr von Diebstählen und Räubereyen höre. Die Sicherheit gegen heimlichen oder gewaltsamen Raub ist in manchen

---

*) Im Jahre 1785 hat die Regierung in Bern die strengsten Verordnungen gegen die Straßenbetteley von Einheimischen und gegen das Umherziehen von Landstreichern gemacht. Ein jeder Bettler, den man auf den Straßen oder öffentlichen Wegen antrifft, wird durch die Marechaussee derjenigen Stadt oder Gemeinde, wozu er gehört, auf die Kosten derselben zugeführt. Daß man ein Werkhaus angelegt habe, ist oben schon bemerkt worden.

Gegenden auf dem Lande so groß, daß man nicht einmahl daran denkt, Zimmer, die man nicht bewohnt, oder die man auf eine kurze Zeit verläßt, zu verschließen, wie es anderswo gewöhnlich ist. Ungeachtet aber die übertriebene Güte gegen fremde Bettler hier nicht alle die schlimmen Folgen hat, welche fast unzertrennlich davon zu seyn scheinen, so ist doch gar kein Zweifel, daß die großen Summen, womit man jährlich die Liederlichkeit und Faulheit unbekannter Vagabunden nährt, viel nützlicher zur Errichtung eines Werkhauses verwendet werden könnten, in welches alle Bettler gebracht, und eine Zeitlang zum Arbeiten angehalten werden müßten.

Hinter dem Spitale liegt das Zuchthaus, in welches nicht nur Verbrecher, sondern auch einzelne Blödsinnige und Verrückte eingesperrt werden. Die Säle und Gänge waren zwar nicht so sauber als im Spitale, aber doch viel mehr als sie in ähnlichen Anstalten gewöhnlich sind. Besonders war die Arbeitsstube der Weiber so reinlich, daß ich mich gar nicht würde gescheut haben, während meines Aufenthalts in Bern darin zu wohnen. Ich weiß nicht, ob es zweckmäßig ist, so schöne Zuchthäuser zu bauen, als das Bernische ist, aber davon bin ich überzeugt, daß man die Gefangenen strenger halten müsse, als hier

geschiehet, wenn die Absicht ihres Gefängnisses erreicht werden soll. Die Bewohner des bernischen Zuchthauses befinden sich so wohl, daß mehrere, die man um gewisser Vergehungen willen aus dem Spitale hinein gesetzt hatte, nicht wieder heraus wollten, weil sie darin weniger Klatschereyen und Zänkereyen als im Spitale ausgesetzt wären.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden ist keins, wenn ich etwa noch die Hauptwachen ausnehme, das sich durch vorzügliche Schönheit auszeichnete. Die Bibliothek ist reich an kostbaren Werken, vorzüglich an Handschriften, von denen ich Ihnen aber nichts sage, weil der ehemahlige gelehrte Bibliothekar Sinner sie alle umständlich in seinem Katalogus beschrieben hat. Daß das Zeughaus mit grobem und kleinem Geschütze und allen andern Arten von Kriegsbedürfnissen reichlich versehen ist, werden Sie schon in vielen Reisebeschreibern gelesen haben, und läßt sich aus dem Reichthume und der Vorsicht des Staats vermuthen. Am aufmerksamsten betrachtete ich unter den burgundischen Siegszeichen die Waffen der Leibgarde des Herzogs von Burgund und besonders die Leibpistolen Karls des Kühnen, die ausnehmend schön mit Silber und Elfenbein ausgelegt sind. Eben so merkwürdig schienen mir die Rüstungen der ber-

nischen Helden, welche glänzende Siege erfochten, oder große Eroberungen gemacht haben. Unter allen diesen Rüstungen kündigte nur die einzige, die dem Stifter von Bern, dem Herzoge von Zähringen, gehört hatte, eine außerordentliche Figur, die übrigen alle aber kleinere Männer an, als der Kanton Bern jetzt gewöhnlich hervor bringt. Man hat schon lange daran gedacht, ein neues prächtigeres Zeughaus zu erbauen, allein man hat bisher keinen Platz zu finden gewußt, wo man unterdessen den ganzen Kriegsvorrath hätte lassen können. Eine ähnliche Ursache hat die Erbauung eines neuen Rathhauses zurück gehalten, indem das jetzige nicht abgebrochen werden kann, ohne die unsichtbaren Heiligthümer des Staats, nähmlich den Schatz, zu bewegen und anderswo hinzubringen. Zu einem neuen Waisenhause ist, wie ich höre, schon der Plan und Anschlag gemacht worden. Das jetzige ist ungefähr vor dreyßig Jahren gestiftet worden, und soll doch schon einen Fond von mehrern hundert tausend Gulden haben. Aus diesem Facto allein können Sie den mächtigen Hang der Berner zu frommen Vermächtnissen sehen, welcher Hang durch ein ausdrückliches Gesetz unterhalten und befördert wird. Ein jeder Notarius (ein Factum, das einige läugnen wol-

len) ist bey seinem Eide verbunden, Sterbende oder Testirende zu erinnern, ob sie nicht an irgend ein pium corpus etwas zu vermachen gedächten *). Ehemahls fielen diese Vermächtnisse vorzüglich dem Spitale und den Zünften, seit einer gewissen Zeit aber am meisten dem Waisenhause zu. Im letztern werden die Kinder armer Bürger auf eine Art erzogen, wie die wenigsten es in ihrem älterlichen Hause erwarten könnten, und nicht bloß in den nöthigen und nützlichen, sondern auch in manchen schönen, aber entbehrlichen Kenntnissen unterrichtet. Aus die-

*) Man versichert mich nach den sorgfältigsten Erkundigungen, daß die Notarien in Bern durch keinen Eid verbunden sind, Testirende zu Vermächtnissen ad pias causas zu ermuntern. Allein es ist sonderbar, wie man mir gleichfalls schreibt, daß unter zwanzig Personen wenigstens funfzehn glauben, daß die Notarien eine solche Verbindlichkeit haben, und daß der weniger unterrichtete Theil des bernischen Publikums allgemein in dem Wahne steht, daß ein Testament nicht gültig seyn würde, wenn es keine fromme Vermächtnisse enthielte; weßwegen sie auch nur selten in den Testamenten mangeln. Wenn Testamente aus gültigen Rechtsgründen umgestoßen werden, so bleiben nach bernischen Gesetzen die Vermächtnisse ad pias causas dennoch gültig.

sem sorgfältigen Unterrichte entsteht die nachtheilige Folge, daß die Waisenkinder sich über ihren Stand erheben, und lauter Künstler, oder Gelehrte, oder Schreiber in den Collegiis und auf dem Lande, nicht aber Handwerker werden wollen.

Während meines Aufenthalts in Bern hatte ich keine Zeit, Kabinette zu besehen, nach welchen ich überhaupt zuletzt frage. Doch habe ich mit so vielem Vergnügen, als ein Profaner empfinden kann, die Münzsammlung des Herrn Gerichtschreibers von Haller *) und die Vögelsammlung des Herrn Pfarrers Sprüngli betrachtet. Jene ist die reichste Sammlung von eidgenossischen Münzen, diese von einheimischen Vögeln in der ganzen Schweiz. Herr Sprüngli sagte mir, daß ihm, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht triegt, noch zwölf Gattungen von Vögeln fehlen. Bey dem Herrn Obristen von Braun, einem würdigen Offiziere, der acht Jahre in Bengalen unter Lord Clive gedient hat, sah ich mehrere indische Seltenheiten, unter andern Gemählde, so wohl Porträte

*) Dieß schöne Münzkabinett hat die Regierung, so viel ich weiß, noch bey Lebzeiten des Herrn von Haller an sich gekauft.

als Fantasien von indischen Meistern, in welchen viel mehr Zeichnung und Ausdruck war als in allen sinesischen, die mir jemahls vorgekommen sind.

Am 10. Jul.

Erst gestern haben wir Ihren und unserer übrigen Freunde letzte Briefe erhalten. Sie waren uns um desto erfreulicher, da wir sie so lange und sehnlich erwartet hatten, und schon zu fürchten anfingen, daß ihnen auf der langen Reise irgend ein Unfall möchte zugestoßen seyn. Die Ursache ihrer spätern Ankunft war wahrscheinlich diese, daß Sie dieselben nicht auf die Kasselsche, sondern auf die kaiserliche Post gegeben hatten, weßwegen sie die Reise quer durch Deutschland machen mußten, ehe sie in die Schweiz und zu uns kamen. Lassen Sie also ins künftige Ihre Briefe den nächsten Weg am Rhein hinauf nehmen, auf welchem ich sie viel früher erhalten werde.

Jetzt bin ich mit Nidau schon so bekannt, daß ich Ihnen eine Beschreibung so wohl von der Stadt als der umliegenden Gegend geben kann. Beide haben dem großen Naturmahler Aberli so sehr gefallen, daß er sie auf einer seiner artigsten Blätter vorgestellt

Aussicht von Nidau

C. Schindelmayer sc.

hat, mit welchem Blatte in der Hand ich diesen Brief zu lesen bitte. Die Stadt selbst besteht nur (einige Häuser an beiden Seiten der Kirche gegen den See hin abgerechnet) aus einer einzigen wohlgepflasterten Straße, die so breit ist, als wir keine in Göttingen haben. Die Häuser haben fast alle das Ansehen der Neuheit, auch ungefähr dieselbige Höhe und Bauart, sie sind von drey Stockwerken, und mit einer Seite ihrer überhangenden Dächer nach der Straße zu gekehrt. Der vortheilhaften Lage ungeachtet hat die Stadt weder Gewerbe, noch Fabriken, noch Handel, etwas Speditions- und Commissionshandel ausgenommen. Der größere Theil der Einwohner ist wohlhabend, und besitzt so viele Weinberge, oder Wiesen, oder Äcker, oder Capitalien, daß sie von ihren Einkünften gemächlich und ohne anstrengende Arbeit leben können. Die Ärmern beschäftigen sich lieber mit dem Fischfange oder der Fortbringung der Schiffe, die aus der Aar in den Bieler- und Neuenburgersee, oder aus diesen in jene fahren, als mit anhaltenden und ununterbrochenen Arbeiten; auch brauchen sie außer ihrem Bürgerrechte nur noch wenig, um gegen die äußerste Noth geschützt zu seyn. Das Bürgerrecht in Nidau ist zwar bey weitem so einträglich

nicht als in andern Municipal-Städten, es bringt aber doch jährlich an Holz und andern Naturalien für drey neue Louisd'or Werth ein, und wird deßwegen auch von Fremdlingen, die es kaufen, mit tausend Gulden bezahlt. Wegen der Wohlhabenheit eines großen Theils der Einwohner gibt es hier auch mehr gute Gesellschaft, als man sonst in einem so kleinen Landstädtchen erwarten sollte. So wohl hier als in andern Städten der Schweiz ist es gebräuchlich, daß, wenn ein Fremder bey einem angesehenen Manne einkehrt, alle diejenigen die mit dem Fremdlinge von demselbigen oder von einem etwas geringern Range sind, ihm die ersten Besuche machen. Diese einen Deutschen fast beschämende Ehre ist also auch uns widerfahren. — Das Schloß, auf welchem der jedesmahlige Landvogt wohnt, liegt, wie Sie aus Aberli's Zeichnung sehen werden, nicht in sondern gleich außer der Stadt; es war der ehemahlige Wohnsitz der Grafen von Nidau, und eben so fest als hohe Bergschlösser, weil es von allen Seiten mit den verschiedenen Ausflüssen des Bielersees umgeben ist. Der jetzige Landvogt ist Junker Tscharner (so titulirt man die bernischen Landvögte aus diesem und einigen andern adelichen Geschlechtern), ein Bruder des ver-

storbenen Landvogts von Aubonne, der außer andern Schriften die besten Aufsätze in dem Dictionnaire helvetique gemacht hat. Auch der hiesige Landvogt ist nicht nur ein aufgeklärter, sondern zugleich ein so rechtschaffener, gerechter und gelinder Richter, daß alle, denen er vorgesetzt war, seinen bevorstehenden Abzug bedauern.

Als ich zuerst von Bern nach Nidau kam, glaubte ich nicht, daß die Stadt so gesund wäre, als ich aus dem Munde selbst von einsichtsvollen Ärzten gehört hatte. Nidau liegt am Ufer und gegen das Ende des Bielersees, und ist fast rund herum entweder von dem hohen Jura-Gebirge oder auch von niedrigern, aber nähern Hügeln eingeschlossen; auch lassen sumpfige Weiden und stehende Wasser, die man an mehrern Seiten entdeckt, Anfangs fürchten, daß sie durch ihre Ausdünstungen die Luft verderben könnten. Beide rühren von den Überschwemmungen des Sees und der Zihl her, die im Frühlinge, wenn der Schnee auf dem am Neuenburger- und Bielersee sich herumziehenden Jura zu schmelzen anfängt, acht, zehn, zwölf und noch mehrere Fuß anwachsen, und alsdann die niedrigen Gegenden überschwemmen. Dieser der Gesundheit nachtheilig scheinenden Umstände ungeachtet lehrt die Erfahrung,

daß die Luft hier gesunder als an manchen höhern Orten, und hektischen und schwachbrüstigen Personen vor allen andern zuträglich sey; daß es hier weniger Krankheiten und besonders Fieber als anderswo, und hingegen mehr alte Leute gebe, indem ein glaubwürdiger Mann mich versichert hat, daß er selbst ein Mahl in einem kleinen Hause am See drey Personen, die alle über achtzig Jahre alt gewesen seyen, angetroffen habe. Die Hauptursache der Gesundheit der Luft ist die so genannte Bise oder der Bergwind, der sich alle Abende nach Untergang der Sonne vom Jura erhebt, und so durchdringend ist, daß man es auch nach dem heißesten Tage Abends ohne Bewegung in der freyen Luft nicht aushalten kann, und daß im Garten des Schlosses, der dem Berge am nächsten liegt, oft die Kirschen nicht reif werden. Dieser Abendwind ist aber nicht der einzige Reiniger der Luft: der Bielersee, und seine vier Arme oder Ausflüsse, die sich alle sammt der trüben Schüß in der reissenden Zihl oder Sihl vereinigen, säubern die Atmosphäre gleichfalls von schädlichen Dünsten, und erhalten sie in einer beständigen Bewegung. Ich glaube zwar nicht, daß die Dünste aus den stehenden Wassern und sumpfigen Gegenden um Nidau herum von ei-

ner besondern Art sind, allein es hat mir doch merkwürdig geschienen, daß ich sie nie so faulend oder nur übelriechend gefunden habe, als sie anderswo zu seyn oder bald zu werden pflegen.

So wie die Herren von Bern nie etwas versäumen, was zur Vervollkommnung des Landes und zur Erhaltung ihrer Bürger und Unterthanen dienen kann, so haben sie auch schon seit mehrern Jahren angefangen, den Überschwemmungen des Sees und der Zihl entgegen zu arbeiten, und die Ursache derselben, so viel es in menschlicher Macht ist, zu heben. Sie lassen mit großen Kosten das Bett aller Ausflüsse des Sees, und vorzüglich der Zihl, von dem beweglichen Grand und Steinen reinigen, um es einige Schuh tiefer zu machen, damit es mehr Wasser als vorher fassen, und den Überfluß des anwachsenden Sees besser aufnehmen könne. Die Art, wie man den Grund der Zihl säubert, ist eben so sicher als einfach. Man wirft einen großen eisernen Rechen, dessen Zacken einige Schuh lang sind, und dicht beysammen stehen, in das Bett des Flusses, und läßt alsdann den Rechen sammt dem Schiffe nach dem Ufer zu winden. Das Schiff begleitet die Maschine, damit es dieselbe, wenn sie irgendwo hangen bleibt, sogleich

wieder los machen könne. Wenn der Rechen ans Land kommt, so bringt er alle Mahl eine beträchtliche Ladung von harten Steinen und grobem Grand mit, von welchem ich oft gewünscht habe, daß wir ihn in unserm Lande hätten, um unsern Chausseen damit eine feste Decke geben zu können.

Das Pfarrhaus, worin wir wohnen, liegt gerade mitten in der Stadt, dem neuen Brunnen gegenüber und ein wenig seitwärts von der Kirche, so daß zwischen der letztern und den ihr parallel gebaueten Häusern eine freye Aussicht auf den Jura und den See übrig bleibt; letztern kann ich wenigstens aus unserm Zimmer sehen, das im dritten Stocke liegt. Wenn der See von der Sonne erleuchtet, und seine Oberfläche vom Winde ein wenig gekräuselt wird, so läßt sich der zitternde Glanz der zurückfallenden Sonnenstrahlen kaum an unserm Fenster aushalten. Schon einige Mahle habe ich ihn von heftigen Windstößen fürchterlich empört, und große, aber doch offene Kähne mit seinen erzürnten Wellen kämpfen gesehen. Viel seltenere und mannigfaltigere Scenen als der See bietet uns der Jura dar. Dieß prächtige und vielleicht das fruchtbarste unter allen Gebirgen von gleicher Größe auf der ganzen Erde, den Libanon ausgenommen, ist uns

nicht so nahe, daß es uns beängstigen könnte (denn Nidau ist durch die Breite des Sees von demselben getrennt); allein es ist auch nicht so weit entfernt, daß wir nicht alle seine Theile und die an ihm vorgehenden sichtbaren Veränderungen recht gut beobachten könnten. Auch bey dem heitersten Wetter sieht der Jura in einer mäßigen Entfernung blau, und in einer etwas größern schwarz aus, welche Farben durch unendliche Schattirungen bald erhellt und bald wieder verdunkelt werden. Die interessantesten Phänomene zeigt er bey schlechtem Wetter, oder vielmehr wenn es schlechtes Wetter werden will; denn aufmerksamen Beobachtern verkündigt er nahe bevorstehende Gewitter oder Regen fast untrieglich vorher. Bisweilen lagert sich an der Mitte des Berges eine umgestürzt scheinende Wolkensäule her, die bald unbeweglich da liegt, bald aber auf eine furchtbar langsame Art sich fortbewegt. Noch häufiger rauchen die Spitzen wie die Kratere von Vulkanen, oder der ganze Berg ist in dichte Wolken gehüllt, bis auf kleine Fleckchen von Wäldern, die in der Luft zu hangen, oder wie unversehrte Reiser in einem brennenden Scheiterhaufen scheinen. Zu einer andern Zeit ist es, als wenn man Wolken entstehen oder in ihrer Ge-

burt sähe. Es erheben sich nähmlich an unzähligen Stellen aus den Spitzen der Wälder leichte Nebelwölkchen, die kaum diesen Nahmen verdienen, empor, und vereinigen sich bald nachher in dichtere Wolken, die man aufsteigen oder fortziehen sieht. An andern Stellen stehen dicke Wolken in den Wäldern oder an dem Berge gleichsam mit den Füßen eingewurzelt, und strecken ihre grauen Häupter kühn in die höhere Luft empor.

Eben diese Erscheinungen kann ich auch im Garten betrachten, der mir noch über dieß eine Menge von reizenden Gegenständen und Aussichten darbietet. Er geht, wie alle seine Nachbarn, bis an die Zihl, und ist gleich diesen mit einer acht bis zehn Schuh hohen Mauer gestützt, die aus dem Bette des Flusses aufgeführt ist. An der linken Seite des Gartenhauses, welches an und selbst auf der Mauer stehet, liegt gleichsam als die Zinne der Mauer ein großer ebener viereckiger Stein, auf welchem zwey nicht zu breite Personen bequem sitzen können. Auf diesen Stein ziehe ich mich alle Mittage nach Tisch, wenn das Wetter nicht zu schlecht ist, zurück, weil ich nirgends einen schönern und zugleich kühlern Platz finden könnte, indem ich durch das Dach des Gartenhauses gegen die Sonne geschützt bin.

Hier ruhe ich täglich eine oder mehrere Stunden, und freue mich meines Daseyns in der Betrachtung der herrlichen Natur, die ich vor mir sehe, und in der ich täglich neue Schönheiten oder doch Merkwürdigkeiten entdecke, wodurch die ganze Landschaft meiner Einbildungskraft tiefer eingeprägt wird. Bisweilen lehne ich mich an die nahe Wand, und überlasse mich einem leichten Schlummer, doch thue ich dieß niemahls, als wenn ein guter Genius mir zur Seite sitzt, der mich vor einem Falle in den tiefen Fluß bewahren kann. Das Plätzchen ist so schön, daß ich es mir gleichsam zugeeignet habe, und daß eine kleine Beschreibung der Gegenstände, die mich umgeben, und so oft entzücken, Ihnen nicht unangenehm seyn wird, da sie wenigstens dazu dinen kann, daß Sie sich meine beneidenswerthe Lage desto vollständiger vorstellen können. Vor mir und sebst unter meinen Füßen fließt die aus dem Bielersee ausströmende Zihl mit einer solchen Geschwindigkeit fort, als man in Gegenden, wo keine hohe Berge nahe sind, nicht einmahl in Bächen bemerkt. Ungeachtet die Zihl schon mehr als einen Fuß gefallen ist (und diesen Fall des Flusses und des Sees kann man den ganzen Sommer über genau angeben, weil

die Mauern, womit beide eingefaßt sind, von der Höhe an bis wohin das Wasser stieg, viel weißer sind als die unberührten Theile), so ist sie doch noch so hoch, daß ich von dem großen Steine ihr Wasser mit der Spitze des Fußes erreichen kann. Bey ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit ist ihr Wasser so klar und durchsichtig, daß ich ziemlich weit in den Fluß hinein alle Steine auf dem Grunde zählen und die Bewegungen der Fische deutlich wahrnehmen kann. Diese versammeln sich bisweilen bey hunderten unter meinen Füßen, entweder um den Salat oder das Unkraut zu haschen, was man aus den Gärten in den Srom wirft, oder weil an den Ufern der Strom weniger reissend ist, und sie sich mehr nach Willkür bewegen können. Sie sind so wenig scheu, daß dieselbigen Fische ihr Spiel halbe und ganze Stunden lang vor meinen Augen fortsetzen. Bald schwimmen sie, wie es scheint, um ihre Kräfte zu üben, gegen den Strom an: bald lassen sie sich wieder, als wenn sie keine willkürliche Bewegung hätten, von dem Strome forttragen: bald reiben sie sich unter allerley Wendungen an Steinen oder Pfählen, die auf dem Grunde des Flusses sind, und bald machen sie mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit auf Kirschen

oder Salatblätter Jagd, die ich in den Strom werfe. Noch nie habe ich gesehen, daß die größern den kleinern nachstellten, oder ihnen zu schaden suchten. Sonderbar ist es, daß unter den Fischen, die sich in einem so reinen und schönen Flusse finden, nur so wenige sind, die sich essen lassen. Wenn die Zihl vor mir vorüber geflossen ist, so bildet sie einen schönen Busen, und windet sich zuerst an den Gärten, und bald nachher an dem Fuße eines waldigen Berges herum, der ihren geraden Lauf bricht, und sie an das entgegengesetzte flächere Ufer hinüber wirft. Ihre Breite bleibt bis an ihren Ausfluß in die Aar, mit welcher sie sich einige Stunden von hier vereiniget, fast immer dieselbige; und diese ist so beträchtlich, daß ich, glaube ich, auch mit dem aufs sorgfältigste gewählten Steine und der äußersten Anstrengung nicht hinüber werfen könnte. Selten vergeht eine Viertel- oder halbe Stunde, in welcher man nicht Fahrzeuge in die Aar hinab oder aus dem Rhein und Neuenburgersee hinauf schiffen sieht. So leicht und angenehm die Fahrt den Strom hinab ist, so beschwerlich ist sie in der entgegengesetzten Richtung. Größere Schiffe können die Heftigkeit des Stroms nicht durch bloße Ruder überwinden, sondern müssen sich an

Linien von Menschen ziehen lassen. Hinter dem grünen Rücken der Berge, um welchen die Zihl sich herum zieht, hebt in großer Ferne ein Schneeberg einen Theil seines weißen Hauptes hervor, dessen Riesenkörper und Brüder man aber weder hier noch sonst in der Nachbarschaft von Nidau sehen kann. Jenseits der Zihl liegen Wiesen und Felder, und links sieht man das große Salzmagazin, wo Aberli seinen Standpunkt nahm, als er Nidau zeichnete, dann die fünf Brücken, die über die Schüß und vier Ausflüsse des Sees geschlagen sind, hinter den Brücken das Schloß und zuletzt den Jura, an welchem vorzüglich eine Felsenwand das Auge des Beobachters auf sich zieht, weil sie einem unermeßlichen, von Menschenhänden aufgeführten Gemäuer ähnlich ist. Diese Felsenwand hangt über den Weg her, der über den Jura, und zwischen zwey Armen dieses Gebirges ins Münsterthal führt. Dieß große Werk der Natur wird mir noch interessanter, wenn ich bedenke, daß unter ihm oft die Kriegszeichen der römischen Legionen glänzten, und daß es vielleicht vor achtzehn hundert Jahren vom Cäsar, den ich unter allen Menschen zwar nicht am meisten liebe, aber am meisten bewundere, eben so aufmerksam als jetzt von mir ist betrachtet worden.

Weder in noch gleich außer der Stadt sind beschattete oder sonst merkwürdig schöne Spaziergänge. Es führen zwar angenehme Wege und Fußsteige durch Wiesen und Felder in die umliegenden Dörfer, allein die Aussicht bleibt immer, so lange man keine Anhöhen ersteigt, zu eingeschränkt. Auch sind die Wiesen und Felder nicht so fruchtbar, die Häuser nicht so groß, und die Dörfer nicht so reich als im obern Aargau oder Emmethale, wiewohl es in dieser Gegend einzelne Bauern gibt, die 60 bis 80000 neue Thaler, oder 20000 neue Louisd'or im Vermögen haben. Solche einzelne reiche Bauern hält man eher für einen Fluch als für einen Segen von Dörfern, weil sie allmählich das beste Land an sich kaufen, und alle ihre Nachbarn durch vorgestreckte Gelder in eine harte Abhängigkeit von sich setzen. Die Hauptbeschäftigung der hiesigen Bauern ist Ackerbau, den sie aber meinem Urtheile nach bey weitem nicht so gut verstehen als die deutschen Bauern. Ich schließe dieß vorzüglich aus dem so genannten Mischelkorn *),

---

*) In der Gegend von Nidau läßt sich aber doch noch ein wichtiger Grund angeben, warum das Mischelkorn so häufig gebauet wird. Um diese Stadt herum finden sich verhältnißmäßig

welches ich um Nidau herum häufig antreffe, und welches in einer Mischung von Weizen, Rocken und Gerste, oder auch von drey andern Arten von Früchten, als Spelt, Haber und Wicken besteht, welche letztere Art hier die gewöhnliche ist. Wahrscheinlich ist die weniger sorgfältige Bearbeitung des Ackers eine Mitursache, warum Fruchtfelder um so vieles wohlfeiler als Wiesen sind, und ackerbauende Landleute in der Schweiz zu den ärmsten gezählt werden. Diese letztern haben nur allein diejenigen unter sich, die zugleich Wein und Ackerbau treiben, und darüber weder den einen noch den andern recht in Acht nehmen können; denn indem sie ihren Weinberg gehörig düngen und warten wollen, entziehen sie ihrem Acker Nahrung und Fleiß, und geben dem erstern doch nicht genug. Reicher als beide sind die Bewohner des nördlichen Ufers des Bielersees, die sich ganz allein mit Weinbau abgeben, und ihren Reben alle ihre

---

nur wenig Wiesen, und die Heuernte ist wegen der häufigen Überschwemmungen sehr ungewiß. Es würde daher oft an Futter gebrechen, wenn der Bauer keinen Vorrath von dem den Pferden nicht weniger als dem Hornvieh angenehmen Mischelkornstroh hätte.

Zeit und Sorgfalt und auch allen den Dünger ungetheilt zuwenden, den sie von ihrem Vieh erhalten. Am wohlhabendsten aber sind die Bewohner des obern Aargaus und des Emmethals, deren Hauptgeschäft Veredelung und Wartung von Wiesen ist, und die damit etwas Feldbau, noch mehr aber Fabrikarbeiten verbinden. Als ich von Zürch nach Bern reisete, freute ich mich zwar über den außerordentlichen Wohlstand, den ich in allen Dörfern antraf; allein ich bedauerte es doch, daß die bernischen Bauern so herrliche Ländereyen, als ich im obern Aargau sah, zu Wiesen liegen ließen, und nicht in Ackerland verwandelten. Wenn sie dieses thäten, dachte ich, würde der Staat nicht nur an Unterthanen, sondern auch sie selbst am Ertrage ihrer Ländereyen gewinnen. Ich erstaunte also nicht wenig, als ich wider alle meine bisherigen Erfahrungen und erworbenen Kenntnisse hörte, daß Wiesen viel einträglicher und also auch theuerer als Ackerland seyen, und daß ein Juchart Wiesen, der 31250 Quadratschuh enthalte, tausend und mehrere Gulden, und hingegen ein Juchart Ackerland zu 35000 Quadratschuhen, nur zwey hundert, oder etwas mehr oder weniger koste. Ich hielt es Anfangs beynahe für ein Mährchen, daß man das beste Land

zu Wiesen und das schlechteste zu Fruchtfeldern brauche, und daß man mit dem von mittlerer Güte abwechsele, indem man es einige Jahre besäe, und andere Jahre zu Wiesen liegen lasse; so wie aber Wiesen um drey oder fünf Mahl theuerer als Ackerland sind, so sind wieder gute Weinberge vier oder noch mehr Mahl theuerer als der beste Wiesengrund. Ein Juchart Rebenland am Bielersee zu 40000 Quadratschuhen kostet im Durchschnitte 3000 und das beste 4000 Gulden, und am Neuenburgersee gar 2000 neue Thaler, oder 500 neue Louisd'or und noch mehr. Es ist aber auch fast unglaublich, wie viel das Rebenland in guten und selbst in mäßigen Jahren einbringt. Ein Juchart Rebenland gibt so wohl am Bieler- als Neuenburgersee im Durchschnitte jährlich 25 Säume, jeden zu hundert Maß, und in guten Jahren vierzig bis sechs und funfzig Säume, ja man hofft, daß er dieses Jahr noch mehr bringen werde. Die Kosten der Bearbeitung steigen auf funfzig bis sechzig Thaler, und dessen ungeachtet können reiche Besitzer ihre Capitalien, welche sie in Weinbergen am Bielersee angelegt haben, zu fünf pro Cent nützen. Kein Wunder also, wenn die Bauern, die Eigenthümer und Arbeiter zugleich sind, reich werden, da sonst

in allen bekannten Ländern diejenigen Landleute, die sich allein mit dem Weinbaue abgeben, gemeiniglich die ärmsten wie die liederlichsten sind. Rebenland ist am Neuenburgersee theuerer als am Bieler- und selbst am Genfersee, weil die Neuenburger Weine viel edler und theuerer als alle übrigen Schweizer Weine sind. Gute Haushälter am Neuenburgersee verkaufen ihre Weine nie wohlfeiler als das Maß zu zehn Kreuzern oder dritthalb Batzen, da hingegen der Seewein in glücklichen Jahren um einen Batzen, und der la Cote und Ryfwein, der gewöhnlich 10 Kreuzer kostet, um sechs Kreuzer gekauft wird. Zum gewöhnlichen Tischweine ziehe ich den Seewein, der am Bielersee wächst, dem la Cote und selbst Ryfwein vor; er hat eine angenehme Säure, und kommt in Ansehung seiner Lieblichkeit dem guten Markgräfler und dem Johannisberger sehr nahe. Die Zahl der Arbeiter, welche jede Art von Länderey erfordert, verhält sich nicht genau wie ihre Preise. Es wird hier allgemein angenommen, daß Rebenland noch ein Mahl so viele Hände verlange als Ackerland, und Ackerland wieder ein Mahl so viel als Wiesen. Um sich zu überzeugen, daß Weinbau eine viel größere Bevölkerung hervor bringt als Ackerbau, darf

man nur die beiden Ufer des Bielersees betrachten, unter welchen das flächete, an welchem man fast nichts als Wiesen und Ackerland sieht, bey weitem nicht so viele Dörfer und Städte zeigt als das andere, an welchem sich steile und steinige Weinberge erheben.

Wenn ich keine Lust habe, beschwerliche Berge zu erklettern, so gehe ich zum Herrn Dekan Hunzicker in Mett, einem gelehrten und scharfsinnigen Manne, der in seiner Jugend ansehnliche Reisen gemacht hat, oder ich besuche auch die öffentliche Promenade in Biel, die man vor nicht langer Zeit von der Stadt bis an den See angelegt, und mit schönen Bäumen besetzt hat. An beiden Seiten des Spazierganges sieht man Gartenland, welches in eben so viele gleiche Portionen abgetheilt ist, als es Bürger in Biel gibt. Diese Gärtenländer waren vormahls eine unfruchtbare sumpfige Gemeinweide, die der Gesundheit der Einwohner von Biel gewiß nachtheiliger als ihrem Vieh zuträglich war. Zur Zeit der großen Theuerung kam man auf den vortrefflichen Gedanken, diese Gemeinheit an die Bürgerschaft, und zwar an einen jeden Bürger 4 Stücke, das Stück 12 bis 14 Schuh lang und breit auszutheilen, damit sie die nothwendigen

Aussicht auf dem Bieler See

K. Ponheimer sc. V.

Gemüse und Gartengewächse darauf bauen könnte. Auf diese nachahmungswürdige Art hat man aus einer morastigen Gegend hinlängliche Gemüsegärten für die Bürger, und eine schöne Promenade fürs ganze Publikum gewonnen. Hier hatte ich vor einigen Tagen das Vergnügen, den Herrn Bürgermeister Walker, einen gelehrten und staatsklugen Mann, kennen zu lernen, von dem ich eine lehrreiche Geschichte seiner Vaterstadt im Manuscripte gesehen habe.

Vor dem Thore, zu welchem man von Bern aus herein kommt, gibt es keinen angenehmern Spaziergang, oder wenigstens Standpunkt als auf der Höhe, wo das Signal steht. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß man seit dem Anfange der Freyheit in der ganzen Schweiz auf erhabenen und bequemen Orten Signale errichtet hat, wodurch man sich in kurzer Zeit die Gefahr eines herandringenden Feindes bekannt machen kann; ein solches ist auch dasjenige, was ich vor kurzem besucht habe. Es sieht einer spitz zulaufenden und mit Stroh gedeckten Hütte ähnlich, die gar keine Mauern oder Wände hat, und ruht auf einem festen Fundamente von Holz, welches den Brand eben so lange erhalten, als das Strohdach ihn leicht empfangen kann. Zehn

bis zwölf Schritte von dem Signale ist ein steinernes Wachthaus erbauet, dessen Bestimmung ich Ihnen nicht zu erklären brauche. Bey diesem Signale hat man eine sehr weite Aussicht nach drey Seiten, denn die eine wird durch nahe und höhere Berge verschlossen. Wenn man sich mit dem Gesichte von Nidau wegkehrt, so hat man die ganze Reihe der bernischen Schneeberge vor sich, und rechts erblickt man den Bielersee, die Petersinsel und beide Ufer des Sees, besonders alle die Dörfer und Städte, die am Fuße des Jura erbauet sind; dreht man sich alsdann um, so hat man Nidau und Biel gleichsam zu seinen Füßen, bemerkt den schlängelnden Lauf der Zihl und die ganze Öffnung des Thals, welches sich bis nach und über Solothurn hinunter zieht.

Um aber noch schönere Aussichten als die vom Signale zu genießen, muß man sichs nicht verdrießen lassen, entweder den Jura selbst zu ersteigen, oder von dem Ende des Bielersees an einem steinigen, allmählich sich erhebenden Pfade nachzugehen, der sich über den Fuß und Rücken des Jura bis nach Neufchatel fortzieht. Den Jura erstieg ich zuerst an einem schönen Morgen in Gesellschaft mehrerer Freunde und Freundinnen, mit welchen wir den ganzen übrigen Tag im

Schooße der Natur und der geselligen Freuden zubrachten. Gleich hinter Biel fängt man an den Berg hinan zu klettern; doch ist der Fußsteig nicht sehr beschwerlich, so lange man sich zwischen den Mauern der Weinberge findet, die bis zu einer beträchtlichen Höhe angelegt sind. Man hat in den felsigen Berg Stufen eigehauen, damit man die Trauben so bequem als möglich herab, und Dünger und andere Nothwendigkeiten hinauf tragen könne. Dieser in den Berg hineingearbeitete Fußsteig schien mir gleichsam ein tiefer Einschnitt in seinen ungeheuern Körper zu seyn, durch welchen man alle die verschiedenen Arten und Lagen von Steinen, aus denen er besteht, entdecken könnte, und ich habe mich deßwegen gewundert, daß keiner der eifrigen Sucher und Beschreiber von Steinen diese merkwürdige Stelle näher beobachtet hat. Wo die Weinberge aufhören, wird der Berg steiler und unwegsamer. Hier stößt man bald auf ein großes Stück von Geisbergerstein, das in einer mäßigen Entfernung einer kleinen Hütte nicht unähnlich sieht. Diese Granitmasse ist wahrscheinlich älter als der Jura, der sie jetzt trägt, und durch uns unbekannte und fast unbegreifliche Revolutionen und Kräfte an den Platz hingeführt worden, wo sie jetzt liegt, schon

Jahrtausende gelegen hat und noch liegen wird. Nach allen Erkundigungen, die ich eingezogen habe, hat man niemahls Geisbergerstein im Jura gefunden, oder aus dem Jura hervor gezogen, und doch findet man in dieser Gegend noch mehrere gleichfalls sehr große, aber doch nicht so große Stücke an dem Abhange des Berges als das, was ich zuerst sah, zerstreut *). Dieß letztere liegt an einer so steilen Stelle, daß es scheint, als wenn die Kraft eines einzigen Menschen hinreichte, es überzustürzen, in welchem Falle es gewiß die unter ihm liegenden Weinberge verwüsten würde. Der Stoß, der es an seinen jetzigen Platz gebracht hat, muß sehr sanft gewesen seyn, indem es gar keine Vertiefungen gemacht hat, und nur an der Oberfläche des Berges zu hangen scheint. Nie habe ich einen Fels gesehen, der so sehr das Ansehen von Unvergänglichkeit gehabt

*) Ähnliche Granitmassen findet man auch in andern Ländern, z. B. bey Broniza in Rußland. Coxe I. S. 317. Ich gestehe, daß alle Erklärungen, die Saussure und Andere von der Versetzung dieser Felsstücke an die Abhänge so hoher und steiler Berge, dergleichen der Jura ist, gegeben haben, mir nicht genugthuend scheinen.

hätte als dieses Stück. Nirgends entdeckt man Vertiefungen oder Ritzen, welche Stürme, Schnee oder herabfließender Regen gemacht hätten. Es ist allenthalben so glatt, als wenn es erst heute aus der Werkstatt der Natur heraus gekommen wäre, so glatt, daß nicht einmahl Moos daran hat haften können. Bey diesem ehrwürdigen Denkmahle aus Zeiten, die keine Geschichte uns beschreibt, fing die Sonne an uns ein wenig beschwerlich zu werden. Wir ermannten uns aber doch, und kamen nach einem anderthalbstündigen Klimmen bey dem alten Benz (so spricht man hier Benedikt aus), einem klugen Wiedertäufer, an, der sich auf diesem Theile des Jura, welchen man den Bielerberg nennt, vor vielen Jahren angebauet hat, weil er seines Glaubens wegen aus seinem Geburtsorte im Kanton Bern weichen mußte. Er kaufte seinen jetzigen Wohnplatz, vormahls eine wüste Strecke, als ein Lehn von der Stadt Biel um funfzig Kronen, errichtete ein bequemes und geräumiges Haus, pflanzte mehrere Arten von Obstbäumen, legte einen artigen Garten an, schuff fruchtbare Wiesen und Ackerfelder, und trieb mit seinen Kindern in den Stunden, welche die ländlichen Arbeiten ihm übrig ließen, sein altes Handwerk, die Weberey. Als wir in

sein Haus traten, fanden wir ihn mit seinen Kindern am Tische sitzen, wo sie ihr Frühstück einnahmen. Dieß Frühstück bestand in gekochtem Kartoffelbrey und dem Safte von gedörrten Birnen, die beide in besonderen Schüsseln aufgetragen und sehr schmackhaft und reinlich waren. Ungeachtet der arbeitsame Benz schon weit über sechzig Jahre alt ist, und graue Haare und Bart hat, so ist er doch noch so rüstig, daß er alle Tage ein oder mehrere Mahle nach Biel hinunter und wieder herauf steigen kann. Er ist einer von den angesehensten Lehrern der Wiedertäufer, die an den Höhen und in den Thälern des Jura, welche der Stadt Biel und dem Bischofe von Basel gehören, zerstreuet sind, und ungefähr tausend Köpfe ausmachen sollen. Weil beide Mächte seit undenklichen Zeiten keine Kriege geführt haben, und allem Ansehen nach auch so bald keine führen werden, so können sie am ehesten eine Secte aufnehmen, die es für eine Todsünde hält, in den Krieg zu gehen, und Menschenblut zu vergießen. Außer dem alten Benz haben die Wiedertäufer noch fünf und zwanzig andere Lehrer. Der alte Prophet, der uns so freundlich aufnahm, predigt fast alle Sonntage, und geht jede dritte oder vierte Woche mehrere Stunden weit, um seinen Brüdern das

Wort Gottes zu verkündigen. Wenn er so beschwerliche Reisen macht, so theilt er seine geistlichen Schätze reichlicher als gewöhnlich aus, indem er drey bis vier Stunden hinter einander reden soll. Er erzählte mir selbst, daß Herr Pf— aus Zürch ihn gehört, und geglaubt hätte, daß er in seiner Jugend müsse studirt haben. Er besitzt eine unglaubliche Belesenheit in der heiligen Schrift, und es ist kein Spruch von einigem Gewichte, der ihm nicht immer gegenwärtig wäre, und den er nicht ohne Anstoß hersagen könnte. Einige von unserer Gesellschaft fingen auf eine höfliche Art an, sich mit ihm über streitige oder seiner Secte eigenthümliche Punkte zu unterreden, und wir alle mußten gestehen, daß er für die seltsamsten Meinungen seiner Secte alles sagte, was sich dafür sagen läßt, und daß er besonders die ihr günstig scheinenden Sprüche der Bibel geschickt zu nützen wußte. Die Gespräche dieses alten, muntern und geistreichen Mannes waren für uns eine Hauptquelle von Unterhaltung, und ich bin überzeugt, daß dieser Greis, der mit eigenen Händen einen vorher ungenützten Fleck der Erde bebauet und verschönert, und durch seine Frömmigkeit viele Seelen getröstet und vom Verderben zurückgehalten hat, dereinst viel größer

erscheinen werde als manche berühmte Eroberer, die ganze Völker vertilgt und große blühende Länder verwüstet haben.

Gleich nach unserer Ankunft lagerten wir uns unter den Schatten der Bäume, um die reiche Landschaft die wir vor uns hatten, mit Muße zu betrachten. Rechts sahen wir nicht nur den Bielersee und die Petersinsel, sondern auch den Neuenburger- und Murtnersee, und selbst die Stadt, von welcher der letztere den Nahmen erhalten hat. Vor uns irrte das Auge in einem unabsehlichen Thale umher, das mit Städten und Dörfern angefüllet ist, unter welchen diejenigen, welche in diesen Gegenden bekannt sind, Solothurn links, wie am Ende des Horizonts, erblickten. An vielen Stellen schimmerte die Aar hervor, von welcher das ganze Thal durchströmt wird. Nicht weit jenseits der Aar erheben sich vier bis fünf Reihen von Bergen hinter einander, welche das Auge gleichsam als Stufen braucht, um die höhern Schneeberge, vor denen sie verschwinden, zu ersteigen. Noch nie sahen wir eine längere Kette von Schneebergen mit einem einzigen Blicke, indem wir die ganze Strecke von den savoyischen Gebirgen an bis nahe an den Gotthard vor uns hatten, und auch noch nie erschienen sie uns weißer, glänzen-

der und näher als hier. Wenn wir es nicht gewußt hätten, daß wir über zwanzig Stunden von den nächsten Schneebergen entfernt wären, oder auch nicht die Menge von Gegenständen, die zwischen uns und den beschneyten Felsengipfeln lagen, uns auf eine größere Entfernung hätte schließen lassen, so würden wir gewiß vermuthet haben, daß wir uns ihnen in einigen Stunden nähern könnten; wir hatten aber das prächtige Schauspiel, was diese erhabenen Naturgerüste gewähren, kaum eine Stunde genossen, als sich an verschiedenen Stellen kleine Wolken zu bilden anfingen, und sich bald nachher mit unglaublicher Geschwindigkeit ausbreiteten. Es dauerte nicht lange, so waren die meisten niedrigern Berge ganz, und von den höhern bald der Fuß und bald die Spitzen bedeckt. Im letztern Falle sahen die Wolken wie Fortsetzungen der Berge aus, und es war nicht möglich, die Grenzen von beiden zu unterscheiden. Überhaupt begegnet es einem jeden, der die Lage, scheinbare Höhe und Gestalten von Bergen nicht genau kennt, unzählige Mahle, daß er die Berge mit Wolken und wieder Wolken mit Bergen verwechselt. Das Wetterhorn, Schreckhorn, und die Jungfrau erhoben ihre Häupter am längsten über die immer zunehmende Fluth. Sie

ragten aus den Wolken wie Inseln aus dem Meere hervor, wurden aber doch zuletzt, wie ihre kleinern Nachbarn, verschlungen, und nun sahen wir sie den ganzen Tag nicht wieder, ungeachtet es immer helles Wetter blieb, und die Sonne fast nie vom Gewölke verdunkelt wurde.

Nachdem wir uns ein wenig erhohlt und gestärkt hatten, stieg ich nebst einigen andern von der Gesellschaft noch weiter den Berg hinan. Wir erreichten bald eine Herde von Geißen und Kühen, die von französisch redenden Hirten aus dem Gebiete des Bisthums Basel, das bis hierher geht, geweidet wurden. Die Kühe waren, wie alle, die ich in dieser Gegend gesehen habe, nicht größer als bey uns; allein die Butter, die aus ihrer Milch bereitet wird, hat eine eigenthümliche Süßigkeit und einen gewürzhaften Geschmack, den ich nie in der besten holsteinischen oder deutschen Butter gefunden habe. Nachdem wir etwa noch ein Mahl so hoch geklettert waren, als wir von Biel bis an Benzens Haus zurück gelegt hatten, so erreichten wir den Gipfel des ersten Absatzes des Jura, und sahen Ilfingen oder Orvins zu unsern Füßen liegen, in welchem Dorfe sich jetzt ein Lord Northampton aufhält, um seine vom Podagra zerrüttete

Gesundheit durch den Genuß der reinen Bergluft wieder herzustellen. Nicht nur das eben genannte Dorf, sondern auch mehrere andere im Bisthume Basel, und so auch im Pays de Vaud, haben zwey verschiedene Nahmen, einen deutschen und einen französischen, die sich bisweilen fast gar nicht ähnlich sind. Diese Verschiedenheit von Nahmen rührt wahrscheinlich daher, daß sie auf der Grenze des deutschen und des ehemahligen burgundischen Reichs lagen. Als wir bey der übrigen Gesellschaft wieder anlangten, fanden wir, daß die Bewegung und die reine Bergluft unsern Appetit ungewöhnlich rege gemacht hatten. Einige Stunden nach Tische kehrten wir durch einen angenehmen Umweg nach Nidau zurück, und berührten das schöne Landgut des Herrn von Wildermett aus Biel, das hinter sich einen prächtigen Wald, rund um sich her Weinberge, und unter und vor sich das ganze fruchtbare Thal und die Kette von Schneebergen hat, die ich Ihnen vorher beschrieben habe. Der Spaziergang zum alten Benz hat mir so viele Freude gemacht, daß ich ihn schon einige Mahle wiederhohlet habe. Ein Mahl waren die Schneeberge nicht mit Wolken, sondern mit einem dünnen Nebel umzogen, durch welchen aber ihre rosenfarbenen Gipfel, wiewohl ein

wenig trübe, durchschimmerten. Das andere Mahl war die Luft so rein, daß ich mit meinem Dollondschen Teleskope ganz deutlich die großen Risse und Brüche in den Felswänden der Schneeberge, und zu ihren Füßen die Reste von Lauinen unterscheiden konnte, die viel schmutziger und gelber als der Schnee auf den Spitzen sind. Auch konnte ich in Murten nicht nur die Häuser, sondern auch an jedem Hause die Fenster, Schornsteine und andere Theile wahrnehmen. Ich ließ den alten Benz gleichfalls durch mein Teleskop sehen, und er gestand, daß er weder die Schneeberge, noch die Stadt Murten jemahls so hell gesehen, ungeachtet er beide schon oft durch andere Fernröhre betrachtet habe. Der Grund davon lag nicht bloß in der größern Vortrefflichkeit meines Teleskops, sondern auch darin, daß Wanderer, deren Fernröhre er bisher gebraucht hatte, ihn am Morgen oder bald nach Tische, und ich hingegen nicht lange vor Untergang der Sonne besuchte, um welche Zeit die Luft immer am heitersten ist.

Viel weniger beschwerlich und dennoch viel angenehmer ist mein zweyter Lieblingsgang an dem Ufer des Bielersees und über den Fuß des Jura. Der Fußsteig, der am Ende des Bielersees anfängt, ist zwar steinig und uneben, und läuft auch immer Berg

an; er ist aber nirgends, so weit ich ihn kenne, steil und dabey so breit, daß man ihn ohne Gefahr reiten kann. Diesen romantischen Fußsteig verfolge ich bald nicht weit über die ersten Reb- und Wirthshäuser, die am See liegen, bald bis an Gottstatthaus, bald bis an den Wald, der an dem steilen und felsigen Berge bis an den See hinab läuft, und bald bis an ein Landgut des Hrn. Landvogts von Tscharner, das Suz gegenüber liegt. Wenn ich entweder ermüdet bin, oder auch Lust habe, die mich umgebenden Gegenstände genauer zu betrachten, so setze ich mich auf die erste die beste Terrasse oder Mauer eines Weinbergs hin, zwischen denen man fast beständig durchgeht. Dieß thue ich niemahls, ohne daß ich nicht eine unbeschreiblich süße Gemüthsruhe empfände. Als ich das letzte Mahl hierher ging, sank die Sonne schon gegen halb sechs Uhr hinter dem Gipfel des Jura hinab. Die dunkeln Tannen, die auf einer gewissen Höhe des Berges ganz allein wachsen (welche Höhe ich für eben so unveränderlich halte als an den höhern Bergen die Linie, wo der ewige Schnee anfängt), die hellern Eichen, die ihnen folgen, die noch hellern Weinberge, zwischen welchen ich saß, und endlich ein beträchtlicher sich immer vergrößernder Abschnitt des Sees wa-

ren im Schatten; der größere Theil des Sees hingegen, das entgegengesetzte Ufer, Nidau und Biel, und zuletzt die Schneeberge waren noch alle von der Sonne erleuchtet. Über mir hörte ich das Geläute des Viehes, das in mir alle Mahl angenehme arkadische Bilder aufweckt, und von unten tönten Stimmen von Arbeitern und Fischern, deren Nachen ich mit dem bloßen Auge kaum entdecken konnte, und dann das sanfte beruhigende Plätschern des Sees herauf, der seine nicht einmahl sichtbaren Wellen an das steile Felsenufer rollte. Ich wurde von diesen verschiedenen Eindrücken so eingewiegt und gleichsam aufgelöst, daß ich die Stille meiner Seele durch die Anstrengung des Rückgehens nicht stören mochte; ich miethete daher ein kleines Both, und wurde in einer halben Stunde bey Nidau ans Land gesetzt.

Die Menschen an dieser Seite des Sees scheinen mir viel aufgeweckter als die Bauern an dem flachen Ufer zu seyn; wenigstens konnte ich mich mit den erstern unterhalten, da ich die letztern eben so wenig zu verstehen als mich ihnen verständlich zu machen im Stande bin. Ich unterrede mich deßwegen oft mit den Personen, die ich entweder in den Weinbergen, oder beym Heumachen, oder bey den Herden, oder auch vor den

Häusern antreffe. Nur vor wenigen Tagen ging ich in ein ansehnliches und geräumiges Haus, um mich nach den Nahmen gewisser Örter und Gegenden zu erkundigen, und fand zu meinem Erstaunen ein Beyspiel von Standhaftigkeit und Ergebung in die Fügungen der Vorsehung, das ich in einer so unbekannten Wohnung nicht gesucht hätte. Als ich mich der Hausthür näherte, erblickte ich vor dem offenen Fenster eine alte Frau mit einem kränklichen, aber heitern und interessanten Gesichte, die mit großer Begierde Kirschen aß. Meine Fragen und ihre Antworten führten uns allmählich zu einem Gespräche über ihren Zustand, indem ihr ganzer Körper zeigte, daß sie vor kurzem krank gewesen seyn müsse. Sie erzählte mir, daß sie seit dem letzten Herbste die Wassersucht, und fünf beynahe tödtliche Anfälle von dieser Krankheit gehabt habe. Bey der letzten Rückkehr derselben habe sie fünf Wochen hinter einander in dem Stuhle, worin sie jetzt sitze, ohne Schlaf und Essen, und unter unaussprechlichen Beängstigungen zugebracht; allein sie preise Gott dafür, daß sie niemahls von dem Zutrauen zu ihm, und von der Geduld im Leiden verlassen worden. Vielmehr habe sie in den Stunden der Mitternacht, wenn ihr Mann und ihre Söhne

geschlafen, für die Wohlfahrt dieser theuern Personen gebetet, und ihrem Schöpfer für alle die unzähligen Freuden gedankt, die er ihr in einem langen glücklichen Leben geschenkt habe. Ungeachtet jetzt Schlaf und Appetit, und mit diesen die Liebe und Süßigkeit des Lebens zurück gekehrt seyen, so wäte sie doch immer bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wenn der Herr des Lebens sie abfordern wolle. — Ich wußte zwar, daß die rohesten Wilden die gräßlichsten Krankheiten und den martervollsten Tod mit eben der Gleichgültigkeit dulden, womit sie alle übrigen Freuden und Leiden aufnehmen: allein noch nie hatte ich selbst auf eine so rührende und beschämende Art erfahren, daß eine Person aus dem niedrigsten Stande, die keine sorgfältige Erziehung und Unterricht genossen, eine langwierige Krankheit, und den nahen Tod nicht nur ohne Verdrießlichkeit, sondern auch mit frohem Danke ertragen und erwartet hätte.

Die Lage von Nidau ist besonders für einen Fremden, der die Schweiz theilweise und zu verschiedenen Zeiten sehen will, außerordentlich günstig. Dieß Städtchen ist nur fünf Stunden von Neufchatel, ungefähr eben so weit von Bern, Murten und Solothurn, achtzehn Stunden von Basel, und fast eben

so weit von Lausanne entfernt. Am nächsten liegt es bey Biel, das man auch bey dem mäßigen Schritte eines Spaziergängers in weniger als einer halben Stunde erreichen kann, und das ich daher fast eben so genau als Nidau selbst kenne. Biel ist nicht weit von dem See, der von dieser Stadt den Nahmen hat, auf der letzten Abhängigkeit des Jura erbauet, wo der Fuß des Berges sich in eine ebene Fläche verliert. Die meisten Straßen sind deßwegen abhängig und zugleich enge oder ungerade. Für ihren Umfang ist die Stadt schlecht bevölkert. Sie enthält nicht mehr als achtzehn hundert Seelen, und unter diesen nur drey hundert Bürger, welche Volksarmuth man schon aus dem Grase schließen kann, womit einige geräumige Plätze, besonders um öffentliche Brunnen herum, bewachsen sind. Die Lage von Biel ist weder vorzüglich schön, noch auch zur Handlung besonders vortheilhaft. Rund um die Stadt herum sieht man nichts als Wiesen und Weinberge, und man muß schon sehr hoch steigen, wenn man eine weite und mannigfaltige Aussicht haben will. Sie ist über dieß mehrere hundert Schritte vom Ende des Sees entfernt, der hier sehr seicht wird. Zwar verbindet sie die Schüß, die aus dem St. Immerthale herab kommt mit dem

See, allein dieser Waldstrom ist zu seicht, als daß er zum Transporte von Waaren gebraucht werden könnte. So viel ich gehört habe, ist die Stadt reicher als ihre Einwohner. Jene hebt aus ihren Gütern und Capitalien jährlich etwa zwölf tausend Thaler; unter diesen sollen nur einige reich, und sehr wenige wohlhabend seyn. Der größte Theil lebt von dem Ertrage von Wiesen und Weinbergen, deren Wartung die Hauptbeschäftigung der Einwohner von Biel ausmacht. Der Wein, den die Bieler aus ihren Weinbergen gewinnen, ist viel schlechter als der Seewein, und so sauer, daß ihn nur die gemeinen Leute in der Stadt und die Bauern, die seinetwegen des Montags nach Biel kommen, trinken können. Man verkauft jetzt hundert Maß oder fünf Anker von dem Weine, den man den nächsten Herbst zu erhalten hofft (und man verspricht sich viel Gutes von der Weinlese) für zwey neue Thaler oder eine halb Caroline. Die Säure des Bielerweins rührt nicht bloß aus einer andern Richtung her, welche der Jura am Ende des Sees nimmt, sondern am allermeisten daher, daß er die Wärme des Sees und die Hitze, die aus den davon zurückprallenden Strahlen entsteht, entbehren muß. In der ganzen Schweiz liegen die besten Weinberge an

Seen, und der Wein wird allenthalben um desto besser, je näher die Reben dem Wasser stehen. Die Weinberge der Bieler sind fast alle hinter und jenseits der Stadt nach Solothurn hin angelegt; denn vom See an bis an Biel ist der Jura so steil und felsig, daß er nur wenige Reben tragen kann. Der Wohlfeilheit des Weins muß man es zuschreiben, daß in der ganzen Schweiz Völlerey und die daher entstehenden Laster und Krankheiten nicht so allgemein als unter dem gemeinen Manne in Biel sind; auch ist nirgends Taglohn so theuer oder theuerer als hier, indem man einem gemeinen Handarbeiter täglich neun Batzen oder fast eben so viele gute Groschen bezahlen muß. Dieser hohe Arbeitslohn ist die Hauptursache, warum weder in Biel, noch in den meisten übrigen Städten der Schweiz Fabriken gelingen können. Man hatte vor einigen Jahren in der Nachbarschaft von Biel eine Kattunfabrike angelegt, allein sie ist schon von mehrern Herren verlassen worden, und die Zeit muß lehren, ob sie sich wird erhalten können. Merkwürdig ist es, daß die vernünftigsten Geistlichen in allen Landstädten gegen die Fabriken eingenommen sind. Sie haben durchgehends bemerkt, daß Fabriken und Manufacturen die Sitten in den Städten unglaub-

lich schnell verdorben haben, und zwar nicht so wohl durch den größern Wohlstand und Luxus, den sie hervor brachten, als durch die fremden und liederlichen Arbeiter, die sie herbey zogen, und deren Umgang und Beyspiel die unschuldigen Schweizer verführte *).

---

*) Aus den Nachrichten eines mir ganz unbekannten, aber sehr einsichtsvollen Correspondenten, dem ich hiermit öffentlich für die mitgetheilten Berichtigungen danke, sehe ich, daß man außer der Sittenverderbniß, welche die Kattunwebereyen und Fabriken auf dem Lande hervor bringen, noch die andere wichtige Ursachen hat, mit den fabricirenden Bauern unzufrieden zu seyn. Der fabricirende Bauer vernachlässigt über der leichtern Arbeit, die noch dazu baar Geld gibt, die schwerere, und es liegen daher manche Hügel wüste, die noch vor vierzig Jahren bebaut wurden. Weil ferner der fabricirende Bauer das Halten von Schafen, den Flachs- und Hanfbau, und die Erziehung von Gemüsen entweder ganz, oder größten Theils vernachlässigt, so ist er schlechter gekleidet und nährt sich schlechter als der nicht fabricirende Bauer, muß seinen Gewinn für Nothwendigkeiten des Lebens hingeben, und erhöht so wohl durch Versäumung des Feldbaues, als durch die größere Consumtion den Preis des Getreides, mit welchem die Preise aller übrigen Dinge steigen. Man wird gewiß erstaunen, wenn man

In der Stadt selbst ist kein einziges prächtiges, weder öffentliches noch Privatgebäude, vor der Stadt aber sind einige schöne

---

liest, daß die Errichtung von Fabriken einen so nachtheiligen Einfluß auf den Landbau habe, daß jetzt in einem Districte der Grafschaft Lenzburg, der etwa 2200 Seelen enthält, hundert Malter Zehenden weniger gehoben, und also 1000 Malter weniger gebauet werden als vor 1730, um welche Zeit die Manufacturen errichtet wurden. Wenn man annimmt, daß der Ackerbau in der übrigen Grafschaft, die 36000 Seelen enthält, eben so abgenommen habe als in dem angeführten Districte, so muß der geringere Ertrag der Äcker allerdings auffallend werden.— In den gebirgigen Theilen der Schweiz, wie in Neufchatel, Glaris, u. s. w., wo gar kein Ackerbau Statt findet, fürchtet man sich vor der Vervielfältigung von Fabriken, und der Arbeiter in den Fabriken am allermeisten, deßwegen, weil, wenn Unfälle einen großen Fabrikanten zu Grunde richten, oder die Mode, oder auch die Verordnungen mächtiger Fürsten den Absatz der verfertigten Fabrikwaaren plötzlich vermindern, oder wenn endlich der wetteifernde Kunstfleiß von nahen oder fernen Völkern die bisherigen Käufer an sich ziehen und abwendig machen sollte, weil alsdann das Land auf einmahl mit einem großen Haufen von armen Familien beschwert seyn würde, denen man kein Brot

Landhäuser. Am merkwürdigsten ist unter den Seltenheiten in und um Biel die Quelle, die nicht nur neunzig bis hundert Brunnen in der Stadt füllt, sondern auch einige Schritte von ihrem Ausflusse durch ihr entbehrliches Wasser zwey Mühlen treibt. Diese Quelle fließt unter einer Felsengrotte hinter der Stadt mit einer stets gleichen Fülle aus einem unterirdischen Wasserbehälter hervor, dessen Tiefe über siebzig Klafter betragen soll, und dessen Umfang kein Sterblicher erforscht hat, und vielleicht auch nie erforschen wird. Das Wasser war bis auf das Erdbeben von Lissabon niemahls verändert worden, allein um diese Zeit wurde es trübe, und soll es auch nachher bey anhaltendem Regen bisweilen geworden seyn. Die Naturforscher möchten wahrscheinlich die Röhren im Jura, wodurch dem Behälter bey Biel das Wasser zugeführt wird, noch lieber als die Beschaffenheit des Behälters selbst kennen lernen.

---

zu verschaffen wüßte. — Wenn die schweizerischen Regierungen statt der Baumwolle-Spinnereyen und Webereyen den Anbau und die Verarbeitung des Flachses zu begünstigen suchten, so würden alle Vorwürfe, die man den Fabriken auf dem Lande und den fabricirenden Bauern machen kann, auf ein Mahl wegfallen.

Nirgends glaube ich sind seltsamere politische Verhältnisse und Theilungen oder Einschränkungen der höchsten Gewalt als in der Schweiz, vorzüglich in Biel und einigen benachbarten Orten und Gegenden. Biel ist eine unabhängige Republik, die alle Vorrechte der höchsten Gewalt besitzt, mit mehrern Kantonen verbürgert ist, und als ein zugewandter Ort jährlich einen Gesandten auf die eidgenössischen Tagesatzungen schickt. Nichts desto weniger muß diese unabhängige Republik dem Bischofe von Basel huldigen, und von ihm einen Meier (Maire) annehmen, der in dem kleinen und großen Rathe den Vorsitz hat. Wenn man dieß hört, so glaubt man Anfangs, daß Biel nicht mehr souverain sey als die kalmückischen und kosakischen Horden und Versammlungen, in welchen alle Mahl ein russischer Offizier oder vornehmer Staatsbedienter gegenwärtig ist; allein nur die Einschränkung der Souverainität, nicht die Souverainität selbst, ist scheinbar. Der Maire hat zwar in den höchsten Collegien den Vorsitz, und sammelt die Stimmen der Mitglieder, kann aber selbst keine geben; auch hat er den dritten Theil der Einkünfte der Civilgerichte, muß aber auch wieder den dritten Theil der Kosten peinlicher Prozesse tragen, und darf gar keine Appellationen an-

nehmen. So gering und wenig furchtbar auch die Gewalt des Bischofs von Basel in Biel ist, so muß er doch alsdann, wenn die Bieler ihm huldigen, feyerlichst versprechen, daß er sie bey allen ihren Rechten und Gerechtigkeiten erhalten wolle; auch muß er erlauben, daß die Bürger von Biel bis auf drey tausend Mann aus seinem Gebiete, der Landschaft Erguel, auffordern, wenn sie dieselben in eigenen Gefahren, oder auch in den Gefahren ihrer Bundsgenossen nöthig haben sollten. Dagegen ist die Stadt verbunden, ihm zu Hülfe zu ziehen, aber nur bis auf einige Stunden von ihren Grenzen.

Ungefähr dieselbige Bewandtniß hat es mit der kleinen Stadt Neuenstadt, oder Neuveville am Bielersee, die gleichfalls unter dem Schutze des Bischofs von Basel steht. Sie hat beständig einen vom Bischofe ernannten Maire, erwählt übrigens ihre obrigkeitlichen Personen, und richtet allein nach ihren eigenen Gesetzen. Diese kleine Stadt hat das Panner, oder das Recht, Mannschaft aus solchen Dörfern aufzubieten, die in Ansehung der Gerichtsbarkeit unter Bern, oder Biel, oder dem Bisthume Basel stehen.

Zu den politischen Seltsamkeiten gehören auch die Consistorialrechte, welche der Kan=

ton Bern über die reformirten Bewohner des Münsterthals hat und ausübt. Bern schickt alle Jahr einen Inspector aus dem kleinen Rathe, nebst einem Geistlichen ins Münsterthal, um die dort wohnenden Glaubensgenossen bey ihren Vorrechten zu erhalten, die Klagen über Bedrückungen oder Einschränkungen, wenn dergleichen geschehen seyn sollten, zu vernehmen, und die Streitigkeiten zwischen den Unterthanen und ihrem Herrn, dem Bischofe von Basel, zu schlichten. Es ist eine Art von Vergeltung für diese mit nicht geringen Kosten verbundene Aufsicht und Schutz, daß Bern zu seiner Vertheidigung Mannschaft aus dem Münsterthale auffordern kann. Dieses Jahr ging einer der gelehrtesten bernischen Staatsmänner, der Herr Rathsherr Jenner, als Inspector ins Münsterthal. Die Regierung von Bern läßt jährlich eine beträchtliche Menge von Erbauungsschriften in diesem Lande austheilen.

Allein, es ist einmahl Zeit, diesen Brief zu schließen. In meinem nächsten sollen Sie etwas von der Petersinsel und vielleicht von Solothurn lesen. Auch werde ich noch, ehe ich in die kleinen Kantone gehe, einen Theil des Fürstenthums Neuenburg oder Neufchatel besuchen. Über Mangel von

Fleiß im Briefschreiben sollen Sie sich, hoffe ich, nicht beschweren. Grüßen Sie unsere Freunde, und melden Sie uns, ob sich die russische Krankheit schon wieder aus Göttingen verloren hat. Ich bin u. s. w.

---

## Vierter Brief.

Nidau am 11. Jul. 1782.

Liebster Freund!

Sie haben meinen Rath befolgt, noch ehe Sie meinen ersten Brief von hier erhalten konnten, und haben Ihr letztes Schreiben über Kassel geschickt. Es fehlte nicht viel daran, daß es nicht seinen ältern Vorgängänger erreicht hätte. Jetzt sind wir durch Ihre und unserer übrigen Freunde Güte so reich an göttingischen Neuigkeiten, daß wir eine Zeitlang daran zehren können, und bey unserer Rückkehr kaum etwas Neues antreffen werden.

Sie fordern mich auf, Ihnen eine kurze und doch vollständige Schilderung von der bernischen Verfassung zu geben. Was Sie im Stanian, dem Dictionnaire helve-

tique, dem Simler, Fäsi, und noch mehr in französischen und englischen Reisebeschreibern gefunden hätten, das sey entweder nicht vollständig oder nicht deutlich genug, oder auch zu sehr zerstreut, oder so widersprechend, daß Sie nicht wüßten, wem Sie folgen oder nicht folgen sollen. Unter den genannten Werken sind die drey ersten die zuverlässigsten. Im Stanian finden sich, in so fern er Bern beschreibt, nur einige wenige unbedeutende Fehler, und er wird selbst von den ersten Gelehrten in Zürch und Bern, wiewohl mit einigem Widerspruche, für einen der besten Schriftsteller über die schweizerischen Staatsverfassungen gehalten.

Ihr Wunsch, einen der blühendsten Staaten auf der Erde genauer kennen zu lernen, ist zu gerecht, als daß ich nicht alles, was in meiner Macht ist, thun sollte, ihn zu befriedigen. Ich habe bisher Gelegenheit genug gehabt, die wahre Einrichtung und den gegenwärtigen Zustand des Kantons Bern zu erfahren, und ich hoffe also, daß es mir nicht an Stoffe fehlen wird, Ihrer Neugierde genug zu thun. Wenn Sie aber einmahl mit einem einzigen musterhaften Freystaate, wie der bernische ist, bekannt geworden sind, so werden Sie gewiß (wenigstens ist es mir so ergangen) viele weise, oder auch

thörichte und ungerechte Maßregeln der alten Republiken besser bemerken und richtiger beurtheilen als vorher, und es werden Ihnen viele Stellen in alten Schriftstellern interessant und merkwürdig werden, die Ihnen sonst unfruchtbar und unbedeutend schienen.

Der Kanton Bern ist bey allen seinen Mängeln, die ich nicht verkenne und auch nicht verschweigen werde, eine der vollkommensten, vielleicht die vollkommenste Aristokratie, die sich je in der wirklichen Welt gefunden hat, und ich zweifle sehr, ob alle die Entwürfe von vollkommenen Republiken, welche politische Träumer in alten und neuen Zeiten zusammen gedichtet haben, wenn sie von einem Gotte wären realisirt worden, so glückliche Menschen würden gemacht haben, als im bernischen Gebiete wirklich leben. So wie es untrügliche Merkmahle gibt, an welchen man die gute oder schlechte Einrichtung und Verwaltung eines jeden Staats erkennen kann, so gibt es auch wieder andere, aus denen man die Vortrefflichkeit oder Ausartung einer jeden Staatsverfassung ins besondere zu bestimmen im Stande ist. Die Merkmahle einer guten Aristokratie haben schon Plato, Isokrates und Aristoteles angegeben, und Sie werden sich erinnern,

daß diese, wie alle übrigen großen Schriftsteller, keiner andern Regierungsform so günstig sind als der aristokratischen. Eine Aristokratie ist gewiß vortrefflich eingerichtet, wenn alle Unterthanen und Bürger, selbst diejenigen, die keinen Theil an der Regierung haben, bewaffnet sind, und keine stehende Truppen unterhalten werden, wodurch eine gewaltthätige Regierung sich gegen die Unterdrückten behaupten könnte; wenn man keine gehässige Maßregeln nimmt, die geheimsten Gesinnungen von Einheimischen und Fremden zu erfahren, wodurch fast alle gesellschaftlichen Verbindungen und Vertraulichkeit, und alle Freyheit zu reden und zu denken wie in Venedig aufgehoben werden; wenn die Gerechtigkeit auf das strengste gehandhabt, und die geringste Ungerechtigkeit auf das härteste bestraft; wenn die öffentlichen Einkünfte gewissenhaft verwaltet, und die ersparten Summen nicht geplündert oder ausgetheilt, sondern zu unvorhergesehenen Bedürfnissen aufgehoben und zur Verschönerung von Stadt und Land angewendet; wenn die vornehmsten Bedienungen, die große Talente und Kenntnisse erfordern, nach Verdienst und durch Wahl, und die einträglichen ohne Kabale und Gunst durchs Loos gegeben werden; wenn nicht Erbrecht und

Geburt allein in die regierenden Collegia einführen, sondern gewisse Jahre und Verdienste erfordert werden, um hinein zu kommen; wenn endlich auch den nicht regierenden Familien Hoffnungen und Wege übrig bleiben, zu den Würden und Vortheilen, die sie bisher nicht hatten, zu gelangen, und alle oder der größte Theil von Unterthanen so glücklich und zufrieden sind, daß sie die gegenwärtige Verfassung mit Gut und Blut gegen einen jeden Angriff vertheidigen würden. Alle diese Merkmahle finden sich in der bernischen Regierungsform zusammen, und wenn man also die zürchische Regierungsform eine aristokratische Demokratie nennen kann, so kann man der bernischen den Nahmen einer demokratischen Aristokratie geben.

Die Regierungsform war in Bern so wenig als in einer jeden andern Stadt und Nation von den ersten Anfängen der Freyheit an so beschaffen, wie sie jetzt ist; vielmehr hat sie alle Veränderungen und selbst Ausartungen von bürgerlichen Verfassungen gelitten, nur die Unterdrückung eines Tyrannen oder Alleinbeherrschers nicht. Bern und Zürch unterscheiden sich dadurch von fast allen übrigen Freystaaten der alten und neuen Welt, daß sie nicht von einem fehlerhaften Extrem gleich in das entgegengesetzte

eben so schlimme oder noch schlimmere, von ausgelassener Demokratie in Tyranney oder drückende Oligarchie, oder von Oligarchie in Ochlokratie übergangen sind, daß sie auch nicht Mißbräuche durch andere Mißbräuche gehoben, sondern allmählich und ohne blutige Revolutionen durch bessere Einrichtungen geheilt haben. Die Geschichte der ursprünglichen Gestalt und der Verschlimmerung sowohl als Verbesserung der bernischen Regierungsform ist mit vielen Dunkelheiten bedeckt, und zwar mehr die neuere als die ältere, mehr die Geschichte der Verbesserung als der Ausartung derselben. Ich hege so viel Ehrfurcht gegen die, wenigstens Ausländern, unbekannten Reformatoren der bernischen Verfassung und die Urheber der Glückseligkeit, deren jetzt ihre Nachkommen genießen, daß ich nicht leicht irgend einen andern Punkt so sehr, als die Verdienste dieser großen Männer ins Licht gesetzt wünsche. Dieß wird man aber nicht eher hoffen können, als bis der Staat klugen und freymüthigen Geschichtforschern erlauben wird, die öffentlichen Archive zu Rathe zu ziehen. Wenn eine Regierungsform einmahl so vollkommen und so festgegründet ist als die bernische, so darf und sollte sie billig nicht die Entdeckung fürchten, daß sie zu andern

Zeiten weniger vollkommen oder anders eingerichtet war, als sie es jetzt ist.

Bern hatte von seiner Entstehung, oder wenigstens von dem Jahre an, in welchem es von Friedrich dem zweyten für eine freye Reichsstadt erklärt wurde (und dieß geschah 1218, oder sieben und zwanzig Jahre nach der ersten Gründung), eine demokratische Verfassung. Die bernischen Geschichtschreiber wollen dieses nicht zugestehen, und führen mehrere, aber meinem Urtheile nach sehr schwache, Gegengründe an, die durch unbezweifelte Urkunden und Thatsachen widerlegt werden.

Man beruft sich zuerst auf die Art und Absicht, in welcher Bern von Berchtold dem fünften, Herzoge von Zähringen, erbauet wurde *). Bern, sagt man, entstand nicht, wie die meisten übrigen Städte in Deutschland, aus einem Haufen von Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten, die sich in der Nähe irgend eines bischöflichen Sitzes, oder Klosters, oder auch Hofes von Fürsten und Rittern niederließen, sondern sie wurde zur Demüthigung des hohen und zur Beschützung des niedern Adels angelegt. Die

*) Lesen Sie Diction. Geogr. Berne p. 62.

ersten Bürger von Bern waren größten Theils Edelleute und freye Besitzer von Ländereyen in der Nachbarschaft der Stadt. Als einen Beweis dieser ersten Bevölkerung und der aristokratischen Verfassung von Bern, führt man das Factum an, daß die Stadt in einem Zeitraume von drey Jahrhunderten fast keine andere als adeliche Schuldheißen gehabt habe.

Ich will jetzt die Absicht nicht bezweifeln, warum man sagt, daß Bern erbaut worden sey. Auch läugne ich nicht, daß Bern unter seinen ersten Bewohnern einen zahlreichen Adel, und in den ersten Jahrhunderten fast keine andere als Schuldheißen aus edeln Geschlechtern gehabt habe; allein ich läugne den Schluß, den man hieraus zieht, daß Berns erste Verfassung aristokratisch gewesen sey. Nichts war natürlicher, als daß die Einwohner von Bern in den ältesten Zeiten, wo sie unaufhörlich kriegen mußten, solche Männer zu ihren Häuptern und Führern wählten, die wegen ihres Reichthums am meisten Zeit und Vermögen hatten, den Staat zu regieren, und wegen ihrer Erziehung am meisten Stärke, Muth und Geschicklichkeit die Feinde der Stadt zurück zu schlagen. Unter welcher Klasse von Bürgern konnte man solche Männer eher

finden, als unter den begüterten Edelleuten, die sich in Bern niedergelassen, und die schon so oft Güter und Leben für die gemeinschaftliche Sache gewagt hatten? Daraus aber, daß die Bürger von Bern nur Edelleute zu ihren Führern ernannten, folgt eben so wenig, daß sie kein Recht hatten, diese Führer zu erwählen, als man annehmen kann, daß das römische Volk nicht die Macht gehabt habe, seine Magistratspersonen zu wählen, und andere Vorzüge der höchsten Gewalt auszuüben, weil es eine Zeitlang seine Vorsteher nur aus den patricischen Familien nehmen durfte.

In allen deutschen Städten, fährt man fort*), bekleideten in den ältesten Zeiten die adelichen Familien, die sich den Bedrückungen mächtiger Baronen entzogen hatten, die ersten Stellen, und übten eine Macht aus, die dem Zutrauen ihrer Mitbürger entsprechend war, bis der Geist der Gewerbe und Handlung allenthalben Demokratien erschuf, und Sprecher und Vertheidiger des Volks erweckte. Es wäre also in der That sonderbar, daß zu eben der Zeit, wo in allen übrigen Städten die Aristokratien in Demo-

---

*) Dict. helv. p. 88. 92. 93.

kratien übergingen, in Bern die demokratische Verfassung in eine patricische Aristokratie verwandelt worden, ohne daß man den Zeitpunkt dieser Verwandlung anzugeben im Stande wäre. Dieß müßte einem jeden um desto sonderbarer vorkommen, da das Volk in den häufigen Unruhen und Empörungen im vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte niemahls, nicht einmahl im Jahre 1384, wo man sich gemeiniglich einbilde, daß der Rath der Zweyhunderte gestiftet und die Demokratie aufgehoben worden, auf die Wiederherstellung seiner ehemahligen Vorrechte gedrungen habe.

So scheinbar diese Gründe auch sind, so enthalten sie doch lauter mißgedeutete Facta oder unrichtige Schlüsse aus richtigen Vordersätzen. Bern läßt sich in Ansehung seiner ältesten Verfassung mit dem größten Theile deutscher Städte nicht vergleichen, indem diese entweder von Bischöfen, oder Mönchen, oder Fürsten unmittelbar abhingen; mit denjenigen aber, deren Verfassung der ältesten bernischen ähnlich war oder wurde, hat Bern einerley Schritt gehalten, das heißt, Bern wurde je größer und reicher, desto demokratischer, und erhielt in seinen Vennern vier Zunftmeister, die es vorher nicht gehabt hatte, oder wenn

diese Magistratspersonen eben so alt als die Stadt sind, so gewannen sie doch viel mehr Gewalt, als ihnen in den ältesten Zeiten anvertraut worden war. Es ist also auch gar nicht zu verwundern, daß das Volk in den Aufläufen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts nur auf die Absetzung einzelner verhaßter Personen, nicht aber auf die Abschaffung der Regierungsform gedrungen hat, weil diese so demokratisch war, daß kaum dem herrschsüchtigsten Pöbel etwas zu wünschen übrig blieb.

Wenn man auch wahrscheinlichere Vermuthungen für die aristokratische Regierungsform von Bern anführen könnte, als ich bisher gehört oder gelesen habe, so würden diese alle durch die ausdrücklichen Worte der ältesten Urkunde und der ältesten Geschichtschreiber widerlegt werden. Die Urkunde ist die so genannte Handveste der Stadt Bern, worin Friedrich der zweyte sie für eine freye Reichsstadt erklärt, und alle ihre Rechte umständlich angeführt und bestimmt hat. In dieser Handveste, die Sie im vierten Stücke der helvetischen Bibliothek lesen können, heißt es: „Wir geloben euch auch, daß wir, noch einer unserer Nachkommen, einen Schuldheißen, noch einen Leut-Priester, noch einen Rath, noch einen Wei-

bel, noch anders einen Amtmann sollen setzen; wann wen ihr setzet, den sollen wir bestätigen. Ihr möget auch alle Jahre den Schuldheißen, den Rath und alle der Stadt Amtleute, ohne einig den Leut-Priester wandeln, ob es euch gefällt." Diese Worte der Handveste lassen gar keinen Zweifel übrig, daß die Bürgerschaft von Bern in allgemeinen Versammlungen ihre Magistratspersonen erwählt habe.

Daß aber die Bürgerschaft von Bern die ihr von Friedrich dem II. verliehenen Vorrechte behauptet, und bisweilen auf eine nicht ganz regelmäßige Art ausgeübet habe, erhellt aus einem Vorfalle, welchen Konrad Justinger, einer der ältesten und zuverlässigsten Geschichtschreiber, erzählt. Dieser Justinger, der lange Stadtschreiber gewesen war, und auf Befehl des Raths die Chronik von Bern zwischen 1421 bis 1426 schrieb, meldet unter andern*), daß sich im Jahre 1362 in Bern eine große Rede erhoben, wie man vor 13 Jahren den Ritter Johann von Bubenberg wegen beschuldigter Bestechungen verjagt, aber nichts dadurch

*) S. dessen Fragment in der Helv. Bibl. S. 29.

gewonnen habe, weil die regierenden Herren nicht weniger als der Verwiesene bestechlich gewesen seyen. Hierüber wäre die Bürgerschaft so sehr aufgebracht worden, daß sie die Vorlesung ihrer Handveste verlangt habe, weil diese lehre, daß die Bürger das, was sie der Stadt gut und nützlich hielten, auch zu thun befugt seyen. Als der Stadtschreiber, fährt Justinger fort, die Stelle, welche die Vorrechte der Bürger enthält, nicht gleich finden konnte, wurde er von einem der Umstehenden gemißhandelt, und nachdem er nun das Gesuchte gefunden und gelesen hatte, eilten die Bürger zu dem Hause des Schuldheißen von Schwarzenberg, und verlangten die Panner, welche er ihnen auch willig und freundlich zum Fenster hinaus reichte. Mit diesen Fahnen hohlten sie nicht nur den alten Ritter von Bubenberg feyerlich ein, sondern ernannten auch sogleich ihm zu Ehren seinen Sohn zu ihrem Schuldheißen. Der Geschichtschreiber muß nicht geglaubt haben, daß die Bürgerschaft durch die Absetzung eines alten und die Ernennung eines neuen Schuldheißen eine unrechtmäßige Gewalt ausgeübet habe, indem er selbst gesteht, daß der Kaiser Friedrich der II. der Stadt große Freyheiten über Haut und Haar zu richten,

ihre Ämter zu besetzen, ihre Erbe und Erbfälle auszurichten u. s. w. verliehen hätte *).

---

*) Die bisherigen und folgenden Anmerkungen über die ursprüngliche Verfassung von Bern theilte ich dem Herrn Gerichtsschreiber von Haller als einem Kenner mit, der ihre Richtigkeit am besten prüfen könnte. Dieser verdienstvolle Gelehrte und Staatsmann war so gütig, auf meine Frage zu antworten: daß Bern gewiß zu allen Zeiten aristokratisch gewesen sey, und daß dieses durch die wichtigsten Urkunden, und durch das fortdauernde politische System, selbst bewiesen werde, dessen keine Demokratie fähig sey. Zwar habe man zu gewissen Zeiten die Bürgerschaft, wie die Gemeinden auf dem Lande zusammen berufen, allein sie habe nie einen gesetzlichen Einfluß in die Regierung gehabt. Ursprünglich sind zwey Rathscollegia gewesen, eins von 12 und ein anderes von 50 Mitgliedern, wovon das erstere nachher auf 27 und das andere auf 272 Personen erhöht worden. Nirgends sey eine Spur zu finden, daß die Bürgerschaft Magistratspersonen erwählt, oder andere Vorrechte der höchsten Gewalt ausgeübt habe. Die Gewalt der Venner sey Anfangs bloß militarisch gewesen, und durch dieß Ansehen unterstützt hätten sie sich zu dem wichtigen Einflusse in Staats- und Familiengeschäfte erhoben. Justinger sey nichts weniger als zuverlässig, und die Geschichte der Bubenberge eine Fa-

Weil nun die Bürgerschaft alle ihre Vorsteher nicht nur erwählte, sondern auch (den

---

bel u. s. w.—Ich bescheide mich gern, daß Herr von Haller die Zuverlässigkeit von Justinger besser als ich beurtheilen könne, da ich nur einen kleinen Theil der Chronik dieses Mannes gelesen habe. Weil aber doch dieser Geschichtschreiber so wohl wegen der Würde, die er bekleidete, als wegen des vom Rathe erhaltenen Auftrags, eine Chronik von Bern zu schreiben, ein Vorurtheil von Glaubwürdigkeit für sich hat, so wünschte ich, daß Herr von Haller, oder, wenn es diesem seine wichtigen Geschäfte nicht erlauben, ein anderer bernischer Gelehrter, der eine eben so tiefe Kenntniß der vaterländischen Geschichte und zugleich mehr Muße hätte, den Werth dieses Mannes und seines Werks gehörig bestimmte, und zugleich zeigte, wie die Handveste von Bern ohne Zwang sich mit der ältesten aristokratischen Verfassung vereinigen lasse. Wenn es auch außer der Handveste keine andere Urkunden gäbe, aus welchen erhellte, daß die bernische Bürgerschaft die vornehmsten Magistratspersonen erwählt, oder andere Vorrechte der höchsten Gewalt ausgeübt habe, so würde doch daraus nicht folgen, daß die Bürger dergleichen nicht gehabt hätten. Die meisten alten Städte zeichneten zwar vor dem Zeitpunkte, in welchem Bern seine gegenwärtige Verfassung erhielt, ihre wichtigsten Begeben-

Prediger ausgenommen) jährlich ändern konnte, so hatte sie keine Ursache auf den Rath,

---

heiten auf, und sammelten auch wohl ihre Civil- und einige peinliche Gesetze, allein sie dachten nicht daran, ihre Grundgesetze, die sie nicht auf ein Mahl von einem Gesetzgeber, sondern zu verschiedenen Zeiten von den Umständen erhalten hatten, zusammen zu suchen und aufzuschreiben, weil es ihnen gar nicht einfiel, daß ihre Verfassung sich jemahls ändern, oder daß geschriebene Gesetze jemahls ein solches Übergewicht über verjährte heilige Gewohnheiten erhalten könnten. Genf sammelte seine Grundgesetze erst im Jahre 1568, ungeachtet diese Gesetze schon seit undenklichen Zeiten gegolten hatten.—Wenn ich es für wahrscheinlich hielt, daß die vornehmsten Magistratspersonen und vorzüglich die Venner in den ältesten Zeiten vom Volke erwählt worden seyen, so hatte ich nicht bloß die Handveste im Sinne, sondern ich stützte mich auch auf die Analogie anderer Städte und auf die Natur der Sache selbst. So wählte Genf z. B. in seinen Syndics Fürsprecher des Volks, und diese ernannten nach ihrem Gutdünken Räthe oder Beysitzer. Wenn die bernischen Venner vom Rathe und nicht von der Bürgerschaft erwählt worden wären, so ließe sich gar nicht begreifen, wie sie sich eine solche Gewalt hätten anmaßen, und diese so lange behaupten können. Mir ist es endlich aus der ganzen Geschichte der

der ganz in ihrer Macht war, eifersüchtig zu seyn, und sie überließ ihm daher allem

---

Stadt Bern wahrscheinlich, daß, wenn sie auch ursprünglich eine aristokratische Verfassung gehabt hätte, diese doch nothwendig bald in eine demokratische hätte übergehen müssen. Denn wie wollte eine kleine Zahl von edeln regierenden Familien ohne stehende Truppen die zahlreichere und mächtigere Bürgerschaft bewogen haben, Jahrhunderte lang zu kriegen, und zur Ankaufung von Herrschaften so häufige und große Beyträge (die bisweilen den fünften Theil des Vermögens überstiegen haben sollen), herzugeben, wenn man mit ihr nicht ungefähr die gewonnenen Vortheile wie die Lasten getheilt hätte? So lange die Berner noch Kriege führten und Eroberungen machten, oder aus ihrem eigenen Vermögen für den Staat neue Besitzungen ankauften, war das Bürgerrecht in Bern viel weniger ein Vortheil als eine Last, die man gleichsam ausbieten mußte, oder gern mittheilte, weil eine beständig kriegende Bürgerschaft ohne Ergänzung durch Fremde bald aufgerieben worden wäre. So bald aber die Kriege der Berner und das Ankaufen von Herrschaften aus dem Vermögen der Bürger aufhörte, so erhielt das Bürgerrecht einen ganz andern Werth, und der Staat allmählich eine andere Verfassung, als er vorher hatte. Die Volksversammlungen wurden unnöthig, weil die Bür-

Vermuthen nach die ausübende Gewalt mit uneingeschränktem Zutrauen, so lange er des-

---

ger nicht mehr zu blutigen oder kostbaren Unternehmungen aufzumuntern, und die nöthigen Abgaben einmahl bestimmt waren, und da die Bürger nicht mehr zusammen kamen, so trat der Magistrat stillschweigend in die Vorrechte ein, die man vormahls gemeinschaftlich mit der Bürgerschaft besessen hatte. Das Bürgerrecht wurde nun gesucht und seltner ertheilt, weil die Besitzer desselben beträchtliche Vortheile vor den Insassen hatten, und der Rath um desto mächtiger wurde, je weniger zahlreich die Bürgerschaft war. Meiner Meinung nach finden sich noch jetzt in der Benennung der Mitglieder des großen Raths, die Räth und Bürger genannt werden, in der Wahl der Sechzehner, und in gewissen Gebräuchen und Einrichtungen der Zünfte manche Spuren, daß Bern vormahls demokratisch gewesen sey. Ich schmeichle mir, daß weder Herr von Haller, noch irgend ein aufgeklärter Berner mir diese Bemerkungen übel deuten wird. Ich bin bereit, mich eines bessern belehren zu lassen, und würde meine Gedanken gewiß nicht niedergeschrieben haben, wenn ich hätte befürchten dürfen, daß sie einer Regierung, die ich so sehr bewundere, Nachtheil bringen könnten.

(Zusatz.) Unter den bekannten und unbekannten Correspondenten, die über meine Brie-

selben werth war. Wahrscheinlich aber legte der Rath, um kein Murren oder Aufläufe zu

---

fe an mich geschrieben haben, sind mehrere, die mich abermahls versichern, daß die bernische Verfassung ursprünglich aristokratisch gewesen sey; allein keiner hat mir solche Gründe oder Nachrichten mitgetheilt, die ich nur einiger Maßen für befriedigend hätte halten können. Berchtold von Zähringen, sagt ein Ungenanter, und sein Minister, von Bubenberg, seyen zu sehr Edelleute gewesen, als daß sie eine Demokratie und Demagogen hätten begünstigen sollen; allein gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts war es in ganz Deutschland gar nichts ungewöhnliches mehr, daß Ritter Bürger in den Städten wurden, ohne auf ausschließendes Regiment Anspruch zu machen. — Ein anderer Beweis für die aristokratische Verfassung von Bern sey der Schirmbrief, der von den ältesten Zeiten her jährlich dem kleinen Rathe von dem großen, nicht aber von der ganzen Bürgerschaft ertheilt worden; allein auch dieses Factum beweist nichts, so bald man den großen Rath als einen vom Volke abhängigen, oder vom Volke aus seinem eigenen Mittel erwählten Repräsentanten ansieht. Wenn endlich der große Rath zur Zeit der Reformation die wichtige Religionsveränderung beschloß, ohne die Bürgerschaft zu fragen, und ohne daß diese sich darüber beschwert hätte, so konnte es der Bürgerschaft nicht ein-

veranlassen, alle wichtigen Fälle der versammelten Bürgerschaft, oder doch einem Aus-

---

fallen, darüber zu klagen, weil der große Rath die Reformation mit dem Willen und auf dringendes Verlangen des Volks gegen die Neigung des kleinen Raths durchsetzte. Der letzte wichtige Fall, meldet mir der vorhergenannte anonymische Correspondant, wo man die versammelte Bürgerschaft gefragt oder zu Rathe gezogen habe, sey zur Zeit des Krieges mit Savoyen gewesen, in welchem Bern das Pays de Vaud gewann, und der Anfang der Kriegserklärung laute so: Scultetus, magnus, parvusque senatus, nec non communitas urbis Bernae, illustrissimo Sabaudiae principi non salutem. Wenn die Bürgerschaft ursprünglich kein Recht hatte, in wichtigen Vorfallenheiten zusammen berufen und gefragt zu werden, warum nannte man sie in diesem Schreiben als einen Hauptbestandtheil der gesetzgebenden Macht der Republik Bern?— Allein alle weiteren Zweifel und Fragen sind durch die Urkunden und Nachrichten aufgehoben worden, die Herr Hofrath Müller in der neuesten Ausgabe seiner Schweizergeschichte über die älteste Verfassung von Bern beygebracht hat, I. 428. 582. II. 295. 405. und die gar keinen Zweifel übrig lassen, daß Bern gleich vom Anfange eine demokratische Gemeinheit war, in welcher aber mehrere Edle als anderswo lebten, und durch Geburt, Reichthum und Ta-

schusse derselben vor, aus welchem in der Folge der große Rath entstand. Es ist ungewiß, ob der Rath zuerst zu seiner Sicherheit einen solchen Ausschuß aus der Bürgerschaft an sich gezogen, oder ob die letztere gewisse Personen aus ihrem Mittel ernannt habe, den Berathschlagungen des Raths beyzuwohnen, um nicht durch zu häufige Versammlungen in ihren Arbeiten gestört, oder vom Lande, wo viele wohnten, in die Stadt gelockt zu werden. So viel aber, glaube ich, kann man als gewiß annehmen, daß die Zahl dieser Repräsentanten eben so wenig als ihre Rechte genau bestimmt waren. Wenn das Volk sie erwählte, so läßt sich kaum zweifeln, daß sie jährlich ernannt oder bestätigt worden, indem dieses in der Folge auch unter den Vennern geschah, von denen ich jetzt reden will.

Die häufigen Volksversammlungen, wel-

---

pferkeit einen größern Einfluß als in andern deutschen Städten hatten.—Vor dieser Entdeckung braucht sich Bern eben so wenig zu fürchten als unsere deutschen und übrigen europäischen Fürsten sich vor den Untersuchungen fürchten, in welchen bewiesen wird, daß die Fürsten in alten Zeiten viel weniger Gewalt, und das Volk viel größere Vorrechte hatten, als die einen und das andere jetzt haben.

che die ursprüngliche Verfassung von Bern nothwendig machte, waren mit mancherley Unannehmlichkeiten verbunden, welche selbst dem gesetzgebenden Pöbel auffielen und beschwerlich wurden. Sie veranlaßten daher die Bürgerschaft in Bern wie in Venedig und vielen andern Städten zu dem Entschlusse, inskünftige ihre Magistratspersonen nicht mehr selbst, sondern durch andere von ihr dazu ernannte Bürger wählen zu lassen. In dieser Absicht erwählte eine jede der vier Quartiere, in welche Bern eingetheilt war, einen Venner oder ein Haupt, welche Venner mit sechzehn andern Bürgern, die sie nach ihrem Belieben aussuchen konnten, den alten Rath ergänzen, und auch den nachherigen großen Rath besetzen sollten. In welchem Jahre und durch welche Veranlassungen die mächtige, bald alles an sich reissende und zerrüttende Vennerwürde zuerst eingeführt, oder ihr alle die Vorzüge gestattet worden, die sie mehrere Jahrhunderte durch ausgeübt hat, kann ich Ihnen nicht melden, da ich darüber nichts gehört und in den mir bekannten Büchern nichts gefunden habe. So lange die Venner den Absichten des Volks entsprachen, mußte das letztere weniger Abnahme von Macht als von Unruhen oder Beschwerlichkeiten merken. Es ernannte die Er=

wähler aller Magistratspersonen, wählte in den Sechzehnern selbst mit, und wurde auch in den großen Rath der Zweyhunderte gezogen, der schon in Urkunden des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts erwähnt wird. Die Vorrechte der Vennerwürde waren aber zu groß, als daß man sich nicht durch unrechtmäßige Mittel darum hätte bewerben, und sie nachher nicht hätte mißbrauchen sollen. Weil die Venner die Personen, mit welchen sie den kleinen und großen Rath ergänzten, nach ihrem Belieben wählen durften, so nahmen sie keine andere als solche, von deren Ergebenheit sie sich zum voraus versichert hatten. Eine natürliche Folge hiervon war, daß weder in den großen noch in den kleinen Rath leicht jemand kam, der ihnen verwerflich geschienen hätte. Weil auch damahls noch keine Gesetze waren, wodurch Blutsverwandte von dem kleinen, und Personen unter einem gewissen Alter so wohl von dem kleinen als großen Rathe ausgeschlossen wurden, so konnten die Venner in den regierenden Rath von ihrer eigenen oder einer jeden andern Familie so viel hinein bringen als sie wollten, und sich dadurch das Übergewicht verschaffen. Weil endlich in alten Zeiten die Landvogteyen nicht durchs Loos, sondern durch öffentliche Stimmen des

großen Raths, der ganz aus ihren Kreaturen bestand, vergeben wurden, so hatten sie es in ihrer Gewalt, die einträglichsten Stellen, wem sie wollten, zuzuwenden, den Landvögten nach Belieben von ihren Rechnungen abzulassen, und alle Klagen über verübte Gewaltthätigkeiten abzuweisen. Auf diese Art wurden die Venner bald der Mittelpunkt der Macht und der wichtigsten Angelegenheiten des Staats, den sie plünderten und drückten, ohne daß einzelne Personen sich an sie gewagt hätten. Es entstanden zwar oft Aufrühre auf dem Lande und Meutereyen in der Stadt, allein diese endigten sich höchstens mit der Absetzung einiger strafbaren Räuber und Unterdrücker, nicht mit der Aufhebung der Gebrechen, wodurch die Häupter des Volks verdorben wurden. Die Nachfolger traten bald wieder in die Fußstapfen der Vorgänger ein, und die Verfassung artete zuletzt in eine eben so schimpfliche als drückende Oligarchie aus, aus welcher sie sich kaum in einem Zeitraume von zwey Jahrhunderten hat heraus arbeiten können.

Den ersten Schritt zur Aristokratie und zur Verminderng der unmäßigen Gewalt der Venner that der große Rath kurz vor der Reformation, als er sich die Ergänzung des damahls der Kirchenverbesserung abgeneig-

ten kleinen Rathes anmaßte. Durch diese Einschränkung der Venner litt aber der kleine Rath nur wenig oder gar nichts. Letzterer war noch im vorigen Jahrhunderte so allgewaltig, daß er die wichtigsten Angelegenheiten ganz allein abthat, ohne das Volk oder den großen Rath zusammen zu rufen. Ein viel kühnerer Schritt zur Zerstörung der bisherigen Oligarchie war dieser, daß man die Ergänzung des großen Raths dem ganzen kleinen Rathe und einer gewissen Zahl von Mitgliedern des großen übertrug, und daß man das Gesetz machte, daß keiner vor dem dreyßigsten Jahre in den großen, und keiner in den kleinen Rath aufgenommen werden solle, der nicht zehn Jahre in dem großen Rathe gesessen habe, und verheurathet sey oder gewesen sey. Die Zeitpunkte der meisten dieser Einrichtungen finde ich eben so wenig bestimmt angegeben als die Perioden, in welchen der große Rath sich die verschiedenen Theile der gesetzgebenden und oberstrichterlichen Gewalt angemaßt, und so wohl den kleinen Rath als alle hohen Collegia von sich abhängig gemacht hat.

Die Bewohner der Stadt und des Kantons Bern lassen sich in zwey Klassen abtheilen, nähmlich in Bürger und Unterthanen. Ungeachtet alle Bürger ohne Ausnahme re-

gimentsfähig sind, das heißt, nicht durch ausdrückliche Gesetze vom großen und kleinen Rathe ausgeschlossen sind, so kann man doch die bürgerlichen Familien in regierende und nicht regierende eintheilen. Der erstern waren zu Stanians Zeiten achtzig, und sind jetzt nur etwa siebzig; der letztern, die keine Mitglieder im großen Rathe haben, sind jetzt kaum zwey hundert, da man ihrer zu des eben genannten Schriftstellers Zeiten noch drey hundert und sechzig zählte. Selbst die regierenden Familien lassen sich wieder in die großen oder vornehmern und in die kleinern eintheilen. Zu den ersten gehören diejenigen, die gewöhnlich aus ihrem Mittel ein Mitglied im kleinen und sechs bis zwölf im großen Rathe haben. Kleine sind solche, aus welchen selten einer im kleinen und nur wenige im großen Rathe sitzen, oder die wenigstens nicht auf viele Stimmen im letztern rechnen können. Die ewigen Einwohner kann man als Bürger sine jure suffragii ansehen, dergleichen die Römer auch hatten. Doch hat man bisher unter den ewigen Einwohnern allen denen das Bürgerrecht gegeben, die es nur einiger Maßen wahrscheinlich machen konnten, daß es ihnen vormahls versprochen worden. Sonst aber ist das Bürgerrecht in Bern wie in allen

aristokratischen Staaten der Schweiz jetzt um keinen Preis feil. Die Unterthanen sind wenigstens eben so sehr als die Bürger von einander verschieden. Die Edelleute im Pays de Vaud fühlen die Herrschaft der Republik Bern nur allein darin, daß sie ihr huldigen, und in gewissen Fällen, wenn ihre Güter an andere als ihre nächsten Verwandten fallen, eine bestimmte Summe bezahlen müssen. Noch unabhängiger sind die so genannten freyen Städte im Aargau, Zofingen, Arau, Lenzburg, Brug und dann die Städte Burgdorf, Erlach und Thun. Alle diese Städte wählen nicht nur ihre eigene Obrigkeit, sondern einige von ihnen richten sogar in der letzten Instanz über Leben und Tod, und üben über benachbarte Dörfer die Gerichtsbarkeit aus. Die übrigen Municipal-Städte stehen zwar alle unter der Jurisdiction von Landvögten, allein sie haben doch die erste Instanz, und können ihre Magistratspersonen selbst wählen, oder auch mehrere vorschlagen, aus welchen dann eine vom kleinen Rathe in Bern bestätigt wird. Sie geben keine andere Abgaben als die im Verkaufe des Salzes und in den mäßigen Zöllen enthalten sind. Auf dem Lande gibt es zwar Bauerngerichte, allein diese kann der Kläger vorbey gehen, und geht sie auch gewöhn-

lich vorbey. Die Bauern tragen keine andere Auflagen als die Städter und Bürger, den Grundzins oder die Zehenden ausgenommen, womit ihre Ländereyen in den ältesten Zeiten beschwert waren.

Nur die regimentsfähigen Bürger allein können in den großen Rath kommen, der, wenn er vollständig ist, mit Inbegriff des kleinen Raths aus zwey hundert und neun und neunzig Mitgliedern besteht. Die Stellen der verstorbenen Mitglieder besetzt man nicht gleich nach ihrem Tode, sondern man wartet acht oder zehn Jahre, bis wenigstens achtzig abgegangen sind, wie einige sagen, um desto mehrere auf ein Mahl zu erfreuen, oder wie andere, um in einem gewissen Zeitraume die Zahl von Prätendenten sich vermindern zu lassen, die auf Landvogteyen Anspruch machen können. Wenn man den Entschluß eine Rathsergänzung vorzunehmen gemacht hat, so läßt man von allen Zünften ein Verzeichniß der Bürger einreichen, welche sie der Ehre in den großen Rath aufgenommen zu werden für würdig halten. Zugleich werden alle Jahre von neuem auf einer jeden der vier wichtigeren Zünfte zwey, und auf einer jeden der acht kleinern eine Person durchs Loos erwählt, die mit dem kleinen Rathe den großen ergänzen sollen.

Diese Personen nennt man ihrer Zahl wegen die Sechzehner, und sie können gewöhnlich nur aus den Mitgliedern des großen Rathes, die schon Landvogteyen hatten, erwählt werden, ausgenommen wenn auf einer Zunft sich gar keine Alt=Landvögte finden sollten. Diese Sechzehner verbunden mit den sieben und zwanzig Mitgliedern des kleinen Raths machen die wichtige Versammlung aus, welche den gesetzgebenden Körper ergänzt. In dieser Versammlung haben zuerst die Schuldheißen durch ein altes Herkommen den Vorzug, zwey Personen, und die übrigen Rathsherren und Sechzehner, sammt dem Stadt= und Gerichtsschreiber, dem Groß=Weibel und Rathhaus=Ammann eine Person als ein würdiges Mitglied des großen Raths zu ernennen. Nichts ist natürlicher, als daß Väter ihre Söhne oder Schwiegersöhne, und Brüder ihre Brüder oder andere ihnen am nächsten verbundene Personen ernennen. Solche von den Mitgliedern des Wahlcollegii vorgeschlagene Personen werden einstimmig erwählt, wenn sie sich anders dieser Ehre nicht durch notorische Schändlichkeiten unwürdig gemacht haben; denn in solchen Fällen werden die Vorgeschlagenen bisweilen verworfen. Durch diese Erneunungen werden schon funfzig Stellen

besetzt; die übrigen werden, wie es heißt, durch freye Wahl vergeben. Man liest nähmlich alle von den Zünften eingegebenen Nahmen der regimentsfähigen Bürger, so wie sie durch das Loos heraus gezogen werden, einen nach dem andern ab. Bey den Nahmen von Personen, die keine Verwandten oder Beschützer unter den Wählenden haben, bleibt alles sitzen; bey denen aus regierenden Familien hingegen stehen diejenigen auf, die der abgelesenen Person ihre Stimme geben wollen. Die Zahl der aufgestandenen Personen wird bey jedem Nahmen genau bemerkt, und wenn alle Verzeichnisse abgelesen sind, so sind diejenigen erwählt, welche die meisten Stimmen haben. Eingeborne, die mit den Verhältnissen der bernischen Familien genau bekannt sind, wissen nicht nur vor der Wahl, welche Personen ein jedes Mitglied des wählenden Collegii ernennen, sondern auch oft, welchen ein jeder seine Stimme geben wird. Höchstens bleibt es von einem oder einigen Candidaten ungewiß, welcher die meisten Stimmen erhalten werde, und es geschieht also nur selten, daß Personen wider alle Erwartung übergangen oder erwählt werden. Wenn die große Rathsbesatzung nicht durch eine öffentliche Ernennung oder durch Stimmen geschähe,

so würden unzählige heimliche Betriegereyen begangen, und endlose Feindschaften unter Familien und Verwandten gestiftet werden. Diejenigen, welche einige, wenn gleich nur entfernte, Hoffnungen hatten, in den großen Rath zu kommen, ohne ihren Wunsch zu erreichen, werden durch einträgliche Landschreibereyen oder andere Stellen getröstet, unter denen verschiedene bis 6000 Pfund abwerfen. Bey der jetzt beschriebenen Art, den großen Rath zu ergänzen, wird es freylich solchen Familien, die heraus gefallen oder noch nicht darin gewesen sind, sehr schwer hinein zu gelangen; es ist ihnen aber deßwegen der Zugang nicht gänzlich verschlossen. Talente, Fleiß und Vermögen können auch solche Bürger, deren Vorfahren nicht im Rathe saßen, oder wenigstens ihre Kinder in den gesetzgebenden Rath einführen. Männer von großen Verdiensten werden bisweilen von Gönnern, die ihnen durch nichts als Genie und Tugend verwandt sind, zu Mitgliedern des großen Rathes ernannt, und reiche Bürger, die nach dieser Würde streben, brauchen sich nur um die Töchter eines oder des andern Erwählers zu bewerben, die entweder keine oder schon versorgte Söhne, und zugleich wenig Vermögen oder viele Schulden haben. Der Bräutigam erhält alsdann mit seiner Braut die

Ernennung zu einem Mitgliede des großen Raths, welche Ehre allemahl für einen reichen Brautschatz gelten kann, und gemeiniglich auf dreyßig tausend Pfund geschätzt wird. So wie die großen Familien sich aus einem gemeinschaftlichen Interesse unterstützen und darnach streben, daß keine tiefer sinkt als sie bisher stand, so geben sie auch wieder darauf Acht, daß keine unverhältnißmäßig mächtig werde, oder ein zu großes Übergewicht erhalte. Man sucht es deßwegen zu verhindern, daß die Zahl der Mitglieder aus einer einzelnen Familie nicht zu groß oder nicht viel größer als bisher werde, und eine jede kann also nur darauf rechnen, eben so viele Mitglieder aus ihrem Mittel in den großen Rath zu bringen, als sie verloren hatte *). Man hat mich versichert, daß die kleinen Familien sich der Aufnahme von Bürgern oder dem Eindringen von bisher nicht regierenden Familien in den großen Rath viel heftiger als die vornehmsten Häuser widersetzen.

Dieser große Rath hat nach der jetzigen

*) Diese Regel hat bey der letzten Regimentsbesatzung einige Ausnahmen gelitten; einige Familien nähmlich haben mehr Mitglieder in den großen Rath gebracht, als sie sonst hatten.

Verfassung der Republik allein die höchste Gewalt. Er allein gibt oder schafft Gesetze ab, vermehrt oder vermindert Auflagen, beschließt Krieg, Frieden und Bündnisse, übt die oberste peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit aus, besetzt die vornehmsten Bedienungen des Staats, hat die oberste Aufsicht über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, theilt allen übrigen Collegiis die Gewalt und Vorrechte aus, die sie besitzen, und kann allein außerordentliche Ausgaben oder Gnadenbezeugungen, die über hundert Thaler steigen, bewilligen. Der große Rath versammelt sich wöchentlich drey Mahl, und in der Ernte und Weinlese, dringende Nothfälle ausgenommen, nur zwey Mahl. Er kann alle Sachen viel schneller als andere Collegia abthun, weil sie ihm schon von einem oder mehrern Collegiis vorgearbeitet und gleichsam reif vorgelegt werden.

Bern hat dieses mit allen ihm ähnlichen aristokratischen Staaten gemein, daß außer dem großen gesetzgebenden Körper noch ein kleinerer da ist, der gleichsam beständig fortdauert, über alle Sachen, die dem größern vorgelegt werden sollen, vorher rathschlagt und sie vorbereitet, der die Befehle und Entschlüsse der gesetzgebenden Macht ausübt, und gewisse Theile der ausübenden allein

besitzt. Ein solcher Körper ist der so genannte kleine oder tägliche Rath, den man einen Ausschuß des größern nennen kann, weil er, sobald dieser versammelt ist, in denselben verschwindet. Dieser kleine Rath bestehet aus sieben und zwanzig Mitgliedern, zwey Schuldheißen, eben so vielen Seckelmeistern, vier Vennern, siebzehn Rathsherren und zwey Heimlichern. Die beiden Schuldheißen werden aus einer gewissen Zahl von Personen, welche die Venner vorgeschlagen haben, vom großen Rathe erwählt, und wechseln jährlich ab. Der regierende Schuldheiß ist das Haupt des kleinen und des großen Raths, in welchem er aber nur Stimmen sammelt, ohne selbst eine zu haben. Unter den Seckelmeistern ist der deutsche im Range der nächste nach den Schuldheißen, und der Präsident der deutschen, so wie der wälsche der welschen Schatzkammer. Die vier Venner sind Mitglieder beider Schatzcollegien, und haben zwar noch einige, aber doch nur wenige von ihren ehemahligen Vorrechten erhalten. Ihre Würde, die nur vier Jahre dauert, wird auch vom großen Rathe vergeben, und ist mit der Regierung eines der vier um die Stadt gelegenen Landgerichte verbunden, die in den ältesten Zeiten das ganze Gebiet von Bern ausmachten

und für Landvogteyen angesehen werden können. Die beiden Heimlicher sind gleichsam Abgeordnete des großen Raths, die darauf Achtung geben müssen, daß im kleinen Rathe keine der Republik nachtheilige Entwürfe gemacht werden. Sie sind daher verbunden, Sachen, die ihnen von einigen Mitgliedern des großen Raths in dieser Absicht anvertraut werden, mit Verschweigung der Nahmen bey dem kleinen anzubringen, auch können sie, wenn sie es nöthig finden, ohne und wider den Willen des regierenden Schuldheißen den großen Rath zusammen berufen. Wenn ein Rathsherr stirbt, so wird der älteste Heimlicher gewöhnlich zu der erledigten Stelle erhoben, und zugleich ein neuer Heimlicher erwählt.

In der Wahl eines Mitgliedes des kleinen Raths findet sich eine so eigenthümliche Mischung von Stimmen und Loos, daß sie gewiß Ihre Aufmerksamkeit reizen wird. Wenn ein Rathsherr gestorben ist, so wird gleich nach seiner Beerdigung der kleine und große Rath versammelt, und es werden in zwey verdeckte Gefäße so viele Kugeln gethan, als Mitglieder des einen und des andern Raths gegenwärtig sind. Unter den Kügelchen, die für den kleinen Rath bestimmt sind, finden sich drey, unter denen für den großen Rath

sieben vergoldete, die übrigen alle sind silbern. Die drey Mitglieder des kleinen und die sieben des großen Raths, welche die goldenen Kugeln ziehen, gehen hinter einen Vorhang, wo sie viele Bögen finden, auf welchen die Nahmen aller rathsfähigen Mitglieder des großen Raths gedruckt sind. Hier schneidet ein jeder den Nahmen desjenigen aus, den er zu einem Heimlicher tüchtig hält. Niemand ist rathsfähig, der nicht zehn Jahre im großen Rathe saß und verheirathet ist, oder es wenigstens war. Wenn die zehn Erwähler weniger als sechs Personen vorschlagen, so werden auf die beschriebene Art zehn andere durchs Loos erwählt, welche die mangelnde Zahl von Candidaten vollmachen müssen. So bald dieses geschehen ist, so werden die Nahmen der Ernannten auf Schachteln geklebt und abermahls in verdeckte Gefäße so viele Ballots gelegt, als Herren des großen und kleinen Raths da sind. Unter diesen Kugeln sind zwey Drittheile vergoldet und ein Drittel silberne. Wer eine silberne greift, ist von der Zahl der Wählenden ausgeschlossen, diejenigen aber, denen die goldenen zufallen, werfen sie in die Schachteln derer, welchen sie ihre Stimmen geben wollen. Wenn man herum ballotirt hat, so ruft man denjenigen, der die wenigsten Ballots erhalten hat, mit

seinen Verwandten wieder herein, indem die Candidaten mit ihren Verwandten bis dahin abtreten müssen. Auf eine ähnliche Art ballotirt man und fährt fort, diejenigen, welchen die wenigsten goldenen Kugeln zugefallen sind, herein zu fordern, bis noch vier Candidaten übrig sind. Für diese wirft man vier Ballots, zwey silberne und eben so viele vergoldete in einen Beutel, und läßt sie einen nach dem andern ziehen. Diejenigen, welche die silbernen treffen, sind ausgeschlossen, und nur um die beiden übrigen wird wieder ballotirt. Wer alsdann die meisten Ballots erhält, ist Heimlicher.

Die Absicht der weisen Vermischung des Looses und des Votirens in der Wahl eines Rathsherrn ist augenscheinlich diese, daß alle Kabalen und gefährlichen Bewerbungen gehindert, und doch auch nicht unwürdigen Mitgliedern der Zugang in den Rath geöffnet werde. Wenn man aber Bern nicht kennt und dabey bedenkt, daß die ersten Erkenner durchs Loos erwählt, daß durchs Loos wieder ein Theil des großen Raths, vielleicht also gerade die unpartheyischsten und aufgeklärtesten Patrioten, von den Wählenden ausgeschlossen, und daß endlich zwey von den vieren, welche die nächste Hoffnung zur Rathsherrnwürde haben, gleichfalls

durchs Loos gesprengt werden, so kann man leicht auf die Vermuthung kommen, daß man dem Loose in der Ernennung der Väter des Volks zu viel überlassen habe, und daß dieses eben so wohl sich zu einer unfähigen und unwürdigen als fähigen und würdigen Person verirren könne. Allein das einzige, was das Loos vermag, besteht darin, daß es die würdigsten Candidaten einige Mahl übergehen oder täuschen kann. Das erste geschiehet alsdann, wenn unter den zehn Personen, denen der Vorschlag der künftigen Rathsglieder durchs Loos überlassen wird, keine denjenigen nennt, welchen das Publikum oder der größere Theil des Raths dazu bestimmt hat. Der andere Fall tritt, wie es sich von selbst versieht, alsdann ein, wenn ein Ernannter bey den letzten Loosen ein- oder mehr Mahle eine silberne Kugel zieht. Allein beide Unfälle sind von der Art, daß sie einen von dem größern Theile des regierenden Raths begünstigten Candidaten zwar einige Jahre aufhalten, aber nicht gänzlich ausschließen können. Wer also von den vornehmsten Familien unterstützt wird, der muß nothwendig bald in den Rath kommen; denn diese können es immer dahin bringen, daß er unter die vier glücklichen kommt, welche um die erledigte Würde loo-

sen und wenn er auch nicht das erste oder zweyte oder dritte Mahl eine goldene Kugel erhascht, so kann er doch versichert seyn, daß es das vierte Mahl geschehen, und daß er alsdann beym letzten Ballotiren werde erwählt werden. Wer hingegen alle mächtigen Häuser gegen sich hat, dem ist es unmöglich, Rathsherr zu werden, so sehr ihn auch das Glück begünstigen mag; denn, wenn er auch bis zur letzten Wahl gelangt, so wird er doch immer beym letzten Ballotiren geflämmt. Eben deßwegen, weil die vornehmen Familien bey der Rathsherrnwahl immer mächtiger als das Loos bleiben, so ist es fast noch seltener, daß jemand aus einer Familie, die bisher noch nicht in dem kleinen Rathe saß, Mitglied desselben wird, als daß ein novus homo aus einer nicht regierenden Familie in den großen Rath kommt. Doch kann das erstere sich am leichtesten zutragen, wenn bey den letzten Loosen der Candidaten gerade die beiden, von welchen man einen zum Rathsherrn bestimmt hatte, silberne Kugeln ziehen, und alsdann jemand, der vorher nur wenige Hoffnung hatte, mit einem andern auf die letzte Wahl kommt, der sich den vornehmsten Familien verhaßt gemacht hat. In diesem Falle wird der erstere nicht um seiner vorzüglichen Verdienste

willen, sondern hauptsächlich deßwegen erwählt, damit nicht sein Mitbewerber die erledigte Würde erhalte.

Wenn aber auch das Loos bisweilen den Würdigsten vorüber geht, so ist es doch kaum gedenkbar, daß ein durchaus Unwürdiger jemahls Rathsherr werden sollte. Dawider streiten nicht nur die heiligsten Gesetze, sondern auch eben so heilige Staatsmaximen, die nicht weniger unverbrüchlich beobachtet werden. Weil nach den Gesetzen niemand Rathsherr werden kann, der nicht zehn Jahre im großen Rathe gesessen hat, so kann man immer annehmen, daß die wahlfähigen Personen nicht nur in den Versammlungen des regierenden Senats, sondern auch als Landvögte sich mit allen Theilen der Staatsverwaltung bekannt gemacht haben, denn nicht leicht wird jemand als Rathsherr in Vorschlag kommen, oder diesen Vorschlag annehmen, der nicht schon vorher eine Landvogtey gehabt hat. Über dieß wird aus einer jeden Familie immer nur das fähigste und würdigste Mitglied zum Rathsherrn bestimmt, und diejenigen als unwürdig verworfen, die sich schändlicher oder gewaltthätiger Handlungen schuldig oder nur verdächtig gemacht haben. Der kleine Rath in Bern besteht daher gewiß immer aus den reifsten und weise-

sten Staatsmännern, und hat auch gewöhnlich durch seine Weisheit mehr Einfluß und Ansehen, als die Gesetze des Staats ihm Gewalt gelassen haben.

Die wichtigsten Vorrechte des kleinen Raths sind folgende: daß er alle täglich vorfallenden so wohl auswärtigen als innern Angelegenheiten, so wohl Polizey- als Civil- und Kirchensachen abthut, die nicht vor den großen Rath, oder ein anderes hohes Collegium gehören; daß er Belohnungen oder Gnadengelder oder andere Ausgaben bis auf hundert Thaler bewilligen kann; daß er die geistlichen Stellen und untern Civil- und Polizeybedienungen besetzt; daß er alles, was dem großen Rathe vorgelegt werden soll, zuvor überlegt und vorbereitet; daß aus seinem Mittel Gesandte, die Vorsitzer fast in allen hohen Collegiis und die vornehmsten Staatsbedienten gewählt werden, und endlich daß er vorzüglich den großen Rath ergänzt. Dieses letzten Vorzugs wegen ist den vornehmen Familien immer am meisten daran gelegen, eine Person aus ihrem Mittel im täglichen Rathe zu haben. Wenn Sie diese Vorrechte des kleinen Raths mit denen des großen und anderer Collegien zusammen halten, so werden Sie finden, daß der erstere Macht genug hat, um die Maschine

des Staats im Gange zu erhalten oder sie zu verbessern, aber nicht so viel, um sie zu verrücken oder gar übern Haufen zu werfen.

Die Mitglieder des großen Raths erhalten gar keine Besoldungen, die Vorsitzer oder Directoren einiger Collegien ausgenommen, z. B. der Groß-Weibel, Gerichtschreiber u. s. w. Die Mitglieder des kleinen Raths werden alle besoldet, aber so geringe, daß nicht leicht jemand um der Besoldung willen nach einer Rathsherrnstelle eifrig streben würde. Der Schuldheiß erhält jährlich etwa fünf bis sechs tausend Pfunde, wovon ein jedes 22½ französische Sols ausmacht, ein Seckelmeister 3000 bis 4000, und ein Rathsherr 1200 oder funfzig neue Louisd'or. Einer von den Vennern, zu den Pfistern genannt, steht auch gut, indem das Amt, welches er zugleich verwaltet, eine kleine Landvogtey ist; diese Stelle wird aber, wie die der übrigen Venner, alle vier Jahre von neuem besetzt. Nach einer zuverlässigen oder höchst wahrscheinlichen Schätzung glaube ich nicht, daß die Besoldungen, welche der Staat an den großen und kleinen Rath und alle hohen Collegia auszahlt, viel über 3000 neue Louisd'or ausmachen. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, daß geringe Besoldungen ein sicheres Kennzeichen,

und eine unumgängliche Bedingung eines gut geordneten Freystaates sind.

Im gemeinen Leben und auch in Briefen nennt man im Bernischen ein Mitglied des kleinen Raths hochgeachter, und ein Mitglied des großen Raths hochgeehrter Herr, denn gnädiger Herr oder Ihre Gnaden wird ganz allein den beiden Schuldheißen gegeben. Von gnädiger Frau oder gnädigem Fräulein weiß man hier nichts. Der große Rath wird oft durch Räth und Bürger, am häufigsten durch die Worte: meine gnädige Herren, bezeichnet, welche letztere Formel auch Mitglieder des kleinen und großen Raths in der Versammlung des letztern gebrauchen.

So wenig irgend ein Ministerium alle Geschäfte bestreiten könnte, wenn man sich aus dem ganzen Lande zuerst und unmittelbar an dasselbe wenden dürfte, eben so wenig würde in demselbigen Falle der kleine Rath in Bern dazu im Stande seyn. Die meisten Angelegenheiten kommen an den letztern aus andern niedern, wichtigern oder unwichtigern Collegiis. Wenn man die Zahl dieser Collegien mit denen in monarchischen Staaten vergleicht, so sollte man auf die Gedanken kommen, daß der Staat Bern ein viel größeres Gebiet oder viel mehr Geschäfte habe, als

er wirklich hat. Es gibt nicht nur ein Chorgericht oder Consistorium, einen Kriegsrath, und außer einem Stadtgerichte zwey Appellationskammern und eben so viele Schatzkammern für das deutsche und wälsche oder französische Gebiet, sondern es gibt auch eine deutsche und wälsche Holzkammer, eine Jäger- und Exulantenkammer, eine Landsaßen-, Proselyten- und Reformationskammer, ferner eine Fisch- und Fleischtaxcommission, eine landsfriedliche, ein lessenbergische, freyburgische, Reitschul- und Pferdezuchtcommission, in welchen allen ein oder mehrere Mitglieder des kleinen Raths sitzen. Auf diese Art werden Geschäfte und Departements, deren in Monarchien oft ein einziger Minister mehrere zu besorgen hat, unter viele Collegia vertheilt. Eine solche Zersplitterung von Geschäften oder Vervielfältigung von Collegiis macht den Gang der erstern freylich langsamer, aber auch sicherer, und Geschäfte werden zwar nicht so rasch abgethan als in großen Reichen, aber länger und reifer, und von einsichtsvollern und erfahrnern Männern erwogen. Durch diese reifere Überlegung gewinnt der Staat unendlich mehr, als er durch Langsamkeit je verlieren kann, besonders da fast alle Arbeiten, womit sich die wichtigsten Collegia be-

schäftigen, innere, nicht aber auswärtige Angelegenheiten sind, bey welchen allein Zögerung bisweilen gefährlich oder schädlich werden kann. Die große Zahl von Commissionen hat auch noch diesen großen Vortheil, daß Söhne aus vornehmen Familien in einem Alter, wo sie zu höhern Würden noch keinen Zutritt haben, als Sekretäre vorbereitet und in öffentliche Geschäfte eingeweiht werden.

In keinem Theile der öffentlichen Verwaltung zeigt es sich mehr, wie viel der Staat und die Einrichtung desselben seit einigen Menschenaltern gewonnen haben, als in der Besetzung und Verwaltung der Landvogteyen, welche man die Provinzen der bernischen Magistratspersonen nennen kann. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Landvogteyen durch öffentliches Votiren vergeben. Eine Folge davon war, daß diejenigen, welche einträgliche Landvogteyen zu haben wünschten, sich um die Gunst solcher Mitglieder des großen Raths bewarben, die das meiste Ansehen hatten, und daß sie dieser ihre Gunst durch eine gänzliche Ergebung ihrer Person, durch die Verpfändung ihrer und ihrer Verwandten Stimmen, und nicht selten durch Bestechungen zu gewinnen suchten. Aus diesen Bewerbungen entstanden

Kleinmüthigkeit oder Mangel von Freymüthigkeit im Rathe und gewaltthätige Bedrückung der Unterthanen, weil man wußte, daß man durch eben die mächtigen Gönner, denen man seine Stelle zu verdanken hatte, auch gegen Klagen oder die Ablegung einer strengen Rechenschaft würde gesichert werden. Die Gewaltthätigkeiten der Landvögte waren so unleidlich, daß sie noch im Jahre 1653 einen allgemeinen Aufstand der Bauern veranlaßten, und auswärts so allgemein anerkannt, daß die Landvögte in ganz Europa als Tyrannen ihrer Unterthanen verabscheuet wurden. So gar Stanian versichert, daß zu seiner Zeit Recht und Unrecht in der ganzen Schweiz feil gewesen sey, und auf eine ähnliche Art habe ich viele aus dem Pays de Vaud von Bern und den bernischen Magistratspersonen reden hören; allein diese Vorwürfe haben von Zürch und Bern schon lange aufgehört wahr zu seyn, und es ist also unbillig, das, was die Väter und Vorfahren gesündigt haben, den in diesem Punkte gebesserten Nachkommen anzudichten. Die unvermeidlichen Nachtheile, die mit der ehemahligen Art zu wählen verbunden waren, fielen so sehr in die Augen, daß der große Rath im Jahre 1710 den Entschluß faßte, nach dem Beyspiele von Freyburg die Land-

vogteyen durchs Loos zu vergeben. Diese Verordnung wurde zuerst nur auf sieben Jahre gemacht, man fand aber bald, wie ein scharfsinniger Schriftsteller sagt, daß das Ungefähr nicht blinder als Gunst und Kabale sey, und übergab also dem Loose auf ewig, was man ihm bisher nur auf eine gewisse Zeit anvertraut hatte. So bald man die Landvogteyen nicht mehr zu erkriechen oder zu erkaufen brauchte, hörte die sklavische Abhängigkeit des größten Theils des regierenden Raths von einigen mächtigen Oligarchen auf, man redete und stimmte mit mehr Muth als vorher, man nahm sich der Geschäfte mit größerem Eifer an, und nöthigte die Landvögte zur größten Genauigkeit in ihren Rechnungen und die Schatzcollegia zur größten Strenge in den Prüfungen. Von diesen Verbesserungen muß man den Wohlstand und selbst den Reichthum des bernischen Bauers und seine Zufriedenheit mit der Regierung an rechnen.

Die Landvögte sind gleichsam ein jeder in seinem Amte das und zum Theile noch mehr, was der kleine Rath in Bern für den ganzen Staat ist. Ein Landvogt ist der oberste Polizeycommissarius in seinem Bezirke, der Einnehmer und Verpachter der öffentlichen Einkünfte aus Domainen, Grundzins

und Zehenden, und die erste oder zweyte Instanz in allen Civilprozessen. Bey dieser großen Gewalt und der kurzen Dauer derselben (indem kein Landvogt seine Stelle länger als sechs Jahre behält oder jemahls behalten hat) mußten nothwendig Ungerechtigkeiten ausgeübt werden, so lange nur die geringste Hoffnung, es ungestraft thun zu können, übrig blieb.

Bey der jetzigen Einrichtung ist es kaum möglich, daß ein Landvogt, ohne entdeckt und bestraft zu werden, den Staat betriegen oder den Unterthanen Unrecht thun könnte. Durch die Verwaltungen und Abrechnungen seiner Vorgänger, unter denen fast immer einer oder mehrere im großen Rathe sitzen, sind die öffentlichen Einkünfte seines Amtes auf das genaueste bekannt, und auch in Bestrafungen ist der Willkür des Landvogts nichts überlassen, wenigstens sind alle Geldstrafen auf das genaueste bestimmt. Wenn jemand mit dem Urtheile eines Landvogts nicht zufrieden ist, so darf dieser keinen Augenblick die Appellation verweigern; glaubt er aber gar von ihm zu hart gestraft oder sonst ungerecht behandelt zu seyn, so kann er sich ohne Bedenken an den kleinen Rath in Bern wenden, wo der ärmste Bauer versichert ist, daß er gegen

den reichsten und mächtigsten Landvogt Recht erhält, wenn er es anders wirklich auf seiner Seite hat. In Bern ist es fast zum Sprichworte geworden, daß der Bauer, wenn er nicht ein offenbarer Chicaneur ist, fast immer gegen den beklagten Landvogt Recht behält, er mag Recht oder Unrecht haben. Selten also straft ein Landvogt so scharf, als die Gesetze es ihm erlauben, und wenn einer oder der andere es bisweilen wegen der Ausgelassenheit der Bauern nöthig findet, so legt er nicht selten den Theil der Strafgelder, der ihm nach den Gesetzen zukäme, den er aber über die gewöhnlichere gelindere Taxe gefordert hat, bey Seite und schenkt ihn den Armen oder irgend einer wohlthätigen Anstalt, um nicht einmahl einer aus Habsucht entstandenen, wenn gleich nicht ungerechten Strenge geargwohnt zu werden. Die regierenden Familien wetteifern gleichsam unter sich, welche die andere an Milde übertreffen, oder den schon lange verdienten Ruhm einer sanften Regierung am längsten behaupten werde.

Alle Landvogteyen sind in Rücksicht auf ihre Einträglichkeit in vier Klassen getheilt. Die von der ersten Klasse bringen jährlich zwischen sechs und acht tausend Thaler, die von der zweyten vier bis fünf tausend, die von der dritten drey bis vier tausend, und

die von der letzten Klasse weniger als zwey tausend Thaler ein. Da nun die Landvogteyen in Ansehung der Einträglichkeit so sehr von einander verschieden sind, so erforderte es die Billigkeit und Klugheit, das Loos, wodurch sie vergeben werden, so einzuschränken, daß es nicht mehrere der besten Landvogteyen einer einzigen Person, und den verdientesten Männern vielleicht gar keine oder eine schlechte zuwenden könnte. Um also der blinden Güte so wohl als der Ungerechtigkeit des Ungefährs vorzubeugen, machte man das Gesetz, daß alle diejenigen, welche eine Landvogtey von der ersten Klasse gehabt hätten, niemahls eine andere vom großen Rathe zu vergebende einträgliche Bedienung erhalten könnten, die Landvogteyen ausgenommen, welche Bern abwechselnd mit andern Kantonen zugleich besetzt, und die in Bern nicht sehr gesucht werden. Man verordnete ferner, daß, wer eine Landvogtey von der zweyten Klasse erhalten hätte, niemahls wieder auf eine von derselbigen, noch weniger auf eine von der ersten Klasse Anspruch machen, und über dieß acht Jahre warten solle, bevor er wieder Landvogt werden könne. Eben diesen Gesetzen nach ist es zwar den ehemahligen Besitzern von Landvogteyen aus der dritten Klasse erlaubt, sich um eine zweyte von der

vierten Klasse zu bewerben, doch müssen die Alt-Landvögte sechs Jahre warten, ehe sie als Candidaten von erledigten Landvogteyen wieder angenommen werden.

Selbst diese Einrichtungen aber würde man noch als unbillig tadeln können, wenn junge Rathsmitglieder, die sich entweder gar keine oder sehr geringe Verdienste um das Vaterland erworben haben, mit den ältern und verdientern ein gleiches Recht besäßen, um eine jede Landvogtey zu loosen. Es werden daher einem weisen Gesetze zu Folge vor der Besetzung einer Landvogtey zuerst die Mitglieder von der ältesten Rathswahl gefragt, ob sie loosen wollen, und wenn diese, wie es gemeiniglich geschieht, keine Lust oder auch kein Recht mehr dazu haben, so wendet man sich an diejenigen Mitglieder, welche das nächste Mahl nach ihnen in den großen Rath gekommen sind, und wenn auch diese aus ähnlichen Ursachen keine Ansprüche machen wollen oder dürfen, so kommt die Reihe endlich an die von der vorletzten oder letzten Rathsergänzung *). Wenn alle Can-

*) Neue Mitglieder des großen Raths müssen aber doch vier Jahre warten, bevor sie um eine Landvogtey loosen können.

didaten sich gemeldet haben, so thut man so viele Kugeln in einen Sack, als Bewerber sind, und wer alsdann die einzige vergoldete zieht, der ist Landvogt. Bisweilen geschieht es, daß Mitglieder des großen Raths zwanzig oder dreyßig Jahre in auswärtigen Diensten sind, und erst bey der Rückkehr in ihr Vaterland eine Landvogtey begehren. Solche alte Mitglieder sind gemeiniglich aus der ganzen Regimentsbesatzung oder der Zahl von Personen, die mit ihnen in den großen Rath kamen, die einzigen die auf Landvogteyen vom ersten oder zweyten Range noch Anspruch machen können. Ihnen ist es also auch erlaubt, ohne Loos eine jede erledigte Landvogtey, die ihnen gefällt, zu wählen, weil Niemand von gleichem Alter da ist, der sie ihnen streitig machen könnte. Von denen, welche im Lande bleiben, wartet fast keiner so lange, bis niemand aus derselbigen Regimentsbesatzung übrig ist, der um eine der ersten Landvogteyen ansuchen könnte; denn, wenn man vor diesem Zeitpunkte stürbe, so verlöre die Familie alles, was man in einer Landvogtey von einer geringern Klasse hätte ersparen können. Über dieß trösten sich diejenigen, welche gleich um eine jede Landvogtey von der dritten oder vierten Klasse loosen, mit der Hoffnung, daß sie in der Zu-

kunft noch eine andere erhalten, oder in den Rath befördert werden können.

So sehr auch unverständige oder eingenommene Männer darüber declamirt haben, daß eine gewisse Zahl von Familien sich der einträglichsten Ämter bemächtigt habe, und den größten Theil der Einkünfte des Staats, gleichsam unter sich austheile, so halte ich doch die Landvogteyen und die damit verbundenen großen Vortheile für eine Hauptursache der Beständigkeit der Staatsverfassung und des Flors der edelsten und mächtigsten Familien. Einem jeden Unpartheyischen muß es einleuchten, daß es im höchsten Grade unbillig wäre, wenn man den Nachkommen von Personen, die oft um unbedeutender Geschicklichkeit willen das Bürgerrecht erhielten, und deren Geschlechter dem Staate keine wichtige Dienste geleistet haben, wenn man diesen gleiche Vorrechte mit solchen Familien zugestehen wollte, deren Vorfahren nicht nur dem Vaterlande seit Jahrhunderten in den ersten Würden gedienet, sondern ihm auch oft ihr Leben und einen großen Theil ihres Vermögens aufgeopfert haben. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte kauften die Berner eine Menge von Herrschaften nicht aus erpreßten oder geraubten Schätzen, sondern mit Gel-

dern, die sie freywillig nach dem Verhältnisse ihres Vermögens zusammen schossen. Da also die Ahnen der jetzt noch blühenden alten und reichen Geschlechter vor allen andern gesäet und gepflanzet haben, so ist nichts billiger, als daß ihre Nachkommen auch vorzüglich die Früchte genießen, besonders, da sie diese Früchte nicht ohne alle Arbeit einsammeln, sondern so wohl während als vor und nach der Ernte dem Staate nützlich werden. Die Landvogteyen sind daher die angemessenste Belohnung für die geleisteten Dienste ganzer Geschlechter, und zugleich ein sicherer und unveräußerlicher Fond, den kein unbesonnener Verschwender herdurch bringen kann. Ohne die beträchtlichen Summen, welche durch die Einkünfte von Landvogteyen jährlich in die Kassen der regierenden Familien fließen, würde der Wohlstand derselben eben so ungewiß, und eben so schnell vorübergehend als der von andern angesehenen und reichen Häusern in den übrigen Ländern Europens seyn. In Bern hingegen hebt der Staat den Geschlechtern, die ihn regieren, in den Landvogteyen einen unvergänglichen Schatz auf, aus welchem sie sich nach gerade wieder erhohlen können, wenn sie durch die Pracht oder Schwelgerey einzelner Personen geschwächt sind. Verarmte oder ver-

armende mächtige Familien sind zwar eine Last für einen jeden Staat, aber nirgends sind sie gefährlicher als in einem aristokratischen, wo sie mit ihrem Reichthume nicht gleich ihr Ansehen verlieren, und keine leichte oder anständige Mittel finden können, sich wieder aufzurichten. Solche Familien müssen nothwendig rauben, was sie nicht rechtmäßig erwerben können, und ich bin deßwegen überzeigt, daß die öffentlichen Einkünfte in Bern nicht so gewissenhaft würden verwaltet, und der Landmann nicht so gerecht und gelinde regiert werden, wenn die Landvogteyen, deren jetzt im Gebiete der Republik ungefähr neun und funfzig sind, an Zahl oder Einkünften abnehmen sollten.

Hier breche ich vors erste ab, weil ich sonst befürchte, daß ich Sie durch meine politischen Nachrichten und Bemerkungen ermüden möchte, wenn Sie aber bis hierher geduldig ausgehalten haben, so will ich Sie für Ihre Beharrlichkeit auf die Petersinsel im Bielersee mitnehmen, die durch Rousseau's Aufenthalt, und noch mehr durch die hinreissende Schilderung, die er in seinem Leben davon gemacht hat, berühmt geworden ist.

Wir machten diese Reise vor kurzem in der schönen Gondel des Herrn Landvogts,

worin wir uns, wenn es nöthig gewesen wäre, gegen Regen oder den Brand der Sonne hätten schützen können. Das Wetter war kühl, ohne rauh zu seyn, und der Himmel bedeckt, ohne daß er sich auf eine drohende Art getrübt hätte. Dieß war uns lieber als heller Sonnenschein, weil wir dabey unsäglich von der Hitze würden gelitten haben. Der Wind blies uns beständig und zwar lebhaft entgegen, und unsere Schiffer waren deßwegen genöthigt, unaufhörlich ihre Ruder zu gebrauchen. Hierdurch wurde zwar unsere Fahrt langsamer, aber für uns interessanter, da wir alle Gegenstände desto genauer beobachten konnten. Wir fuhren stets an dem nördlichen Ufer weg, von welchem sich der Jura ohne den geringsten Vorgrund schnell und steil emporhebt. Die Ufer des Bielersees sind lange so reich und abwechselnd nicht, als die des Zürcher- oder Bodensees; doch hat das nördliche etwas großes und romantisches, was den letztern fehlt. Dieß nördliche Ufer ist fast ununterbrochen mit Weinbergen besetzt, einige wenige Stellen ausgenommen, wo nackte Felsen oder steile nur mit Tannen bewachsene Abhänge des Berges in den See hinein laufen. Hinter den Weinbergen erblickt man meistens dichte Eichen- oder Buchenwälder, das Haupt des Jura aber,

auf welchem man große Geyer und Adler schreyen hört, ist ganz allein mit schwarzen und undurchdringlich scheinenden Tannen bedeckt. So steil und beschwerlich dieses Ufer auch ist, so liegt doch ein Dorf und Landgut neben dem andern. Die letztern sind verhältnißmäßig nicht so prächtig als die Dörfer, Flecken und Städtchen schön sind. Die reichen Familien aus Bern bringen auf den Gütern, die sie am Bielersee haben, nur den Herbst oder die Zeit der Weinlese zu, weil man hier keine Wägen, oft nicht einmahl Pferde brauchen, und kaum den Fuß aus dem Hause setzen kann, ohne Berg ab oder Berg auf zu steigen. Es gibt in vielen Ländern höhere und schöner ins Auge fallende Weinberge als am Bielersee, aber gewiß keine, die so sorgfältig bearbeitet werden und ihre Pfleger so reichlich belohnen. Wenn man die erstaunliche Ergiebigkeit von gut gepflegten Reben nicht kennt, so muß man es für unmöglich halten, daß sie so viele und kostbare Arbeiten belohnen können. In manchen Weinbergen sind nicht nur zehn und noch mehrere Terrassen mit hohen Mauern gestützt, sondern die Füße der Weinberge sind auch in dem See gegründet, und mit kühner Hand aus dem Grunde desselben aufgemauert worden. Diese Mauern, womit die

ganze nördliche Seite des Sees eingefaßt ist, werden alle Winter durch Wellen und Eis beschädigt, und verlangen mehr oder weniger kostbare Verbesserungen. Die Besitzer der Weinberge sind so sinnreich, und geizen so sehr mit einer jeden Handbreite, die sie dem Berge abgewinnen können, daß sie oft mehrere Fuß hohe Mauern aufführen und fruchtbare Erde hinauf tragen, um nur drey oder vier Stöcke hinpflanzen zu können. Solche kleine Häuflein von Stöcken stehen bisweilen im Grunde eines oder mehrerer hohen Felsen wie in natürlichen Nischen, und haben das Ansehen, als wenn sie in heiligen Kapellen irgend einer Gottheit des Orts gewidmet wären. So unterhaltend und neu das nördliche Ufer ist, so einförmig ist das entgegengesetzte, an welchem man mittelmäßige Weiden und Fruchtfelder und seltene Dörfer sieht, die noch dazu größten Theils in Bäumen versteckt sind. Die Petersinsel hat von der Nidauer Seite, wovon sie am längsten und häufigsten gesehen wird, eine öde abschreckende Gestalt, welches man leicht abändern könnte. Sie zeigt nähmlich einen steilen von Gebüsch und Gräsern ganz entblößten Abhang, der noch über dieß einen nahen Einfall zu drohen scheint. So bald man aber diesen hinter sich hat, so sieht man in

ihren fruchtbaren, mit allen Arten von ländlichem Segen angefüllten Schooß hinein. Sie ist gleich ihrer schönern Schwester Meinau sich selbst genug, und wenn sie also auch auf einmahl von der ganzen bewohnten Erde abgerissen würde, wie sie es jetzt vom festen Lande ist, so würde sie doch ihre fleißigen Bebauer reichlich ernähren können. An ihrer flächern und mittägigen Seite bringt sie Getreide, Wein, Gemüse und alle Arten von Gartengewächsen hervor, und an der erhabenern und nordlichen Seite ist sie mit einem prächtigen Walde bewachsen, in dessen dunkle Gänge und einsame Schatten Rousseau sich so gern zurück zog. Die ganze Insel gehört dem Spitale in Bern, welches die fruchtbarern und bebauten Theile an einzelne Personen verpachtet, über welche alle ein Schaffner gesetzt ist. Der Weinwachs soll jährlich fünf hundert, einer sagte mir gar tausend, Säume eintragen. Erst vor einigen Jahren ist die Mauer vollendet worden, womit jetzt die ganze Insel umgeben ist, und die man aufführen mußte, weil der See jeden Winter an der Insel nagte und beträchtliche Stücke in seine Abgründe hinein riß. Diese Mauer hat dem Spitale dreyßig tausend Thaler gekostet. Die Arbeiter bestanden meistens in den Schellenwerkern, welche der Staat dem

Spitale auf mehrere Jahre überließ. Das Wohnhaus des Schaffners ist nicht prächtig, aber fest, geräumig und bequem. Die besten Zimmer werden für den Commissär des Spitals oder für Herren von Bern aufgehoben, die hierher kommen. Außer den Wohnstuben, und den zu einer großen Haushaltung nothwendigen Gemächern und Kammern, hat der Schaffner noch einige Zimmer zu seiner Disposition. In einem von diesen und zwar in dem schlechtesten wohnte Rousseau, der es aber fast zu einer heiligen Stätte oder Wallfahrt gemacht hat. Der Schaffner ist stolz auf seinen ehemahligen Gast, und hat das Zimmer ohne alle Veränderung so gelassen, wie es zu Rousseau's Zeiten war. Die Wände sind nackt, ohne alle Tapeten oder Mahlerey, und in der ganzen Stube findet sich nur ein hölzerner Schrank, sechs gemeine mit grünem Tuche überzogene Stühle, ein eben so überzogener Tisch und ein reinliches mit grünen Vorhängen versehenes Bett. Durch das einzige Fenster hat man eine Aussicht auf den bebauten Theil der Insel, auf einen schmalen Arm des Sees und das gegenüber liegende flächere Ufer. Was aber dieses Zimmer seinem sonderbaren Bewohner vielleicht am theuersten gemacht hat, ist eine geheime Treppe, durch welche man unbemerkt

zum Hause hinaus kommen kann. Durch diese entfloh Rousseau oft in den Wald, wenn er von beschwerlichen Neugierigen besucht wurde.

An der Wand fanden wir mehrere erlauchte Nahmen, und auch wir schrieben die unsrigen hin, nicht um großen Vorgängern nachzuahmen, sondern um Freunden, die nach uns hierher kommen könnten, ein Andenken zurück zu lassen. Auf dem Ofen stand eine kleine gipserne Statüe, die Rousseau sehr ähnlich seyn soll, und die man wie sein Brustbild sehr häufig in der Schweiz sieht. In der kurzen Zeit, da er sich hier aufhielt, gewann er durch sein vertrauliches und liebreiches Betragen die Herzen nicht nur des Schaffners und seiner Frau, sondern auch aller übrigen Hausgenossen. Er hielt sich oft halbe und ganze Tage in dem Walde, bald auf diesem bald auf jenem Baume auf. Zu andern Zeiten legte er sich in einen Kahn, und überließ sich dem Triebe des Windes und den Bewegungen der Wellen, wodurch er einige Mahle bey plötzlich entstehenden Stürmen oder Windstößen in wirkliche Gefahr gerieth. Ungeachtet ich den waldigen Theil der Insel beym Spaziergehen und in süßen Träumereyen dem bebauten vorziehe, so würde ich doch zu meinem Lieblingsplätzchen nicht die dunkelsten Stellen des Waldes, sondern das

zwar beschattete, aber doch heitere Plätzchen wählen, wo ein niedlicher Salon für vornehme Gäste aus Bern gebauet ist, und sich zur Zeit der Weinlese die Jugend an jedem Sonntage zu frohen Tänzen versammelt. Hier setzten wir uns nach Tische in den Schatten ehrwürdiger Eichen hin, die auf der ganzen Insel nicht edler als hier sind, und ergetzten uns an der reinen und leichten Luft, die man auf dieser Höhe athmet, und an der Aussicht in den sanft bewegten See und auf alle die Örter, die an seinen feenhaften Ufern erbauet sind.

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ca/9783/kc/
100 —

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Briefe über die Schweiz

Bd.: 1

Wien 1791

Res/It.sing. 1446-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921489-2
VD18 80023479-001